

1/10
F. ✓
PP ✓

LIBRARY
UNIVERSITY OF
MUNICH

WÜRTTEMBERGISCH FRANKEN



1070

JAHRBUCH 1989

1106

Württembergisch Franken

Band 73

Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



Schwäbisch Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1989



V564/21

ISSN 0084-3067

Herausgegeben vom Historischen Verein für Württembergisch Franken

Schriftleitung: Franz Moegle-Hofacker

unter Mitarbeit von Manfred Akermann und Hans-P. Müller

Alle Rechte beim Herausgeber

Für den Inhalt einschließlich Abbildungen

zeichnen die Verfasser verantwortlich

Gesamtherstellung: Hohenloher Druck- und Verlagshaus Gerabronn

Titelbild auf Schutzumschlag: Stiftskirche in Öhringen

(Foto: Kirche Murrhardt)

Inhalt

Vorwort	6
Marianne Schumm: Adelheid von Öhringen, etwa 970 bis 1041	7
August Nitschke: Peter und Paul zwischen Kaiser und Papst (Öhringen)	17
Gerhard Taddey: Regensburg und Öhringen	27
Gunther Franz: Vom Chorherrenstift zum Hohenlohe-Gymnasium (Öhringen)	45
Hermann Berkenhoff: Bauzustand und Sanierungsarbeiten (Öhringen)	71
Kurt Bittel: Der Tempel des Apollo Grannus in Faimingen	81
Günter Stachel: Funde aus einer spätmittelalterlichen Kloake im Kernbereich der Altstadt Crailsheim	99

Ernst Müller:	
Georg von Harstall und die Stadt Schwäbisch Hall in der Zeit von 1571 bis 1573	129
Franz Moegle-Hofacker:	
Stadt und Staat im Kleinformat	141
Heide Wunder:	
Die Macht der Bilder und das historische Argument	155
Achim Frick:	
Geschichte der Oberen Schafscheuer, Gemeinde Murrhardt	165
Hans-Peter Müller:	
Johann Haigold aus Schwäbisch Hall-Tüngental (1817—1903).....	179
Walter Dürr:	
Die Arztfamilie Dürr und das Evangelische Diakonissenhaus	203
Ulrich Müller:	
Displaced persons in Schwäbisch Hall 1945—1950	247
Theo Simon:	
Der verschüttete Umlaufberg von Schwäbisch Hall	271
P. Leo Trunk OSB:	
Deubach – Ein Dorfname und seine erste urkundliche Erwähnung ...	279

Gerhard Fritz:	
Archäologische Sichtbefunde im Murrhardter »Rößle-Quartier«	285
Kuno Ulshöfer:	
7wei bisher unbeachtete Haller Chroniken	289
Neue Bücher	293
Verfasser und Herausgeber der besprochenen Bücher	354
In memoriam Gerd Wunder	355
Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken . . .	363
Orts- und Personenregister	371
Verzeichnis der Mitarbeiter	377

Vorwort

Das Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken präsentiert sich 1989 in einem neuen Kleid: Dem farbigen Inhalt, den wie immer überaus gehaltvollen und nuancenreichen Beiträgen zu vielerlei Aspekten der Geschichte, Geographie und Landeskunde im weitesten Sinn im Raum Württembergisch-Franken, möchte die gefällige Aufmachung mit einem farbigen Schutzumschlag noch mehr Sinnfälligkeit verleihen. Dem dient auch die großzügige Erweiterung des Bildteils.

Das Jahrbuch stellt so neben seiner traditionellen Aufgabe – der Vorstellung und Diskussion neuer Ergebnisse aus der württembergisch-fränkischen Geschichtsforschung – den mit dem Kultur- und Geistesleben unserer Region Befassten ein Forum zur Darstellung ihrer Arbeit zur Verfügung. Deshalb wurden die profunden Beiträge zu den verschiedenen Gedenkjahren in der Region in der ansprechenden Vortragsform aufgenommen; dies betrifft die Jubiläen »950 Jahre Stift Öhringen« und »300 Jahre Waldenburger Bürgerordnung«, die beide 1987 gefeiert wurden. Die Dokumentation solcher Schwerpunkte kultureller Arbeit zum geschichtlichen Profil Württembergisch-Frankens soll auch künftig ihren Platz im Jahrbuch des Historischen Vereins haben. Die Aufgabe, diese Höhepunkte in der Präsentation vielfältiger Aspekte des geschichtlichen Werdens unseres Kulturraums im »Verbund« festzuhalten, wird auch gerade in den Bereichen gewinnbringend sein, die einerseits aufgrund ihrer Vielschichtigkeit das Zusammenwirken vieler erfordern, wo andererseits aber Einzelbeiträge nicht den Umfang von eigenständigen Monographien erreichen. Im kommenden Jahrbuch 1990 wird ein solcher Schwerpunkt – darauf darf schon hingewiesen werden – die Tagung »Historische Musik aus dem baden-württembergischen Franken« vom 16. bis 18. Juni 1989 in Schöntal sein.

Damit möchten wir gerade auch unsere Mitglieder über die klassische Vortragsarbeit hinaus verstärkt auf kulturelle Ereignisse aufmerksam machen, die über den Rahmen des Vereins hinausgehen und nur in Zusammenarbeit mit anderen Trägern möglich sind. Sie sind eine wertvolle Bereicherung der bisher im Verein geleisteten unschätzbaren Arbeit bei der Erforschung der Geschichte der Region Württembergisch-Franken.

Mein Dank gilt allen, die am Zustandekommen des Jahrbuchs mitgewirkt haben: den Autoren, dem Schriftleiter, Herrn Oberstaatsarchivrat Dr. Franz Moegle-Hofacker, den Herren Stadtoberarchivrat Manfred Akermann und Kreisarchivrat Dr. Hans-Peter Müller sowie dem Hohenloher Druck- und Verlags- und Buchhandlung Gerabronn.

Albert Rothmund
Vorsitzender des
Historischen Vereins für
Württembergisch Franken

Adelheid von Öhringen, etwa 970—1041*

VON MARIANNE SCHUMM

Ich grüße Sie in Öhringen – in diesen Tagen des besonderen Gedenkens, seit Bischof Gebhard von Regensburg im Jahre 1037 auf Bitten seiner Mutter, der Gräfin Adelheid, also vor 950 Jahren, die Pfarrkirche in Öhringen in ein Chorherrenstift umgewandelt hat. Das Stift erhielt alle Begabungen, die auch die Pfarrkirche besessen hatte, und dazu noch – wie es in dem Stiftungsbrief heißt, der bis zum heutigen Tag im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein aufbewahrt wird – die vier Villae = Weiler, die er von seinen Eltern (der Vater lebte damals schon nicht mehr) geerbt hatte. Ernsbach, Eichach, Pfahlbach und Ohrnberg und außerdem die Weiler des Ohrnwaldes, die schon bestehen, und die, die noch entstehen würden. Sechs gräfliche Zeugen, von denen Professor Hans-Martin Decker-Hauff in seinem Aufsatz über den Stiftungsbrief die verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Stifterin genealogisch erforscht hat, bestätigen die Urkunde. Der weltliche Vogt des Stiftes wurde Graf Burkhard von Kumburg – wie man heute weiß, ein Schwiegersohn der Gräfin Adelheid.

Eindrucksvoll ist es zu überlegen, welch einfache Siedlungen die im Stiftungsbrief genannten Villae ausmachten. Es waren Häuser mit Schlierwänden – vielleicht nur einem Raum mit gestampftem Boden – und in der Mitte eine Steinsetzung als Feuerstelle. Und so waren auch die Weiler auf dem Ohrnwald, den wir auch noch heute so nennen – Mischwald von Buchen, Erlen, Haselbüschen und die mächtigen Eichen dazwischen, unter die man im Herbst die Schweine ins sogenannte »Geäckereich« treiben konnte – das begehrte und erhoffte Mastfutter für das ganze Jahr.

Dieser Ohrnwald, auf dem heute unsere stattlichen Weiler stehen, obstbaumumstanden inmitten der Pracht der wogenden Felder, den in Jahrhunderten mit Fleiß und Tüchtigkeit unsere Bauern von der Ohrn bis zum Kocher gerodet haben; bis zur Reformation war dieses ganze reiche Land dem Stift zinsbar, bis es dann von dieser Zeit ab, als die Hohenlohe Landesherren wurden, Mittelpunkt der Hohenlohischen Herrschaft wurde.

Der Stiftungsbrief von 1037 ist das einzige Dokument, in dem Adelheid von Öhringen wörtlich in Erscheinung tritt. Und da es wenig ist, was wir sonst von ihr wissen, so sei es erlaubt, mit einiger Phantasie ihr Leben auf dem großen geschichtlichen Hintergrund als Mutter eines der bedeutendsten Kaiser des hohen Mittelalters nachzuvollziehen.

* Der hier abgedruckte Text wurde der Redaktion freundlicherweise von Frau Dr. med. Schönborn, geb. Schumm, überlassen. Er wurde nahezu völlig unverändert belassen, so daß diejenigen, die Frau Schumms freie Rede kannten, sich den nicht mehr gehaltenen Vortrag möglichst originalgetreu gegenwärtigen können.



Bischof Gebhard (Sohn Adelheids) und Burkhard v. Comburg (Schwiegersohn) sind zusammen mit Adelheid auf dem Stifterbild dargestellt (Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein, Obleibuch, ca. 1430, Abb. nach Farbpostkarte des Dekanats Öhringen)

Etwa 970 als Tochter des Grafen Richard von Metz geboren, wurde sie wohl früh vermählt mit dem Grafen Heinrich von Franken und Wormsfeld – aus dem bedeutenden Geschlecht der Salier-Enkel des Herzogs Konrad des Roten, der durch seine Tapferkeit und sein Feldherrengeschick am glühendheißen 11. August 955 in der großen Ungarnschlacht auf dem Lechfeld den Sieg erfocht, aber dabei den Tod fand.

Heinrich, Adelheids Gemahl, starb wohl früh, und die Kinder waren noch klein, eine Tochter Judith, die wohl als Kind starb; Konrad, der spätere Kaiser; und eine Tochter Rothild, die Gebhard von Egisheim heiratete. Dieser war der Bruder von Bruno von Egisheim, der unter Heinrich III. Adelheids Enkel, als Papst Leo IX. der bedeutendste unter den vier deutschen Päpsten dieses großen Kaisers war.

Seit dem vorigen Jahrhundert steht auf dem hochragenden Felsen der Dagsburg über den Saarquellen mit dem Blick auf die Wälder der Vogesen eine Kapelle und ein Denkmal zu Ehren dieses Papstes.

Adelheid lebte wohl auf der Limburg auf der Hardt, dem Burgsitz der Salier in dieser Zeit. Ihr festes Haus, die Munitio, hatten die Salier in Worms ebenso wie ihre alte Gruft im Dom. Bald nach dem Tod des ersten Gemahls – die Kinder waren noch klein – ging Adelheid eine zweite Ehe ein, und wenn auch der zweite Gemahl urkundlich nirgends erwähnt wird, so wissen wir doch heute aufgrund genealogischer Forschungen – vor allem von Hans-Martin Decker-Hauff –, daß es Poppo von Lauffen war, aus dem bedeutendsten Geschlecht unseres Raumes, dessen Burgsitz bis zum heutigen Tag über dem Neckarknie bei Lauffen steht und der wohl auch durch Beerbung der Stiftungsbriefgrafen Weinsberg innehatte. Auch aus dieser Ehe hatte Adelheid Kinder, die mit den Halbgeschwistern anscheinend in gutem Einvernehmen aufwuchsen, wie spätere Vergabungen des Kaisers dartun. Unter den Söhnen führte Poppo das Lauffener Geschlecht fort bis zu Bruno, dem Erzbischof von Trier; Heinrich zu den Grafen von Henneberg. Eine Tochter heiratete Burkhard von Komburg, der Vogt des Öhringer Stiftes wird; und Regilla von Arnswald an der Traun wird die Mutter von Bischof Adalbert von Würzburg. Urkundlich erwähnt wird nur der letzte unter den Söhnen, nämlich Gebhard, der Bischof von Regensburg – der Stifter des Öhringer Kollegiatstiftes 1037. Da es nicht üblich war, junge Fürsten fern ihres Stammsitzes aufwachsen zu lassen, so kam Konrad – der älteste Sohn Adelheids – fast noch als Knabe schon mit zehn oder zwölf Jahren zur Erziehung nach Worms. Und nicht etwa zu dem Großvater, Herzog Otto von Kärnten, oder zu dem Onkel, dem Grafen Konrad, sondern in das Haus des Bischofs Burkhard. Die Mutter wird wohl gewußt haben, in welch schlimme Verhältnisse sie den noch so jungen Sohn geben mußte. Der Bischof war seit Jahren mit dem salischen Hause verfeindet und versuchte alles, es aus Worms zu vertreiben, und so die alleinige Herrschaft zu haben. Die schlimmsten Verleumdungen wurden zwischen den Parteien ausgetauscht und in der Vita des Bischofs heißt es, daß nur ein Glied

der Familie friedfertig war – und damit ist Konrad gemeint. Merkwürdigerweise wuchs er ohne jede geistige Bildung auf, was er zeitlebens als Mangel empfand und bei seinem Sohn um so mehr auszugleichen suchte. Doch blieb er dem Bischof immer zugetan und besuchte ihn auch noch als König in dessen letzten Lebenstagen. Vorher war es dem Bischof allerdings gelungen, die Salier ganz aus Worms zu vertreiben durch einen Tausch mit Bruchsal, und so Alleinherr zu werden. Konrad mußte sich schon als Jüngling um sein Erbe wehren – sowohl in Worms als auch gegen Adalbert von Eppstein, der als Nachfolger von Konrads Großvater Herzog von Kärnten geworden war.

Schließlich hatte er auch noch den Kaiser gegen sich, als er gegen das kanonische Recht im Jahre 1016 Gisela, die schöne, reiche und kluge Witwe Herzog Ernsts I. von Schwaben heiratete. Konrad und Gisela waren verwandt. Sie stammten beide in der vierten Generation von Otto dem Großen ab. Diese Ehe aber stärkte nicht wenig sein Gewicht als Anwärter auf den deutschen Königsthron.

1024 starb Heinrich der Heilige, der letzte Sachse, und nun kam es zur Königswahl. Diese eindrucksvolle Wahl des Hohen Mittelalters ist von Wipo, dem Chronisten des Königs, so beschrieben, daß es Wert ist, sie nachzubeschreiben. Am 8. September 1025, an Mariä Geburt, als die letzten Schwalben flogen, fand sie statt nach altem germanischen Brauch auf dem Campus, dem Feld, am Rhein zwischen Worms und Mainz gegenüber Oppenheim unter freiem Himmel auf der weiten Ebene, die die größte Menschenansammlung faßt.

Vor zehn Jahren sah ich diese Ebene noch im Vorbeifahren ziemlich unbebaut. Die Inseln im Rhein bieten eine vorzügliche und sichere Gelegenheit für geheime Verhandlungen. Alle Großen, sozusagen Mark und Herz des Reiches, kamen da hin und schlugen zu beiden Seiten des Stromes ihre Zelte auf. Der Strom trennt Germanien von Gallien. Und so erschienen von hier die Sachsen, die Ostfranken, die benachbarten Slaven, die Noriker (das sind die Bayern) mit den Alemannen, und von dort die jenseits des Rheins wohnenden Franken, die Ripuarier und Lothringer. Man unterhandelt über die wichtigste Staatsangelegenheit, man ist unsicher in der Wahl. Es ging ja nicht um ein Ding von geringer Tragweite, sondern um etwas, was mit dem Verderben des ganzen Reichskörpers enden konnte, wenn es nicht sozusagen mit glühendem Herzen im höchsten Eifer ausgekocht wurde. In der engsten Wahl handelte es sich schließlich um zwei Konrade, von denen der eine als der Betagtere »Konrad der Ältere«, der andere »Konrad der Jüngere« hieß. Beide waren deutsche Franken und beide stammten von Brüdern ab.

Der Jüngere war mit einer Enkelin des Königs Konrad von Burgund verheiratet, des Älteren Mutter, Adelheid, war eine Frau aus einem der ersten Geschlechter Lothringens. Dies ist der Hinweis Wipos auf das Geschlecht der Adelheid von Öhringen. So einigten sich die Großen schließlich auf den älte-

ren Konrad, den Sohn Adelheids, dem sie wegen seiner Tüchtigkeit und seiner Rechtschaffenheit den Vorzug gaben, vielleicht nicht zuletzt auch, weil er ihnen die geringere Macht zu haben schien. Darin sollten sie sich aber gründlich täuschen. Denn mit Konrad II. dem Adelheidsohn, kam einer der machtvollsten Herrscher auf den Deutschen Thron, und bald kam das Sprichwort in Umlauf »An Konrads Sattel hängen Karls Steigbügel«. Um eines Hauptes länger als alles Volk, der sonst so ernste, fröhlichen Antlitzes und würdigen Ganges, schritt Konrad in Mainz zum Dom, um von Bischof Aribo die Königsweihe zu empfangen, die seiner Gemahlin Gisela zunächst – wohl wegen der kanonisch nicht erlaubten Ehe – verweigert und erst zehn Tage später durch Bischof Pilgrim von Köln verliehen wurde. Gisela, des Königs geliebte Gemahlin, war seine unentbehrliche Begleiterin in seiner ganzen Regierungszeit. Sicher ist, daß Adelheid – die Mutter – auf keinen Fall persönlich an diesen Ereignissen teilgenommen hat. Doch werden edle Boten gekommen sein, um der Mutter des Königs zu huldigen.

Nach der Wahl und Königsweihe ritt das königliche Paar zunächst nach Aachen, wo Konrad auf dem Thron Karls des Großen Recht sprach, und Wipo schildert, wie voll Liebenswürdigkeit und Güte, voll Klugheit und trefender Strenge, rastlos tätig in allem, was dem Reiche am meisten frommte, Konrad die Regierung führte. Wipo betont, daß er nicht noch mehr sagen wolle, weil er dann wohl nicht mehr glaubwürdig scheine. Bosl schreibt im biographischen Wörterbuch: »Konrad war ein nüchterner Realist, ein Politiker voll Tatkraft, ein bedeutender Staatsmann und Feldherr, der in einer mählich anders werdenden Welt auch neue Wege der Macht und Politik beschritt. Ihm ging es im Innern um die Konzentration des königlichen Machtpotentials zum Einsatz für die innere Konsolidierung der Herrschaft«. Schon 1028 ordnete er die Thronfolge seines damals elfjährigen Sohnes Heinrich. Die Reichskirche benutzte er als Werkzeug königlicher Macht. Das Lehnswesen baute er aus als Werkzeug königlicher Macht zu einer allein dem König zur Verfügung stehenden unteren, aber wirksamen Führungsschicht. Das Fehlen einer starken Zentralmacht in Italien glich er aus durch die Stärkung der kleinen Vasallen gegen die führende Schicht der Capitanei. Auf dem zweiten Italienzug machte er die kleinen Lehen im Mannesstamm erblich, was ihre Folgen gegenüber den Stadtherren hatte. Die Entmachtung der Stammeshertzogtümer war gleichfalls eine Tat Konrads. Seinem Sohn (Heinrich III.) übertrug er 1027 das Herzogtum Bayern, 1028 das Herzogtum Schwaben, sodann 1029 das Herzogtum Kärnten und baute damit einen gewaltigen Machtkomplex des Königtums in Süddeutschland auf. Seine zupackende und zugleich diplomatische Art sicherte die königliche Autorität in der Begegnung mit Polen, Ungarn und Dänen. Das Freundschaftsbündnis mit dem Großraumherrscher des Nordens, mit Knut dem Großen von Dänemark, wurde mit der Verlobung der Gunhild von Dänemark mit dem Sohn, dem späteren Heinrich III., besiegelt. Die Hochzeit war 1036.



Adelheid als »Regina«; Mutter Konrads II., Großmutter Heinrichs III. (HZAN, Obleibuch, ca. 1430, Abbildung hier nach Farbpostkarte des Dekanats Öhringen)

Große Schwierigkeiten hatte der Kaiser durch die Aufstände des Herzogs Ernst II. von Schwaben, des Sohnes von Gisela aus ihrer Ehe mit Herzog Ernst I. Der Jüngling lehnte sich gegen den Stiefvater wegen des Königreichs Burgund auf, das er über seine Großmutter beanspruchte. Für den König aber war es das unverzichtbare Durchgangsland nach Italien. Die Unruhen hörten erst auf, als Herzog Ernst in einem dieser Kämpfe fiel. Seine unglückliche Gestalt hat das Volk mit Sagen und Legenden umwoben, und das Volksbuch von Herzog Ernst von Schwaben kannte früher, auch durch Uhlands Dichtungen, in Schwaben jedes Kind.

Konrads Mutter, die Gräfin Adelheid, war wohl nie persönlich am Kaiserhof. Wenigstens haben wir davon keinerlei Nachrichten. Und ob der Sohn die Mutter auf seiner Rückkehr von seinen Italienreisen, insbesondere seiner Rückkehr von der glorreichen Kaiserkrönung in Rom 1027, besucht hat, wissen wir nicht. Wohl aber scheint es auf Tatsachen zu beruhen, daß Konrad von einer Gesandtschaft an den Oströmischen Kaiser kostbare Reliquien bekommen hat, die er der Mutter schenkte, als er erfuhr, das sie die Krypta in Öhringen zu ihrer Grablege bestimmt habe.

Die fromme Frau war schon früh der Kluniazensischen Reform in Burgund zugetan. Abt Odilo von Cluny, der bedeutende Fortsetzer der von Abt Odo begonnenen Reform war ihr Zeitgenosse. Lothringen, dem sie selbst entstammte, erschloß sich nächst Burgund am frühesten der Bewegung, und so mag auch Adelheid schon früh unter ihrem Einfluß gestanden haben. Ihrem Sohn Konrad allerdings stand die reichskirchliche Reform von Gorze wesentlich näher. Gorze, von Bischof Chrodegang bei Metz gegründet, stand mit seiner Reform dem Königtum und dem Adel nahe, hatte geistige Bestrebungen und eine berühmte Bibliothek. Im Gegensatz zu Cluny, das von jeder bischöflichen Aufsicht frei und nur dem Papst unterstellt sein wollte, stand Gorze zum Königtum. Der aus einem Rittergeschlecht hervorgegangene bedeutende Abt Poppo von Stablo war mit Kaiser Konrad befreundet, und dieser war es wohl auch, der Konrad bewog, seinen Stammsitz – die Limburg auf der Hardt – zu einem Kloster zu stiften. Und es ist überliefert, daß der Kaiser im Juni 1030 morgens um 5 Uhr den Grundstein dafür legte und dann den ganzen Tag, die 30 km bis nach Speyer ritt, um dort den gewaltigen Dom zu gründen, dessen Krypta fortan die Grablege für die Kaiser und Könige wurde. Unermüdlich tätig hatte Konrad sein Reich fest in der Hand.

Adelheid – seine Mutter – aber hatte in dieser Zeit längst Sorge um Gebhard, dem jüngsten der Söhne aus ihrer zweiten Ehe. Er, der im Stiftungsbrief erwähnt ist, wurde – wohl auf Wunsch seiner frommen Mutter, vielleicht aber auch nach dem Willen seines Halbbruders des Kaisers – schon als Knabe mit zehn oder zwölf Jahren in die Domschule nach Würzburg geschickt, um Geistlicher zu werden, was weder seinem Willen noch seiner Veranlagung entsprach. Was er sich wünschte war ein ritterliches Leben. Gegen seine Neigung in ein ihm nicht gemäßes Leben gedrängt ist er das Beispiel eines Menschen,

der aus der ihm gemäßen Bahn geworfen im Leben durchaus nicht zurechtzukommen vermag. Widerstand gegen Konrad, seinen Halbbruder, Anzettelung von Intrigen, waren die Folgen – ja, mußten die Folgen im Leben dieses Menschen sein.

Die heutige Psychologie versteht das und versucht, daraus in vielen Fällen Konsequenzen zu ziehen, aber vor 1000 Jahren gab es solche Erwägungen nicht.

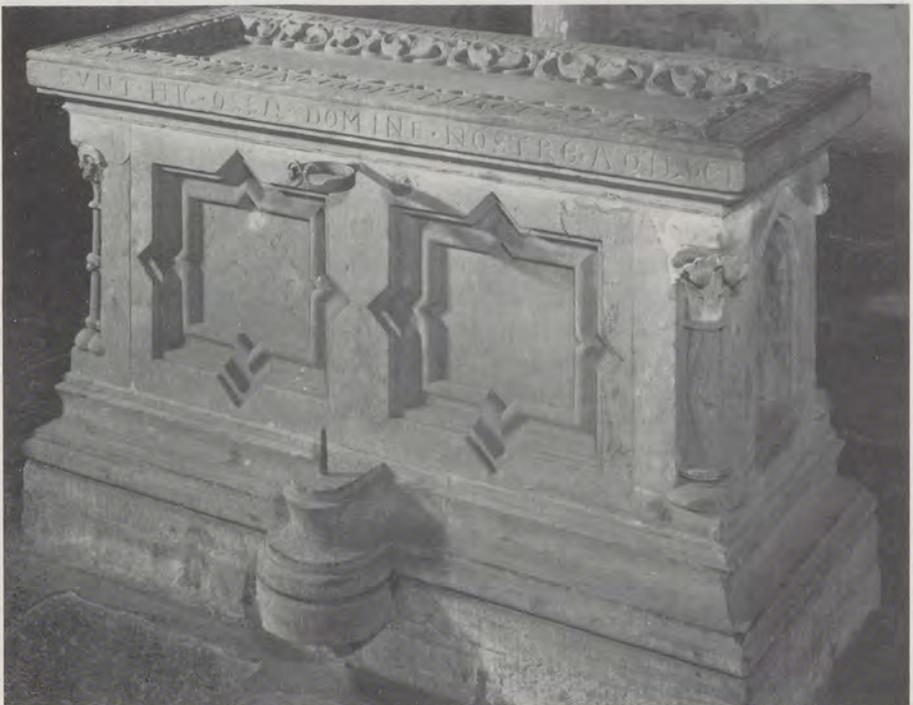
1027 – nach seiner Rückkehr aus Italien – zwang Konrad den Bruder auf einer Synode in Frankfurt in den geistlichen Stand zurück. Er gab ihm aber dann das bedeutende Bistum Regensburg, auf dem er auch Macht und Reichtum entfalten konnte, und als Bischof von Regensburg wird er durch seine Mutter veranlaßt, der Gründer des Öhringer Stiftes zu werden. Er hat den Kaiser um 20 Jahre überlebt.

Unermüdlich tätig – auch unter Kämpfen und Schwierigkeiten – hatte Konrad sein Reich fest in der Hand. Er zog 1038 noch einmal über die Alpen und kam dabei bis Neapel und Capua. Von dieser Reise kehrte er schwerkrank zurück, erholte sich aber wieder und weilte im Herbst 1038 in Ostfranken, wobei er die Mutter und ihr Stift in Öhringen besucht haben könnte. Wir wissen nicht sicher, ob Adelheid noch lebte, als Kaiser Konrad im Juni 1039 starb. Wir können es aber annehmen, da auf dem Adelheid-Sarkophag das Jahr 1041 als ihr Todesjahr angegeben ist. Alles, was wir sonst über Adelheid von Öhringen wissen, stammt aus einer späteren Zeit.

Die Anniversarienbücher des Stiftes aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, die die fromme Gestalt der Stifterin zum Mittelpunkt einer Wallfahrt machen wollten, erzählen allerhand Geschichten und Legenden, in denen sich Wahres und Erdichtetes durcheinanderschlingen. Da wird sie zur Kuniginne Adelheid erhoben, die auf Weinsberg saß, dem ererbten Sitz ihres zweiten Gemahls Poppo von Lauffen. Von dort fuhr sie nicht etwa mit dem Wagen oder Karren nach Öhringen, sondern in ihrer großen Demut ging sie mit einer Magd zu Fuß, um in ihrer Kirche die Messe zu hören. Und einmal habe sie sich verspätet, und da habe man ihr die Botschaft gebracht, daß zwei Löwen aus dem Wald gekommen seien und ihre beiden jungen Söhne gefressen hätten – und darüber sei sie wohl erschrocken; aber sie wisse ja gewiß, daß die Seelen der Kinder jetzt in der ewigen Seligkeit seien, während sie noch lang an ihrer Saumseligkeit zu tragen und zu büßen habe. Daß die beiden Löwen, die bis zum heutigen Tag am Löwentor als dem Rest der ersten Stiftskirche eingemauert sind, als Symbole Christi sich an vielen Kirchen der Zeit finden, dessen war man sich im 15. Jahrhundert nicht mehr bewußt. Und so wird auch erzählt, daß vor allem Frauen zu dem großen Adelheid-Sarkophag kamen, um hier zu beten und Heilung von allerhand »Gebresten« zu finden und sich vor allem in Kindsnöten bald ihres Kindleins freuen durften.

Mit 70 bis 76 Jahren hätte Adelheid unter den fürstlichen Frauen des Hohen Mittelalters ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht.

Den unvorstellbaren Strapazen, die die Kaiserinnen und Königinnen an der Seite des Gemahls durch das Reich und über die Alpen ziehend ertragen mußten, war sie nicht ausgesetzt. Ganz Unrecht haben die Traditionsbücher des Stiftes sicher nicht, wenn sie von dem einfachen, alle Anfechtungen überwindenden Gott wohlgefälligen Leben der edlen Frau Adelheid erzählen, die dadurch gewiß das ewige Heil erlangt habe. 200 Jahre nach ihrem Tod bettete man die Gebeine der Stifterin in den prächtig-feierlichen Sarkophag, der bis zum heutigen Tag – nach 750 Jahren – der heimliche Mittelpunkt der Stiftskirche in Öhringen ist. Dieser Sarkophag – 200 Jahre nach Adelheids Tod errichtet – bedarf einer besonderen Erwähnung. Bei ihrem Tod – wohl 1041 zweifellos in einer schlichten romanischen Tumba beigesetzt – fragt man sich, wie es dazu kam, daß sie genau nach 200 Jahren in diesen Sarkophag umgebettet worden ist – diesen Sarkophag edelster staufischer Kunst mit dieser Aufschrift von literarischer Form und Poesie sondergleichen: »Hujus fundatrix templi jacet hic tumulata, Conradi regis genetrix Adelheida vocata« (Diese Kirchengründerin liegt hier begraben, Konrads des Königs Mutter, Adelheid genannt).



Adelheids Sarkophag in der Krypta der Öhringer Stiftskirche

Dieser Hexameter umschreibt als großartiges Ornament den Deckel des Sarkophags. Darunter aber steht geschrieben:

Ich übersetze – »Anno 1241, den 10. Februar, sind hier die Gebeine unserer Herrin Adelheid umgebettet worden«.

Wegen der evtl. Wallfahrt hatten die Stiftsherren eigentlich keinen Grund, diese aufwendige Umbettung vorzunehmen. Und nun sei mir eine kühne Theorie erlaubt.

Friedrich II. – der große Staufer – kam schon in der ersten Phase der Festigung seiner Herrschaft in Deutschland in besondere Beziehung zu Öhringen, das ihm als Reichsstadt, 3 Reitstunden je zwischen Heilbronn und Hall, genehm gewesen wäre. Öhringen gehörte dem Bischof von Regensburg, der seinerseits in seinen Mauern zwei reichsfreie Frauenklöster – Obermünster und Niedermünster – hatte und so wurde ein Tausch erwogen. Die beiden Äbtissinnen aber gingen in Würzburg vor den König, wandten sich an den Fürstenrat und erklärten auf das bestimmteste, daß es nicht erlaubt sei, daß eine Herrschaft – in diesem Fall ihre Klöster – gegen den Willen der Herrscher, also dem Willen ihrer selbst und ihrer Ministerialen, vertauscht würde. Der Staufer mußte sich fügen. Der Tausch unterblieb, und Öhringen blieb Regensburgische Stiftsstadt, bis es nach der Reformation Mittelpunkt der Hohenlohischen Grafschaft für Konsistorium und Schulen wurde und das bis zur Mediatisierung blieb. Wie also schon gesagt, war Öhringen dem Kaiser durchaus nicht fremd. Man weiß aus mehreren Beispielen, wie wichtig Friedrich II. der Kult um seine Ahnen war. Und so wußte er zweifellos auch, daß Adelheid von Öhringen seine Ahnfrau war. Heinrich IV. – ihr Urenkel, der so schwer geprüfte Salier – gab seine Tochter Agnes seinem treuesten Parteigänger – Friedrich von Schwaben – zur Gemahlin und machte ihn zum Herzog von Schwaben. Durch diese Ehe wird Agnes die Großmutter Friedrich Barbarossas und damit die Vorfahrin aller Staufer bis zu Konradin. Und so wurde Adelheid von Öhringen die Mutter der Könige, sowohl der Salier als auch der Staufer, in viel bedeutenderem Maße als Adelheid von Burgund, die Gemahlin Ottos des Großen.

Und nun sei der Gedanke erlaubt – Bitte, nehmen Sie es als reine Theorie –, daß es Friedrichs II. Künstler waren, die seiner Stammutter diesen Sarkophag errichtet haben. Ich war dabei, als in den 50er Jahren unter Beisein der Tübinger Anthropologin, Frau Professor Erhardt, der Sarkophag geöffnet wurde. Ungeordnet lagen die Gebeine auf seinem Grund. Nach einigen Wochen der Untersuchung wurden sie von Frau Erhardt wieder zurückgebracht; und ich war wieder dabei, als sie die Gebeine auf den Grund des Sarges zurücklegte, voll Ruhe und Andacht, das Skelett eine sehr zierlichen, etwa 70jährigen Frau, an dem nur ein Fingerglied fehlte, ein Zeichen, mit welcher Sorgfalt die Umbettung 1241 – vor 750 Jahren also – vorgenommen worden war. Und so ruht Adelheid von Öhringen, wie es kaum einer anderen Fürstin des Hohen Mittelalters vergönnt ist, in der Krypta – dieser ihrer Kirche – wahrhaftig eine »Urkunde« ganz besonderer Art und auch heute noch der geheime Mittelpunkt von Kirche und Stadt und unserem Hohenlohischen Land.

Peter und Paul zwischen Kaiser und Papst*

VON AUGUST NITSCHKE

Eine Geburtstagsfeier: Heute vor 950 Jahren wurde in einer Urkunde Bischof Gebhards von Regensburg die Gründung des Stiftes in Öhringen bestätigt. Jedenfalls bezeugt dies eine spätere Überlieferung. Auch erst aus späteren Zeugnissen wissen wir, daß Petrus und Paulus Herren dieses Stiftes waren. – Ich werde am Anfang ein paar Worte zur Herrschaft und zur Freiheit sagen und dann zwei Fragen stellen. Dabei möchte ich Sie in die damalige politische und soziale Welt einführen.

Die Herrschaft: Heute ist Oktav des Laurentius, d. h. der achte Tag nach dem Laurentiusfest. Am 17. August 1037, an dem die Urkunde unterschrieben wurde, der dieses Stift sein Leben verdankt, war Konrad II. in Aquileja. Er war damals bereits zehn Jahre Kaiser und vier Jahre König von Burgund. In Aquileja konnte er sich zu Hause fühlen; denn er verfügte über die Kirchen Italiens – wie wir sagen würden – nach eigenem Gutdünken. Dort hatte er einen Bischof eingesetzt, genauso in Ravenna, auch in mehreren Bistümern, die in der Toskana lagen. Die Oktav des Laurentius nutzte er dazu, um die Schenkung des Ortes San Lorenzo an die Kirche von Cittanuova zu bestätigen.¹ Allerdings machte ihm gerade in diesem Jahr sein alter Freund und treuer Gefolgsmann, der Erzbischof Aribert von Mailand, Schwierigkeiten. Konrad hatte ihn sogar gefangengenommen, dieser aber war im Gewand eines Mönches nachts heimlich entflohen. So hatte er ihn und anschließend gleich drei weitere Bischöfe abgesetzt, ohne daß die geistlichen Gerichte dazu einberufen wurden.

Konrads Sohn, Heinrich III., hatte Widerspruch angemeldet, der Papst keineswegs. Im Gegenteil: Der Mann, der seit vier Jahren Papst war, Benedikt IX., hatte den Erzbischof von Mailand im nächsten Jahr seinerseits gebannt.² Dieser Kaiser entschied somit, wer Bischof und Erzbischof wurde in Italien, Deutschland und Burgund. Er erreichte beim Papst, daß seine eigenen politischen Gegner vom Papst aus der Kirche ausgeschlossen wurden. Was war – das wird unsere erste Frage sein – das für eine Kirche, die sich so vom Kaiser in Abhängigkeit befand?

* Vortrag von Prof. Dr. August Nitschke, Stuttgart, gehalten am 17. August 1987 in der Öhringer Stiftskirche

1 Die Urkunde vom 17. August 1037 steht in: Württembergisches Urkundenbuch (WUB), hg. v. königlichen Staatsarchiv in Stuttgart 1, Aalen 1972, Nr. 222, S. 263. Zu Konrads Urkunde s. Monumenta Germaniae Historica (MGH), Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, 4. Die Urkunde Konrads II., Berlin 1957, Nr. 249, S. 343 f.

2 *Harry Breßlau*: Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Konrad II., Leipzig 1884, S. 136 f., S. 250 f., S. 253, S. 286 f.

Die Freiheit: Wir wissen nicht so genau, ob das Stift wirklich schon 1037 Petrus und Paulus unterstellt war. In der Stiftungsurkunde steht davon kein Wort. Wir wissen wohl, daß es Petrus- und Pauluskirchen gab – auch in der Nachbarschaft – die im 8. und 9. Jahrhundert gegründet worden waren. Auch der Dom von Regensburg, dessen Bischof bei der Gründung eine maßgebliche Bedeutung besaß, war Petrus unterstellt, und es ist nicht völlig ausgeschlossen, daß der Einfluß dieses Bischofs in Öhringen einen älteren Heiligen verdrängt hat. Genaueres können wir nicht sagen.



Paulus

Petrus

aus der Öhringer Stiftskirche
(Foto: Kircher/Moegle-Hofacker)

Was Petrus den Menschen bedeutete, möchte ich an Cluny erläutern. Das Kloster Cluny wurde bei seiner Gründung im Jahre 910 auch Petrus und Paulus geweiht. Der Gründer schreibt in der Stiftungsurkunde, in der er sich an die beiden Apostel wendet: *Ich beschwöre Euch, o heilige Apostel und glorreiche Fürsten der Erde, Peter und Paul..., daß Ihr durch kanonische*

*und apostolische Autorität, die Ihr von Gott annahmt, alle Räuber und Eindringlinge und Verschwender der Güter, die ich jetzt mit heiterem Sinn und bereitem Willen schenke, aus der Gemeinschaft der heiligen Kirche Gottes und des ewigen Lebens entfernt.*³

Hinter diesen Worten steht die Vorstellung, daß die Heiligen die Herren derjenigen Kirche sind, die ihnen geweiht wurden, und zwar im streng juristischen Sinn. Ihnen gehören sie und sie verfügen über die Besitzungen. Wer der Kirche schadet, schadet ihnen, in diesem Fall hier in Öhringen Petrus und Paulus.

Die Strafen, die demjenigen drohen, der sich gegen Petrus wendet, können dadurch besonders hart ausfallen, daß Petrus Himmelspfortner ist. Ein Papst, Stefan II., schreibt in einem Brief: Wer sich an dem Besitz der Kirchen von Petrus vergreife, dessen Körper werde zerrissen und gequält werden und dessen Seele werde im ewigen und unlöschbaren höllischen Feuer mit dem Teufel und dessen pestbringenden Engeln zu leiden haben.⁴ Petrus schützt in einer besonderen Weise. Die Rache, die er denjenigen zukommen läßt, die sich an seinem Besitz vergreifen, ist fürchterlich.

Dieser Zusammenhang hat noch einen anderen Aspekt. Wer sich in Abhängigkeit von Petrus begibt, tritt zu den höhergestellten Kirchen, die ebenfalls Petrus unterstellt sind, in eine unmittelbare Beziehung: so Cluny zu Rom; denn die römische Kirche ist die Kirche von Petrus und Paulus. Damit erwirbt die Kirche von Cluny die *römische Freiheit*. Petrus vermittelt so den Personen, die unter seinem Schutz stehen, eine spezifische »Freiheit«.

Wir wissen aus Öhringen, daß diese Freiheit auch hier bedeutungsvoll wurde. Laut der nächsten Urkunde, die uns erhalten blieb, beschwerten sich Kanoniker von Öhringen im Jahre 1157 darüber, daß ihre Zinshörigen, die sich in der Nachbarschaft ansiedelten, nicht *frei* lebten und so ihrem *Schutzherrn Petrus* entfremdet würden. *Der Fürst der Apostel selbst half.*⁵

Petrus stiftet somit eine eigentümliche Freiheit, und die Frage, die sich für uns daraus ergibt, lautet: Wie ist es möglich, daß Freiheit durch eine Abhängigkeit und ausgerechnet durch eine Abhängigkeit von Petrus gewonnen wird?

Um diese beiden Fragen – die Frage nach Herrschaft und die Frage nach Freiheit – zu beantworten, spreche ich

- über die Binde- und Lösegewalt Petri,
- über Petrus als Krieger und
- über Petrus – und Paulus – als Prediger.

3 Joachim Wollasch (Hg.): Cluny im 10. und 11. Jahrhundert. Göttingen 1967, S. 10 f.

4 Codex Carolinus, Nr. 10, MGH Epistolae Merowingici et Carolini aevi 1, Berlin 1957, S. 503

5 WUB 2, Aalen 1972, Nr. 356, S. 105 f.

Die Binde- und Lösegewalt Petri: Sie alle wissen, daß im 16. Kapitel des Matthäus-Evangeliums im 19. Vers Jesus zu Petrus sagt: *Ich werde dir die Schlüssel des Himmels übergeben, und was du bindest auf Erden, wird im Himmel gebunden sein, und was du löst auf Erden, wird im Himmel gelöst sein.*

Dieser Glaube war in unserer Zeit, Anfang des 11. Jahrhunderts, verbreitet, und zu ihm wird auch in Ansprachen Stellung genommen. Odilo, ein Abt von Cluny, sagte in einer Predigt über den Stuhl Petri folgendes: *Siehe, jetzt öffnen sich auf den Wink von Petrus die Pforten des göttlichen Reichs. Er nahm von Christus die Schlüssel des Königreichs der Himmel und erlöste uns von den Fesseln der Sünden und öffnete den Gläubigen den Himmel. O, wie nah ist, heißt es in dieser Predigt weiter, und wie tief wirkt diese Medizin! Die Welt hat unmittelbar das Reich Gottes bei sich, wenn sie zu Petrus läuft.*⁶

Wie einfach scheint alles zu sein! Keiner möge glauben, es sei schwierig, in den Himmel zu kommen – Petrus macht es leicht, wenn ein Christ nur zu ihm geht.

Nun, diese Vorstellung, daß Petrus der Himmelspfortner sei, war keineswegs von Anfang an so tief im Glauben und in der Volksfrömmigkeit verankert, wie wir vermuten könnten. Sie begann sich im 6. und 7. Jahrhundert zu verbreiten und kam damals aus England.⁷ Dieses Interesse an Petrus hängt damit zusammen, daß gerade zuvor die Germanen, die heidnischen Germanen, zunehmend von Angst über ihr Geschick nach dem Tod erfüllt wurden. Wir kennen in der Gegend hier viele Alemannengräber, heidnische Grabstätten, in denen die Toten, die Frauen vor allem, sich abwehrende Amulette auf die Brust legen ließen, weil sie sorgten, nach dem Tod in eine Höhle mit Würmern und Schlangen zu geraten, und weil sie sich davor schützen wollten⁸.

Diese Unruhe kannten die Christen der Antike nicht. Die neue Einstellung zum Tode hatte die Angelsachsen dazu gebracht, nach den Verhandlungen über verschiedene Kirchenbräuche sich von den irischen Sitten ab und den römischen, von Petrus begründeten Sitten zuzuwenden. *Damit, wie König Oswiu 664 sagte, wenn ich an die Pforte des Königreichs der Himmel komme, nicht keiner da sei, der aufschließt, da der, der den Schlüssel hat, sich von mir wendet.*⁹

Diese neue Beziehung zu Petrus als dem Himmelspfortner hat die politische Struktur Europas verändert. Wir kennen Könige, auch Karolinger, die in ihrer Jugend auf ihre Herrschaft verzichteten und nach Rom an das Petrusgrab

6 *Wollasch*, Cluny, S. 20 f.

7 *Johannes Haller*: Das Papsttum. Idee und Wirklichkeit 1. Darmstadt 1962, S. 369 ff.

8 *August Nitschke*: Die ungleichen Tiere der Sonne. Verhaltensformen und Verhaltenswandel germanischer Stämme. In: Festschrift für Wilhelm Messerer, Köln 1980, S. 36 ff.

9 *Beda Venerabilis*: Kirchengeschichte des Stammes der Angeln, hg. v. *C. Plummer*, Oxford 1896, III, 25, S. 189

gingen, um dort den Rest des Lebens zu bleiben und dann in der Nähe des Himmelförtners zu sterben. Gleichzeitig bekamen die Personen, die im Namen und in der Nachfolge Petri binden und lösen konnten, die Päpste, eine neue Bedeutung.¹⁰

Wer sich nun dies bewußt macht, dem scheint es seltsam, daß ausgerechnet in der Zeit, in der das Chorherrenstift Öhringen gegründet wurde, der Kaiser bestimmte, wer aus der Kirche ausgeschlossen werden sollte, und der Papst diesem Wunsch entsprach. Wie kam es also – das war unsere erste Frage, die sich jetzt aus der Zeit heraus noch bewußter stellen läßt –, daß Könige und Kaiser das Verfügungsrecht über die Binde- und Lösegewalt erhielten?

Petrus als Krieger: Die Päpste waren, seitdem die Oströmer die Ostgoten aus Italien vertrieben hatten, seit dem 6. Jahrhundert, byzantinischer Herrschaft untertan. Sie unterstanden dem Kaiser von Konstantinopel. Dieser schützte sie schlecht und zunehmend schlechter, und so litten sie unter den Einfällen und Angriffen der Langobarden, die in Norditalien und bald auch südlich von Rom saßen. Um sich gegen diese zu wehren, riefen sie die Franken aus dem Norden zur Hilfe. Uns sind durch eine Sammlung Karls des Großen sämtliche Briefe der Päpste erhalten, in denen diese sich, um Unterstützung bittend oder dankend, an die Karolinger wandten. In diesen Briefen versprechen die Päpste im Namen Petri vielerlei. Sie lassen sogar manchmal *Petrus* selber reden. Das heißt, wir haben Briefe, die *Petrus* an die karolingischen Herrscher schickte. Was versprechen sie?

Langes Leben, viele Kinder, viele Enkel, Gesundheit – dies alles soll Petrus bringen, und was für uns am überraschendsten ist: Sieg in Kriegen, *unermeßliche Siege* werden durch die Vermittlung von Petrus das Geschenk sein, das die Karolinger erhalten. Ja noch mehr: Sie werden das Reich ausdehnen, sie werden in Schlachten ihre Gegner überwinden, da Petrus sie unterstützt. Wer sind diese Gegner? – Christen! Langobarden sind Christen, Bayern sind Christen, und die Franken, die diese bekämpften, taten es mit der Unterstützung Petri.¹¹

Diese Beziehung Petri zum Krieg bestand auch für Bischöfe in ottonischer Zeit. Als Otto der Große nach Italien zog, berichtet uns ein Bischof von Cremona, daß dieser die Heiligen Petrus und Paulus als Mitkämpfer, Kommilitonen, gehabt habe¹². Derselbe Bischof ist nachher Gesandter in Byzanz und spricht davon, daß Otto, so hofft er, bald mit Kriegsmacht gegen den byzanti-

10 *August Nitschke*: Geburt und Tod. In: ders., *Werner Conze*, Karl-Georg Faber, Funkkolleg Geschichte 1, Frankfurt 1981, S. 74 ff.

11 MGH Epp. Mer. et car. aevi 1, Nr. 13, S. 510, Nr. 17, S. 516, Nr. 19, S. 520, Nr. 21, S. 523, Nr. 22, S. 526, Nr. 24, S. 528, Nr. 33, S. 540, Nr. 35, S. 543, Nr. 39, S. 552, Nr. 41, S. 554, Nr. 42, S. 555, Nr. 44, S. 560

12 *Liudprand von Cremona*: Das Buch von König Otto 2, Freiherr-vom-Stein-Ausgabe 8, Darmstadt 1971, S. 498

nischen Kaiser kämpfen werde, wieder mit seinen *Mitstreitern* Petrus und Paulus, die dem Kaiser Siege bringen würden.¹³

Wie kommt es zu dieser eigentümlichen Anschauung? Nicht nur Petrus und Paulus wurden in jenen Jahrhunderten zu Kriegerern: Ich erwähnte, daß wir heute die Oktav des Laurentius haben, und daß Konrad II. seiner gedachte, indem er San Lorenzo der Kirche von Cittanuova schenkte. Laurentius, ein Heiliger, den wir als Märtyrer kennen, war ebenfalls in ottonischer Zeit ein Kriegsheiliger geworden. Die Schlacht auf dem Lechfeld 955 gegen die Ungarn fand an seinem Tage, am 10. August, statt, und daß Otto siegte, führten die Deutschen auf sein Eingreifen zurück.¹⁴ – Aber bleiben wir bei Petrus und Paulus.

Diese Bedeutung von Petrus, die uns fremdartig anmutet, kann nicht aus dem Neuen Testament stammen. Petrus greift zwar zu dem Schwert, als Jesus verhaftet werden soll (Joh. 18,10), aber Sie wissen, daß Jesus ihm befiehlt, das Schwert einzustecken und dabei sagt: *Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen* (Matth. 26,52). Da steht nichts, daß er ein Krieger sei oder daß diese Tätigkeit gar unterstützt würde.

Wir kommen damit in die Situation, daß wir endgültig unsere Vorstellungen von dem, was der Mensch sei und was der Mensch sein soll, aufgeben müssen. Petri Bedeutung ist nur zu verstehen, wenn wir anfangen, den Menschen mit den Augen des 8., 9., 10. und 11. Jahrhunderts zu sehen. Deren Krieg ist nicht unser Krieg. Und sie als Menschen sind nicht identisch mit den Menschen, die wir sind. Sie lebten, hineingezogen in einen Kampf, in dem sie ihr Leben einsetzten, der jedoch von anderen ausgeführt wurde, zu denen Petrus gehörte. So berichtet ein Laie, Barontus, den Mönchen seines Klosters von einer Vision, die er vor seinem Tode hatte. Er meinte, erzählt er, er sei aus dem Kloster, in dem er lebte, von einem Engel geholt worden, und dieser habe ihn durch die Lüfte entführt, während Dämonen seiner Herr zu werden suchten, um ihn zu quälen. Er hörte noch das Gebet der Mönche und die Abendglocken des Klosters, hoffend, daß diese ihm helfen könnten, doch niemand vermochte es. Er kam bei Märtyrern, bei Heiligen, vorbei, die ihn zu retten wünschten, ohne irgend etwas zu erreichen. Die Dämonen halten ihm immer erneut seine Fehler vor. Er muß zugeben, daß er gegen Gottes Gebote verstieß, und da scheint es um ihn geschehen zu sein. In diesem Augenblick taucht Petrus auf, der, von dem Engel zu Hilfe gerufen, mit Schlüsseln kommt, mit drei Schlüsseln übrigens, und er, den wir als den Himmelspfortner kennen, benützt diese nicht dazu, etwas aufzuschließen, sondern verwendet die Schlüssel als Waffe. Mit den Schlüsseln schlägt er auf die Dämonen ein, vertreibt sie und jagt sie hinaus. Er erlaubt ihnen dabei nicht einmal,

¹³ Ders., *Gesandtschaft*, c. 62, ebd. 584

¹⁴ *Ruotger*: Lebensbeschreibung des Erzbischofs Bruno von Köln. MGH. SS. NS. 10, Köln, Graz 1958, c. 35, S. 38

durchs Tor zu gehen, sie müssen über die Mauer fliegen. Der Schreiber, der uns diese Vision überliefert hat, bildete in der Handschrift die Schlüssel ab, so sehr hat ihn das Geschick beschäftigt, das diesem armen Barontus drohte.¹⁵

Der Himmelspfortner, mit anderen Worten, ist nicht der Petrus, den wir gelegentlich aus unseren Kindergeschichten kennen, ein alter Mann, der an der Pforte des Himmels sitzt und dort öffnet oder nicht öffnet. Er ist kein freundlicher oder strenger Herr, Petrus ist vielmehr ein Kämpfer, der in der großen Auseinandersetzung zwischen den bösen Gewalten und Gott seinerseits eingreift und so die Menschen beschützt und befreit. – Wer sind die Menschen? Die Menschen gleichen einem weiten Feld, auf den eine Schlacht ausgetragen wird. Wenn Sie wollen, können Sie an das Bild von Martin Luther denken, der in seiner Auseinandersetzung mit Erasmus schrieb, der Mensch sei ein Pferd, das einmal von Gott, einmal vom Teufel geritten würde. Dies genau war die Vorstellung der damaligen Zeit. In dieser Auseinandersetzung zwischen den zwei großen Gewalten, deren Ende gewiß ist, bei der aber völlig ungewiß ist, an welchem Platz sich der einzelne Mensch am Ende befinden wird, wurde jeder hineingezogen. In dieser kämpfte auch Petrus.

Nun mag man sagen: Von dieser abergläubischen, fremdartigen und ungewöhnlichen Vorstellung sollte man nicht viel Aufhebens machen. – Gerade dies jedoch wäre ein Unrecht. Diese Erzählungen spiegeln einen Umwandlungsprozeß, der im Grunde uns Europäer einschneidend geprägt hat und immer noch prägt. Ich kann dieses nur knapp andeuten.

In der Antike wurde der Mensch als Person gesehen, die dank eigener Kräfte handelte und dank ihrer Selbstbeherrschung, ihres Gerechtigkeitssinnes, ihres Verstandes – wie ein Wagenlenker, sagte Plato – die Leidenschaft zügelte und in eine gute Richtung wandte. Alles schien auf den Menschen bezogen oder alles ging vom Menschen aus.

Der große Umbruch im 8. Jahrhundert, von dem ich gerade sprach, weist auf eine neue Konzeption vom Menschen hin oder richtiger gesagt, läßt sie sichtbar werden. Wir kennen sie alle in der modernen Form, wenn wir sagen, daß der Mensch abhängig sei von Energien, die auf ihn Einfluß nehmen und die durch ihn hindurch auf seine Verwandtschaft, auf seine Freunde, aber auch auf seine Widersacher, ja allgemein auf die Umwelt wirken. Wir sehen den Menschen innerhalb von Prozessen, von energetischen Prozessen, wobei er Energie aufnimmt und weitervermittelt.¹⁶

15 Nitschke, Geburt, S. 74; MGH. SS. rerum Merov. 5, Hannover 1910, Tafel 1 bei Seite 372, vgl. Visio Baronti c. 12, ebd. S. 387

16 *August Nitschke: Energy and Entropy. A Model for the Explanation of Social Change?*, J. Non-Equilibrium Thermodynamics 12, 1987, S. 80 ff.; ders., Revolutionen in Naturwissenschaft und Gesellschaft, Stuttgart-Bad Cannstatt 1979, S. 126 ff., 138 f.

Genau diese Sicht kam damals, allerdings in einer religiösen, personengebundenen Form auf. Der Mensch, ein »Gefährte«, das andere benutzen – Gott oder Dämonen –, die so durch ihn hindurch handeln. Gott in der Gestalt Jesus kämpfte in dieser Auseinandersetzung nicht anders als Petrus.

Wenn Sie die Liturgie der damaligen Zeit hören, die Liturgie, die bei der Krönung verwandt wurde, so vernehmen Sie: Jesus ist der Gott, der triumphiert, der Gott, der siegt, der Gott, der die Gewalten der Hölle, die Sünde und den Tod überwindet.¹⁷ An diesem Kampf nahm Petrus teil. Dieser Kampf konnte auch als eine Auseinandersetzung im Bereich der Politik fortgeführt werden. Wenn dies so ist, dann läßt sich unsere erste Frage beantworten. Sie lautete: Warum tat der Papst, was der Kaiser wollte? Warum schloß er, der Stellvertreter Petri, auf Wunsch des Kaisers einen Erzbischof aus der Kirche aus?

Wir neigen dazu anzunehmen, der Mächtige habe sich damals durchgesetzt, der Kaiser sei offensichtlich der Mächtige gewesen. Doch für die Menschen vor 950 Jahren stellt sich das Ereignis anders dar. Kaiser und Papst hatten für sie als Personen teil an einer Auseinandersetzung, in die sie Gott und dessen Widersacher hineinzogen. Nahmen sie diese ernst, dann konnte ihnen nur daran liegen, sich auf seiten Jesu und Petri in die Schlacht zu begeben. Keiner hatte einen Grund, einer Institution zuliebe als Papst oder als Kaiser um Recht zu kämpfen. Es galt vielmehr zu handeln und dabei denjenigen zu unterstützen, der bereits tätig geworden war. So mußte der Papst nicht scheuen, eine Maßnahme des Kaisers zu fördern. – Es bleibt die zweite Frage: Wie kann eine Abhängigkeit von Petrus zur Freiheit führen?

Petrus und Paulus als Prediger: Ich komme zu unserem letzten Thema. Als sich mit dem großen Umbruch des 8. Jahrhunderts eine neue Petrus-Verehrung ausbreitete, traten Menschen auf, die sich gern, wenn Petrus es gestattete, von ihm »auf Fahrt schicken« ließen. Bonifatius, der Reformator und Organisator der französischen und deutschen Kirche im 8. Jahrhundert, nannte sich so »Bote Petri«. Er hat, um seinen Botendienst glaubhaft zu machen, Freunde in England gebeten, sie möchten den Petrusbrief des Neuen Testaments mit goldenen Buchstaben abschreiben und diesen ihm schicken, damit er ihn überall vorweisen könne.¹⁸

Was hat er auf der Fahrt als Bote Petri getan? Er hat die Menschen ermahnt. Und dies ist nun eine letzte Funktion: Petrus und Paulus sind diejenigen, die ermahnen, predigen und missionieren. Diese Ermahnungen haben auch wieder einen sehr eigentümlichen Charakter.

Die Ermahnungen gehen über das hinaus, was im Neuen Testament gefordert wird, nämlich daß man die Kranken und die Gefangenen besuchen soll, daß

¹⁷ August Nitschke: Die Einstimmigkeit der Wahlen im Reich Otto des Großen, Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung 70, 1962, S. 58.

¹⁸ MGH Epp. NS 2, Nr. 35, S. 60; August Nitschke: *Heilige in dieser Welt*, Stuttgart 1962, S. 65 ff.

man die Hungrigen zu speisen und die Dürstenden zu tränken habe. Sie fordern vielmehr, daß jeder der ermahnt wird, selber zu einem Ermahner wird und andere dazu anhält, ihrerseits wieder andere zu ermahnen.

So gerät jeder in einen Prozeß: Er übernimmt eine Eigentümlichkeit, dank der er den Nächsten dazu veranlaßt, diese ebenfalls weiterzugeben. Er hat zu hören und läßt andere hörend werden, damit diese wieder andere zu Hörenden werden lassen können.¹⁹ Hier tritt neben Petrus Paulus hervor.

Die Rolle von Paulus ist oft nicht so erkennbar wie die des Petrus; denn in den vielen Evangelien wird von keinem Gespräch zwischen Jesus und Paulus berichtet. Von ihm ist erst in der Apostelgeschichte die Rede. Aber für die damalige Zeit wurde gerade die predigende Tätigkeit des Paulus wichtig. Der unkonventionellste der deutschen Kaiser, Otto III., orientierte sich besonders gern an Paulus. Historiker haben diesen jungen Herrscher lange verdächtigt, daß er ein Schwärmer gewesen sei, bigott oder etwas hysterisch und übersteigert, bis eine genauere Untersuchung der Begriffe, die er in seinen Briefen und Urkunden verwandte, etwas anderes sichtbar werden ließ. Otto nannte sich eine Zeitlang »Knecht Jesu Christi«. Dabei wählte er den Titel, den Paulus sich gegeben hatte. Er stellte sich damit diesem missionierenden Heidenapostel gleich.²⁰

Die Gleichsetzung bedeutet, daß er wie Paulus predigen und missionieren will. Damit wird sichtbar, daß die Menschen jener Zeit die große Auseinandersetzung zwischen Gott und seinen Widersachern nicht nur als einen Kampf faßten, sondern als ein Geschehen, in dem die Menschen ermahmend verändert werden sollten, damit sie die Eigentümlichkeit gewannen, ihrerseits predigend und ermahmend auf andere einzuwirken. Die Menschen, die diese Tätigkeit am besten übernehmen konnten, waren die Kanoniker, die Priester. Predigend hatte nun jeder Knecht Jesu Christi teil an der Freiheit Jesu, der Tod und Sünde überwand und von diesen frei war. So konnte die Abhängigkeit des Knechtes demjenigen, der wie Paulus und Petrus auf andere predigend einwirkte, Freiheit bringen.²¹

Hier in Öhringen ist kein Mönchskloster gegründet worden, sondern eine »congregatio canonicorum«, eine Versammlung von Kanonikern. Das heißt: Die Personen, die sich hier in Öhringen zusammenfanden, übernahmen die Aufgabe, auf andere Menschen einzuwirken und sie dazu zu bringen, für andere dazusein.

¹⁹ *August Nitschke*: Vom Hören und Gehorchen. Beobachtungen zu den Anfängen der abendländischen Kultur, HNO-Informationen, 3 (1987), S. 16 ff.; ders., Naturerkenntnis und politisches Handeln im Mittelalter, Stuttgart 1967, S. 176 ff.

²⁰ *Percy Ernst Schramm*: Kaiser, Rom und Renovatio, Darmstadt 1962, S. 141 ff., 144

²¹ *August Nitschke*: Die Wirksamkeit Gottes in der Welt Gregors VII. Eine Untersuchung über die religiösen Äußerungen und politischen Handlungen des Papstes, in: *Studi Gregoriani* 5, 1956, S. 169 ff.

Wenn ich die Geschichte der Gründung noch einmal wiederholen darf, so würde sie nun lauten: An der Oktav von Laurentius, einem Heiligen, der sich in der Auseinandersetzung gegen die Heiden, wenige Jahrzehnte zuvor im Kampf gegen die Ungarn besonders bewährt hat, wurde hier in Öhringen ein Chorherrenstift gegründet. Am selben Tage hat der damalige Kaiser, Konrad II., den Ort San Lorenzo einer Kirche geschenkt. Dieser Kaiser seinerseits war mit dem Papst eng verbunden in dem unkonventionellen, nicht auf institutionelle Vorrechte bedachten Kampf gegen Widersacher Gottes.

In diese Auseinandersetzung ist die Gründung des Stiftes einzuordnen. Auch dieses Stift sollte dazu helfen, daß die Menschen, Petrus und Paulus unterstellt, in einem Bezirk, den diese schützten, in eine Freiheit hineingerieten, die die höchste Freiheit bildete, die ein Mensch in jener Zeit erwerben konnte, wenn er, Petrus unterstellt, an dessen Kampf teilhatte und in der Seelsorge als Kanoniker auf andere einwirkte, um so das Reich Gottes auszudehnen.

Ich möchte allerdings nicht verschweigen, daß die Gründung in den letzten Jahrzehnten lag, in denen es noch möglich war, so zu denken. Keine 40 Jahre später hat Gregor VIII. Petrus angerufen, um in dessen Namen den deutschen König Heinrich IV. abzusetzen. Vor diesem Hintergrund müssen wir die Stiftung auch sehen, und das soll noch kurz angedeutet werden.

Wer glaubte, an dem Kampf zwischen Gott und dessen Widersacher als Stellvertreter Petri teilzunehmen, konnte zu der Überzeugung kommen, er verkörpere die Position, die Petrus in der Kirche besaß. Das widerfuhr in einer ungewöhnlichen und ergreifenden Weise Hildebrand, der sich als Papst Gregor VII. nannte. Er meinte, wenn er Briefe las, Petrus läse sie, und wenn er Briefe diktierte, Petrus diktiere diese. Aus diesem Glauben war für ihn jeder, der ihn, den Papst, angriff, ein Gegner der Kirche, und da Heinrich IV. ihn absetzen wollte oder abzusetzen versuchte, bekämpfte er diesen.²² Das heißt: wenn in dieser großen Auseinandersetzung zwischen Gott und dessen Widersacher für einen Menschen Person und Amt zu einer Einheit verschmolzen, dann veränderte sich die Situation. Über das Amt, mit dem ein Mensch sich identifizierte, gewann dieser Vertrauen zu seiner Person, und Menschen, denen es so erging, begannen von sich aus zu handeln. Aber von dieser neuen Selbständigkeit einzelner Menschen konnten die Männer und Frauen, die 1037 für das Stift in Öhringen eintraten, noch nichts ahnen.

Insofern verbindet sich mit dem Tag, dem 17. August 1037, mancherlei. Wir können uns anhand dieses Tages die uns fremd gewordene Welt der damals lebenden Männer und Frauen und deren Vorstellungen erschließen. Wir sehen allerdings gleichzeitig, wie bedroht und vergänglich solche Welten sind, wie rasch sie in wenigen Jahrzehnten schwinden und sich völlig verwandeln können.

22 Ebd., S. 155 ff.

Regensburg und Öhringen*

VON GERHARD TADDEY

Im Jahre 1987 feierte die Stadt Öhringen die 950jährige Wiederkehr der Gründung des Stifts und der ersten Nennung ihres Namens. Im berühmten Öhringer Stiftungsbrief, der die Ereignisse des Jahres 1037 schildert, liegt eine oft in der Forschung behandelte Quelle vor.

In der quellenarmen Zeit des frühen und hohen Mittelalters wirkt eine solche Urkunde wie eine Momentaufnahme, die man sorgsam in die Bewegung der Zeit einpassen muß, wenn man sie zum Reden bringen will. Nicht der Inhalt der Urkunde selbst, nicht die genealogischen Probleme, die sie aufwirft, nicht die innere Geschichte des Stifts, dessen Geburt darin dokumentiert ist, soll hier interessieren. Es handelt sich vielmehr um den Versuch, einer Verbindung nachzuspüren, die damals begann und die de facto erst vor rund 180 Jahren mit der Säkularisierung der Hochstifte, de jure erst mit der Gründung des Bismarckreiches, mit der Verfassung von 1871 ihr Ende fand. In der Literatur besteht weitgehend Schweigen über diese Verbindung. Einzelne dort festgeschriebene Irrtümer werden sich schwerlich eliminieren lassen. Es dreht sich um die Beziehungen zwischen Öhringen, Hohenlohe und dem fernen Bischofssitz an der Donau, Regensburg.

Um mit dem Hintergrund dieser Verbindung vertraut zu machen, soll zunächst – und sei es als Wiederholung – der wesentliche Inhalt des Stiftungsbriefs erläutert, dann die Person des Mitbegründers des Stiftes, Bischof Gebhard, knapp skizziert werden. Danach sollen die Stiftsvogtei beleuchtet und schließlich die Lehnsbeziehungen zwischen dem Hochstift und dem Haus Hohenlohe dargestellt werden. Es handelt sich um ein sehr komplexes Thema, das hier kaum in allen Tiefen ausgelotet werden kann, das aber zeigt, wie tief historische Beziehungen bis in die Gegenwart weiterwirken. Beispielhaft sei darauf hingewiesen, daß in den letzten Jahren mit staatlichen Mitteln die Öhringer evangelische Stadtpfarrkirche restauriert wurde – und diese Verpflichtung des Staates zum Tragen der Baulast geht letztendlich aus den Geschehnissen hervor, die vor 950 Jahren mit der Stiftsgründung ihren Anfang nahmen.

* Überarbeitete Fassung des Vortrags anlässlich der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins im Mai 1987.

Der Öhringer Stiftungsbrief

Der Öhringer Stiftungsbrief¹ trägt das Datum des 16. August des Jahres 1037, wurde aber nach allem, was über Form und Gestaltung mittelalterlicher Urkunden bekannt ist, etwa ein Menschenalter später abgefaßt und geschrieben. An der Glaubwürdigkeit des Inhalts bestehen jedoch keine sachlich begründeten Zweifel und damit auch nicht an den überlieferten Daten und den zeitlichen Abläufen. Für die Abfassung der Urkunde wurden mit großer Wahrscheinlichkeit ältere, heute leider nicht mehr vorhandene Dokumente über bereits abgeschlossene Rechtsgeschäfte benutzt, ein im Mittelalter durchaus übliches Verfahren.

Was können wir über diese Rechtsgeschäfte dem Stiftungsbrief entnehmen? In Öhringen existierte vor 1037¹ eine Pfarrkirche, in der die nicht näher mit einem Ortsnamen bezeichneten Grafen Siegfried, Eberhard und Hermann eingesetzt wurden. Sie hatten zuvor dieser Pfarrkirche reiche Stiftungen gemacht. Der Zehnte im Öhringer Bereich, eine Abgabe von den Erträgen der Landwirtschaft, gehörte ursprünglich dem Bischof von Würzburg, in dessen geistlichem Sprengel Öhringen lag, zu zwei Dritteln. Graf Hermann, wohl der jüngste der zeitlich nacheinander folgenden genannten Grafen, hatte mit Bischof Meginhard von Würzburg – er regierte 1018–1034 – einen Tauschhandel abgeschlossen. Er gab dem Bischof aus seinem Eigenbesitz das halbe Dorf Böckingen am Neckar samt einem Weingut, zwei Hufen in Sülzbach, zwei Hufen in Heilbronn und 15 Leibeigene. Als Gegenleistung hatte Hermann die Würzburger Zehntanteile in Öhringen erhalten. Dieses Geschäft war vor dem Jahre 1034, dem Todesjahr Meginhards, getätigt worden.

Mit den Öhringer Grafen auf nicht eindeutig zu klärende Weise verwandt war Adelheid. Sie wurde um 970 in Lothringen geboren und entstammte dem reichen Haus der Grafen von Metz. In jungen Jahren heiratete sie den Grafen Heinrich, der im Wormsgau amtierte. Aus dieser Ehe ging der spätere Kaiser Konrad II. hervor. Als Graf Heinrich, der Stammvater des salischen Herrscherhauses, um 990 starb, heiratete Adelheid mit großer, vor allem von Hans-Martin Decker-Hauff plausibel gemachten Wahrscheinlichkeit², einen Angehörigen des bedeutenden Hauses der Grafen von Lauffen am Neckar. Aus dieser Ehe stammte – neben anderen Kindern – Gebhard. Leider nennt keine Urkunde diesen Ehemann der Adelheid, Gebhards Vater, zusammen mit Adelheid, und bei der Stiftsgründung war er offensichtlich schon lange

1 Abgedruckt u. a. im WUB 1, Nr. 222. Vgl. zuletzt *H. M. Decker-Hauff*: Der Öhringer Stiftungsbrief, in: *Württ. Franken* 41, 1957 und 42, 1958

2 In einem nicht publizierten Vortrag in Öhringen vertrat Decker-Hauff 1987 entgegen seiner ersten Darstellung die Ansicht, daß die Ehen der Adelheid umgedreht werden müßten, der Lauffener also der erste Gemahl war. Dann müßten auch die Überlegungen über die Herkunft des Öhringer Stiftungsbesitzes neu durchdacht werden.

verstorben. Im Stiftungsbrief wird er nicht oder nur indirekt (parentes, Eltern) erwähnt.

Auf Bitten seiner Mutter Adelheid gründete Gebhard in Öhringen (Orengowe) ein Chorherrenstift, dessen geistlicher Mittelpunkt die bisherige Pfarrkirche wurde. Mit anderen Besitzungen hatten Gebhard und seine Mutter diese Kirche geerbt. Sie waren somit Herren dieser Kirche, ihre Patrone. Was wissen wir von diesem Gebhard?

Bischof Gebhard von Regensburg

Wir kennen weder seinen Geburtstag noch seinen Geburtsort. Als Kind kam er in die Würzburger Domschule, wohl um 1020. Er fühlte keine besondere Neigung zum priesterlichen Leben und entfloh aus der klösterlichen Strenge der Domschule. Aus der Tatsache, daß er Geistlicher werden sollte, muß geschlossen werden, daß er ein nachgeborener Sohn war.³

Nach der Krönung Konrads II. zum Kaiser im März 1027 hielt er im Herbst des gleichen Jahres eine Reichsversammlung in Frankfurt ab. Wohl nicht ohne Druck des kaiserlichen Halbbruders empfing Gebhard hier die Tonsur und das geistliche Gewand. Damit wurde Gebhard als Konkurrent bei der Machtverteilung innerhalb der kaiserlichen Familie ausgeschaltet, zugleich aber sein Anspruch auf eine angemessene Stellung in der Hierarchie des Reiches vor den Großen dargestellt.

Das Leben Gebhards verläuft weiter im dunkeln. Vielleicht war er, wie Wibel⁴ ohne Nennung seiner Quelle angibt, Kanoniker in Augsburg, vielleicht, sogar wahrscheinlicher in Regensburg. Die jüngsten Regensburger Bistumsgeschichten wissen wenig über ihn zu berichten, von Öhringen außer der Tatsache der Stiftsgründung gar nichts.⁵ Als Gebhard II., Bischof von Regensburg, starb, folgte ihm im Jahre 1036 unser Gebhard als der dritte Regensburger Bischof seines Namens. In den Altheimer Annalen wird er als der Bruder des Kaisers genannt. Über die Anfänge seiner Regierung erfahren wir nichts. Das herausragende Ereignis der ersten Jahre ist die Gründung des Öhringer Stifts.

Mit seinem Neffen Kaiser Heinrich III., dem Sohn Konrads II., verband den Bischof ein recht enges Verhältnis. Häufig weilte der Kaiser, so im Zusammenhang mit den damals häufigen Feldzügen gegen die Ungarn, in Regensburg. Gebhard begleitete Heinrich 1046 zur Kaiserkrönung nach Rom. An den Ungarnkämpfen nahm der Bischof, der offensichtlich den Kampf mehr liebte als die Seelsorge, aktiv teil.

Das Verhältnis zum Kaiser kühlte sich aus unbekanntem Gründen ab. Im Jahre 1055 war Gebhard sogar an einer Verschwörung gegen den Kaiser beteiligt, wurde inhaftiert, bald darauf aber wieder freigelassen. Die Ziele der Ver-

3 Vgl. zu Gebhard *E. Boger*, Die Öhringer Stiftskirche, in: Württ. Franken NF 2, 1885

4 *J. C. Wibel*: Hohenlohische Kyrchen- und Reformations-Historie, Bd. 1

5 *Z. B. F. Janner*: Geschichte der Bischöfe von Regensburg 1, 1883

schwörung, aber auch die Verstrickung Gebhards, sind aus den knappen Quellenaussagen nur schwer zu fassen.

Offensichtlich fand Gebhard bald wieder die kaiserliche Gnade, denn im Herbst 1056 weilte er am Sterbebett des Kaisers in der Pfalz Bodfeld am Harz. Danach schweigen die Quellen auch über die letzten Regierungsjahre des Bischofs, der 1060 starb. Seine Stiftung Öhringen hatte er wohl nicht aus den Augen verloren, aber er hatte auch nichts mehr für sie getan. Zumindest fehlen uns sichere, glaubhafte Zeugnisse dafür.

Nicht in seiner Bischofskirche wurde er bestattet. Es gibt kein Gebhardsgrab im Regensburger Dom. In der Krypta der Öhringer Kirche steht unter dem Hochaltar eine schlichte Tumba, die zunächst im Chor stand und nach der Überlieferung die Gebeine des Bischofs enthielt. Nach dem Ableibuch des Stiftes wurde am 10. Juli das Gedächtnis des Sohnes der Adelheid und Mitgründers feierlich begangen. Hier heißt es⁶, daß Gebhard, als er hörte, daß seine Mutter hier in ihrer Kirche hatte bestattet werden wollen, um auf die Posaune des jüngsten Gerichts zur Auferstehung zu warten, selbst hier seine Grabstätte aussuchte und in einer Tumba im Chor bestattet wurde.

Diese Nachricht stammt wie das Ableibuch aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts. Es ist unbekannt, ob sie auf einer urkundlichen Überlieferung beruht, die damals noch vorhanden war, oder nur auf mündlicher Tradition. Die Inschrift auf dem Deckel der Tumba – sie nennt leider keine Namen – läßt vermuten, daß hier Vater und Sohn (*genitor et proles*) bestattet sind. Über die sich daraus ergebenden interessanten Spekulationen hat Hermann Bauer bereits 1860⁷ berichtet. Seine Lösungsvorschläge sind plausibel. Er geht davon aus, daß auf keinen Fall Gebhards Vater hier bestattet ist. Sonst wäre er in der Gründungsurkunde des Stifts sicherlich erwähnt worden, und das ist, wie bereits gesagt, nicht der Fall.

Man kann wohl mit Fug und Recht davon ausgehen, daß Bischof Gebhard unweit der Tumba seiner Mutter auf die Posaune des Jüngsten Gerichts wartet. Eine der noch fortdauernden Beziehungen zwischen den beiden Städten Regensburg und Öhringen ist in der Person des Bischofs und seiner Tumba greifbar.

Die Öhringer Stiftsvogtei

Doch kehren wir zurück zum Stiftungsbrief und seinen weiteren Bestimmungen: Gebhard übergab der neuen Gründung die vier Dörfer Ohrnberg, Pfahlbach, Eichach und Ernsbach, die ihm und seiner Mutter gehörten, also wohl aus väterlichem Erbe stammten. Weiter bestätigte er den geschilderten, schon

⁶ Original im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein (HZA). Eintrag zum 10. Juli

⁷ H. Bauer, Die Stiftskirche zu Öhringen und ihre Antiquitäten, in: Württ. Franken 5 Heft 2, 1860

früher abgeschlossenen Tauschvertrag des Grafen Hermann mit dem Würzburger Bischof.

Er übertrug die neue Stiftung dem Altar des heiligen Petrus in Regensburg, damit der jeweilige Bischof sie gegen jeden Angriff schütze, die Erträge der Stiftung nur für diese selbst verwendet würden. Der Bischof behielt sich und seinen Nachfolgern im Amt das Recht vor, den von der Mehrheit der Kongregation gewählten Propst zu investieren.

Dann werden in der Urkunde noch alle Besitzungen aufgezählt, die der Öhringer Kirche damals gehörten, darunter der Zehnt von allen Orten im Ohrnwald, von den bestehenden und den noch zu gründenden. Eine Zeugenliste mit prominenten Namen beschließt die Urkunde.

Nach den Grundsätzen des Kirchenrechts brauchte eine geistliche Institution einen Schutzherrn, der sie – notfalls mit Waffengewalt – schützen konnte und der sie vor den weltlichen Gerichten bei Prozessen vertrat. Dieser Schutzherr war der Vogt, die von ihm ausgeübten Rechte, für die er bezahlt wurde, waren die Vogtei. Gebhard übertrug damals die Vogtei dem mit ihm verwandten Grafen Burkhard von der Comburg bei Schwäbisch Hall und seinen Nachfolgern. Er sollte, folgt man dem Text der Urkunde, die Kirche bei Angriffen verteidigen, für sie kämpfen, Widerspenstige zurückdrängen und sich wie eine Mauer ihnen entgegenstellen. Bei friedlichen Verhältnissen sollte er raten, den Geistlichen freundlich zur Seite stehen und sie selbst, ihr Eigentum und ihre hörigen Leute durch keine Ansprüche oder Anforderungen, grobe Belästigungen oder die Last der Beherbergung beschweren. Der Bischof behielt sich das Recht zur Ablösung des Vogtes bei Amtsmissbrauch vor. In diesem Fall sollten die Kanoniker das Recht der freien Vogtwahl besitzen. Der von ihnen Gewählte bedurfte aber in jedem Fall der Bestätigung durch den Bischof. Als Gegenleistung für ihre Mühen erhielten die Vögte als Lehen das halbe Dorf Hall und zehn Pfund aus der Münze im Dorf Öhringen.

Die Tatsache, daß in der Urkunde die freie Vogtwahl durch die Stiftsherren und weitgehende Unabhängigkeit vom Regensburger Bischof in inneren Angelegenheiten und in der Güterverwaltung festgeschrieben wurde, läßt vermuten, daß die Urkunde in der vorliegenden Form zwischen 1075 und 1122, also während der Zeit des Investiturstreits, abgefaßt wurde. Damals versuchten viele Klöster und Kirchen, mehr Freiheit von ihren geistlichen oder weltlichen Herren zu erreichen, so wohl auch die relativ junge Gründung Öhringen. Kaiser und Papst rangen verbissen um ihre Rechte in der Kirche.

Damals gab es in der Familie der Stiftsvögte, der Grafen von Comburg, erhebliche Spannungen, weil einige Angehörige der kaiserlichen, andere der reformfreudigen päpstlichen Partei zuneigten. Die Gründung des Klosters Comburg an der Stelle der Grafenburg um 1090 zeigt, wohin sich die Waagschale senkte. Graf Heinrich von Comburg, nachweislich Vogt von Öhringen, neigte zuerst dem kaiserlichen Standpunkt zu. So ist der Stiftungsbrief wohl im Grunde gegen ihn, der als möglicher Bedrucker erscheint, gerichtet, soweit

er die Möglichkeit zur Absetzung eines Vogts einräumt. Heinrichs Überwechseln auf die Seite der Anhänger der Reform, der größeren Unabhängigkeit der Klöster und Stifte, machte diesen Punkt gegenstandslos. An das tatsächlich bevorstehende Aussterben der Comburger hatte man zum Zeitpunkt der Abfassung der Urkunde noch nicht denken können.⁸

Auch Ämter wie die Vogtei wurden als Erbämter betrachtet, solange direkte Nachkommen eines Amtsinhabers vorhanden waren. Beim Aussterben einer Vogtfamilie in männlicher Linie traten nun nicht automatisch die Erben der Eigengüter auch in die von den Erblässern verwalteten Ämter ein. Für Öhringen lebte in diesem Fall das Wahlrecht der Kanoniker, auf jeden Fall aber das Bestätigungsrecht des Regensburger Bischofs auf.

Über die Aktivitäten der frühen Öhringer Stiftsvögte aus dem Hause Comburg gibt es keinerlei Zeugnisse. Mit Graf Heinrich, genannt als „advocatus ecclesiarum Herbipolensis, Comburgensis, Orenge“⁹, starb 1116 das Haus der Grafen von Comburg aus. Die dadurch freigewordenen Reichslehen verlieh Kaiser Heinrich V. seinem Schwestersonn Konrad von Staufen, dem späteren König Konrad III.

Ohne jede Begründung schließt nun die Forschung bis heute, daß auch die Vogteien der Comburger von nun an vom Kaiser verliehen worden seien, daß die Öhringer Vogtei ein Reichsregal wurde. Da eine Urkunde über eine solch wichtige Verleihung absolut unbekannt ist, ist diese Aussage mit großer Skepsis zu betrachten. Es ist wohl eher davon auszugehen, daß die Vogtei an den Regensburger Bischof zurückfiel, der mit diesem Amt jetzt – vielleicht nach Wahl durch die Stiftsherren – wechselnde Personen betraute. Die direkten Beziehungen zwischen Regensburg und dem Stift Öhringen dauerten jedenfalls nach dem Aussterben der Comburger an. 1154 teilte Bischof Heinrich von Regensburg Dekan und Kapitel des Stifts Öhringen mit, daß beim Tode eines Ministerialen des Hochstifts Regensburg in kleiner oder größerer Entfernung vom Stift Öhringen oder beim Verzicht eines Vasallen auf regensburgische Lehen diese dem Stift zufallen sollten, wenn sie in der Nachbarschaft lagen.¹⁰

1157 wird ein Rechtsstreit zwischen dem Stift Öhringen und dem Grafen Gerhard von Berchthheim vor Kaiser Friedrich I. Barbarossa in Bamberg entschieden. Vertreter des Stifts war der Vogt F., nur mit dieser Initiale in der Urkunde genannt. Die Forschung setzt ihn mit Friedrich von Bielriet (genannt 1155 bis 1198) gleich, der zwar nicht in nächster Nähe, aber auch nicht unerreich-

8 Vgl. Dazu R. Jooss, Kloster Komburg im Mittelalter (Forschungen aus Württ. Franken 4) 2. Aufl. 1987

9 WUB 1, S. 400 Nr. 13, wo Heinrich als Vogt von Neumünster und Comburg bezeichnet wird.

10 WUB 2, Nr. CCCXLVIII11 WUB 2, Nr. 91. G. Wunder, Bilriet, in: Württ. Franken 71, 1987, nennt diese Stelle nicht

bar weit vom Stift wohnte. Er war kein Angehöriger des staufischen Hauses.¹¹ Schwerwiegende, letztlich eindeutige Gründe gegen eine staufische Vogtei über Öhringen ergeben sich aus einem bekannten Vorgang von 1215. König Friedrich II. hielt damals in Eger Hof. Auf diesem Hoftag wurde zwischen ihm und dem Bischof von Regensburg ein Vertrag abgeschlossen, der die Geschichte Öhringens entscheidend hätte beeinflussen können.

In Regensburg gab es damals zwei große Klöster, Obermünster und Niedermünster, die beide reichsunmittelbar waren, also dem Kaiser direkt unterstanden. Ihr sich immer stärker entwickelndes Eigenleben innerhalb der Stadtmauern störte die Hoheitsrechte des Bischofs. Nach dem Wortlaut des Vertrags besaß die Regensburger Kirche zwei Orte gleichsam als Eigentum (*villas quasdam proprias*): Öhringen und Nördlingen.¹² Sie schienen dem König geeignet, seine Machtbasis in Süddeutschland zu stärken und den Bischof stärker an sich zu binden. So konnte ein Tausch den beiderseitigen Interessen von König und Bischof nur förderlich sein. Mit Zustimmung und Rat der anwesenden Fürsten sollte die Stadt Nördlingen und das Dorf Öhringen (*villa Orngov*) mit der Propstei, also dem Stift und der Vogtei an das Reich übergehen, die beiden Regensburger Klöster an den Bischof.

Ganz eindeutig besaß also der Bischof die volle Verfügungsgewalt über Öhringen und die Öhringer Vogtei als vorgesehenen Tauschobjekten, keinesfalls der staufische König. Was sollte sonst der Vertrag?

Öhringen wurde damals keine Reichsstadt. Die Vereinbarung scheiterte nämlich am Protest der resoluten Äbtissin Tuta von Niedermünster und ihrer Amtskollegin von Obermünster. Beide erschienen 1216 vor dem König in Würzburg und erklärten, daß kein Fürstentum ohne Einwilligung der Fürsten und seiner Ministerialen veräußert werden dürfe. So wurde durch einen Fürstenratsbeschluß der Grundsatz festgelegt, daß es keinem römischen König erlaubt sei, ein Reichsfürstentum dem Reich zu entfremden (*principatum aliquem a regno alienare*).¹³ Öhringen blieb damit dem Regensburger Bischof unterstellt, der weiter mit den ungeliebten, weil außerhalb seiner Macht liegenden Klöstern in seiner Residenzstadt leben mußte. Nördlingen dagegen wurde später Reichsstadt.

Die Herren von Hohenlohe

Kurz nach 1250 tauchen die Hohenlohe in Öhringen auf. Die Hauptbesitzungen der Edelherren lagen bis dahin im Taubergau um Weikersheim und im heute bayerischen Franken. Sie gehörten zur Klientel des Würzburger

11 G. Wunder, ebd.

12 WUB 3, Nr. DLXXXI; Regesta Imperii 5/1, Nr. 840

13 WUB 3, Nr. DLXXXIX; Regesta Imperii 5/1, Nr. 863

Bischofs, in dessen Urkunden sie seit Beginn des 12. Jahrhunderts häufig als Zeugen genannt werden.¹⁴

Um 1235 war dem im Dienste der Staufer groß gewordenen Gottfried von Hohenlohe mit dem nicht problemlosen Erwerb der Herrschaft der ausgestorbenen Herren von Langenberg und der Langenburg ein erster bedeutender Griff nach Süden geglückt. Große Pläne zum Ausbau der Langenburg zu einem vergleichsweise riesigen Kastell wurden schon in die Tat umgesetzt. Die Fundamente der mächtigen Langenburger Türme stammen noch aus dieser Zeit.

Der Sprung nach Öhringen schien neue Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten, und tatsächlich entwickelte sich hier am Fuß der Waldenburger Berge eine neue Landesherrschaft in einem Bereich, der weit genug von den Zentren der sich damals entwickelnden benachbarten Territorialherrschaften lag.

Wie kamen die Hohenlohe nach Öhringen? Zwar gibt es keine eindeutigen urkundlichen Belege zu diesem Vorgang, aber man kann ihn mit hoher Wahrscheinlichkeit aus den Ereignissen und ihren Ergebnissen erschließen.¹⁵ Gegen Ende des Jahres 1250 machte Gottfried von Hohenlohe im Gefolge König Konrads IV. einen Kriegszug gegen den Bischof von Regensburg mit. Als der König am Weihnachtsfest im Kloster Sankt Emmeram in Regensburg übernachtete, wurde er überfallen und entging nur durch Zufall und ritterliche Treue dem Tod. Bischof Albert von Regensburg war in das Mordkomplott verwickelt. Zur Strafe für diese Untat traf der König Verfügungen über bischöfliche Rechte, und so ist es sehr wahrscheinlich, daß Gottfried damals die regensburgischen Lehen in und um Öhringen und damit auch die Vogtei über das Stift erhielt, wohlgernekt im Rahmen einer Strafaktion, nicht, weil der König einfach über die Rechte verfügen konnte.

Die Bischöfe haben die damals getroffenen Anordnungen nicht sofort anerkannt. Noch 1272 versuchte Bischof Leo, die Burggrafen von Nürnberg mit drei Vierteln der Stadt Öhringen zu belehnen, doch waren die Rechte der Hohenlohe inzwischen so gefestigt, daß sie aus weiter Ferne nicht mehr beeinträchtigt werden konnten.¹⁶

So wurden sie schließlich seit 1366 regelmäßig von den regensburgischen Bischöfen mit den regensburgischen Besitzungen und Rechten in Öhringen belehnt.

Die Übertragung der Öhringer Vogtei muß wohl auch in Zusammenhang mit einer anderen Auseinandersetzung gesehen werden. Im Februar 1234 hatte der unglückliche König Heinrich (VII.) ein Landfriedensgesetz verkündet. Burgen, von denen aus Räuberei und Brandstiftung betrieben wurden, sollten zer-

14 Hohenlohisches Urkundenbuch (HUB) 1, passim

15 G. Blind: Wie kamen die Herren von Hohenlohe nach Öhringen? in: Württ. Vierteljahrshefte, 1889

16 HUB 1, Nr. 472

stört werden. Die Feste Langenburg wurde Gottfried von Hohenlohe abgesprochen. Mit der Zerstörung der Burgen wurde der Edle Heinrich von Neuffen beauftragt, dessen Burg die Herzöge von Württemberg später zu einer heute noch imponierenden Festung ausbauten. In raschem Zug zerstörte Heinrich mehrere Burgen, darunter auch solche der Hohenlohe. Da griff von Italien aus Kaiser Friedrich II., unzufrieden mit den Anordnungen seines selbstherrlich regierenden Sohnes, in den Konflikt ein und befahl den Wiederaufbau der zerstörten Burgen sowie die Rückgabe Langenburgs an Gottfried von Hohenlohe. König Heinrich beugte sich den väterlichen Anordnungen nicht. Der Kaiser eilte aus Italien herbei, zwang den ungehorsamen Sohn zur Unterwerfung und führte ihn gefangen über die Alpen. Dort setzte Heinrich nach Jahren strenger Haft seinem Leben selbst ein Ende.

Schwer traf die kaiserliche Ungnade die Parteigänger seines ungehorsamen Sohnes, allen voran Heinrich von Neuffen. Er wurde mit seinem Sohn Gottfried gefangen nach Konstanz geführt, fand aber bald wieder Gnade. Dieser Sohn Gottfried von Neuffen zählt zu den bekannten Minnesängern, deren Bild in der Manessischen Liederhandschrift überliefert ist. Was aber bislang in der Forschung nicht weiter bekannt wurde, ist die Tatsache, daß er um 1250 in einer leider nicht ganz exakt zu datierenden Quelle als regensburgischer Vogt in Öhringen genannt wird.¹⁷

Mit der Übertragung der Vogtei an Gottfried von Hohenlohe wurde also auch mit der Familie der Herren von Neuffen abgerechnet, die die Hohenlohe wenige Jahre zuvor an den Rand des Ruins gebracht hatte.

In dem erwähnten undatierten regensburgischen Besitzverzeichnis¹⁸ gilt die Vogtei über Öhringen (*advocatia in Orengv*) als Zubehör der Burg Waldenburg, die ebenfalls von Regensburg zu Lehen geht. Damit wird infrage gestellt, ob Waldenburg tatsächlich eine alte Reichsburg oberhalb einer wichtigen Verkehrsverbindung war.¹⁹ Als zweiter Lehnsinhaber neben Gottfried von Neuffen wird der Herr Kabel de Kabelstein genannt. Ihm gehört ein großer Besitzkomplex um die heute nur noch als Burgstall erkennbare Burg Gabelstein mit Michelbach (am Wald), Obermichelbach, Tommelhard und den später verödeten Weilern Altengabeln, Rechtenberg und Lüpfersberg sowie Güter im Ohrntal und ein Wald.

17 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, HL Regensburg 11. Erstmals darauf hingewiesen hat Alfons Uhrle in der Kreisbeschreibung Öhringen Bd. 2, 1968. Er hat allerdings den Text lediglich unter dem Aspekt der ersten Erwähnung von Orten analysiert. Eine weitere damals in Aussicht gestellte Erörterung der Quelle ist nach einer mündlichen Auskunft von A. Uhrle vorläufig nicht zu erwarten.

18 Der Titel des acht Seiten enthaltenden Fragments lautet: *Redditus possessionum Ratisbonensis ecclesiae*. Die Randeinträge stammen alle aus der Zeit nach 1265. Auf S. 2 steht: *Ista in margine scriptum est anno domini MCCLXV*. Die Anlage des Textes selbst fand also früher statt.

19 So z. B. in der Kreisbeschreibung Öhringen 1, S. 192

Dieser Herr Kabel ist für die zeitliche Einordnung der Regensburger Quelle wichtig, wie sich aus dem Zeugnis des ersten Auftritts der Hohenlohe in Öhringen selbst ergibt.

Das älteste regensburgische Urbar

Neben dem Stift hatte sich, ohne daß Einzelheiten überliefert sind, das Dorf zur Stadt weiterentwickelt. Weltliche Hoheitsrechte, über die die Stiftsgründer wohl nicht verfügen konnten oder die sie verliehen hatten, wurden um 1250 von den Herren von Weinsberg wahrgenommen. Als nun Gottfried von Hohenlohe, einer der profiliertesten und bekanntesten Politiker jener Tage, in Öhringen seine neue Aufgabe übernahm, kam es zu Auseinandersetzungen mit den Alteingesessenen, die nach intensiven Verhandlungen unter Hinzuziehung von zahlreichen Angehörigen des niederen Adels der Umgebung durch einen Vertrag beigelegt wurden.

Jakob Grimm hat diesen Vertrag, eine der ältesten Urkunden in deutscher Sprache, irrtümlich als Weistum bezeichnet, obwohl hier kein Recht „gewiesen“ wird. Doch lassen wir es bei dem altherwürdigen Namen.²⁰ Die Vogtei über Stift und Stadt wird darin dem Hohenlohe zugesprochen. Seitdem wur-

Tsta s̄ bona annuencia. Castro waldenberch q̄ tenet in feodo ab
 et̄a bartiponen. dñs Godfrid. de Hiffen. Hem^o magnū. It̄ ad
 vocanā in Oringen. villa Steinechurdyn. It̄ villa Ribeling. It̄
 villa. vazzelpach. It̄ villa Gekenbach. It̄ villa hohenslegen. It̄
 polnshvilay. It̄ smidebach. It̄ phaffenwilay. It̄ Ettenbach. It̄
 Chazzelwal. It̄ hvsclay. It̄ villa Etzspach. It̄ villa. Wärlinge. It̄
 Ornbvich. It̄ dach. It̄ parmgarten. It̄ Rvcharthhoven. It̄ villa
 Stocha. It̄ Isfolbach. It̄ Mazzalterbach. It̄ vittelbrvnc. It̄ mfe
 ruis vilay It̄ Hvenstein. It̄ Curia Isfadellbach It̄ aliud
 Etzspach.

den Öhringen und vor allem die mit der Stiftsvogtei zusammenhängenden Rechte ein Eckpfeiler für die Entwicklung der hohenlohischen Landeshoheit. Einer der zwölf namentlich genannten Schiedsrichter, die das Öhringer Weistum festsetzten, war ein Ritter, genannt »her Gabel«.

An dieser Stelle muß näher auf die bereits erwähnte Regensburger Quelle eingegangen werden, in der Gottfried von Neuffen als Vogt genannt wird. Im Bayerischen Hauptstaatsarchiv hat Alfons Uhrle (vgl. Anm. 17) 1968 ein Urbar des Hochstifts Regensburg entdeckt, das Einträge über den hohenlohischen Raum enthält. Die volle Bedeutung dieses Dokuments für die Besitz-

²⁰ Vgl. dazu K. Schumm, Geschichte der städtischen Verfassung in Öhringen 1253–1806. 2. Auflage 1978. Text: HUB 1, Nr. 250

geschichte des Raumes um Öhringen zeigt sich aber erst, wenn man den gesamten Text und seine Anordnung betrachtet. Zwei gesonderte Blöcke sind es, die sich mit der Gegend um Öhringen beschäftigen. Zunächst werden die Güter genannt, die zum castro Waldenberch, zur Burg Waldenburg gehören, die Gottfried von Neuffen von der Regensburger Kirche zu Lehen trägt. Neben zahlreichen Dörfern, genannt werden u. a. Steinkirchen, Rüblingen, Feßbach, Goggenbach, Pfaffenweiler, Kesselfeld, also ein relativ eng beieinanderliegender Komplex am Fuß der Waldenburger Berge, werden etliche Wüstungen, dann ein Bereich um Cappel, Pfahlbach, Büttelbronn oder Maßholderbach genannt. Zu diesem Zubehör der Burg Waldenburg zählt auch die Vogtei in Öhringen. Der vollständige Text lautet: »Ista sunt bona attinencia castro Waldenberch, quod tenet in feodo ab ecclesia Ratisbonensis dominus Godfridus de Niffen: nemus magnum, item advocatiam in Orengve, villa Steinechirchen, item villa Ribeling, item villa Vezzelsbach, item villa Gekenbach, item villa Hohenstegen, item Polinswilaer, item Smidebach, item Phaffenwilaer, item Ettenbach, item Chezzelsval, item Huselaer, item villa Ernsbach, item villa Waetelingen, item Ornburch, item Aeich, item Paumbarten, item Ruchartshousen, item villa Stocha, item Pfolbach, item Mazzalterbach, item Vettelbrunne, item inferius wilaer prope Niwenstein, item curia Pfaedelbach, item aliud Ernsbach.«

Kann man in Anbetracht dieser Quellen wohl noch davon ausgehen, daß die Waldenburg eine alte staufische Reichsburg oberhalb einer wichtigen Verkehrsverbindung war?²¹ Das Gebiet um Waldenburg gehörte mit größerer Wahrscheinlichkeit zum Hausgut der Familie Gebhards; denn er hat nur einen kleinen Teil seines Besitzes dem Stift Öhringen übertragen, den größeren Teil aber seinem Bistum Regensburg. Ihm gehörten der Bereich der Waldenburger Berge und die vorgelagerte Ebene bis an den Kocher. Büttelbronn, Pfahlbach, Ernsbach – alle sind um 1250 regensburgische, zur Waldenburg gehörige Lehen.

So ist es gar nicht mehr merkwürdig, daß nur einen Monat nach dem Abschluß des Öhringer Vergleichs Gottfried von Hohenlohe im April 1253 eine erste Urkunde für den Deutschen Orden auf oder bei der Waldenburg ausstellt.²²

Nicht durch die Verdrängung der Weinsberger als Reichsdienstmannen, sondern durch die Verdrängung des regensburgischen Stiftsvogts haben die Hohenlohe ihre Machtbasis verbreitert.

Leider ist das Urbar nicht datiert. Selbst auf radierten Stellen können unter der Infrarotlampe keine Daten aufgespürt werden. Daß die Datierung um 1250 aber wohl stimmt, geht aus dem zweiten Textblock hervor.

»Ista vero bona tenet in feodo ab ecclesia Ratisbonensis dominus Kabel de

21 Kreisbeschreibung Öhringen 1, S. 192

22 HUB 1, Nr. 252 Actum et datum apud Waldenberc . . .

Kabelstein.« Diese Güter hat zu Lehen von der Regensburger Kirche der Herr Kabel zu Kabelstein, nämlich die Burg Gabelstein, das Dorf Michelbach, Tommelhard und einige heutige Wüstungen auf Michelbacher Markung, nämlich Gabel, Lipfersberg, Rechtenberg, Obermichelbach. Im Wortlaut heißt es: »castrum Kabelstein cum suis attinenciis, villam Michelbach cum suis attinenciis, superius Michelbach cum attinenciis, Tomenhart cum suis attinenciis, villa Kabel cum suis attinenciis, Lupfrichsperch cum suis attinenciis, Rehtenperch cum suis attinenciis, bona in Oren cum suis attinenciis, item silvam que dicitur Hüntal.«

Am Rande des Münchener Textes steht von anderer Hand: »ista omnia non habemus.« Das alles haben wir nicht. Der eigentliche Text wurde also abgefaßt, als Regensburg tatsächlich noch über die Vogtei verfügte, auf jeden Fall vor 1253 und nicht vor dem öffentlichen Auftreten Gottfrieds von Neuffen, das wir um 1230 ansetzen dürfen, war er doch 1234 schon im Felde²³.

Diese zufällige Quelle macht es notwendig, die Besitzgeschichte der Öhringer Gegend im hohen und späten Mittelalter näher zu betrachten, doch ist das ein eigenes Thema.

Regensburgische Lehen

Bleiben wir bei Regensburg. Am 1. August 1366 belehnte Konrad von Haimberg, Dompropst und Pfleger des Hochstifts Regensburg, Kraft den Älteren von Hohenlohe – es ist der Urenkel Gottfrieds von Hohenlohe, der Öhringen erwarb – mit den Lehen des Hochstifts zu Waldenburg und zu Öhringen mit allem Zubehör, die, wie die Urkunde besagt, »von alter Gewonheit und Recht durch das Gotteshaus zu Regensburg verliehen« würden.²⁴ Die Stadt Öhringen wird als Lehen erstmals 1391 genannt. Von der Vogtei ist nicht mehr die Rede. Bischof Johann von Regensburg bestätigte am 24. November 1407 den Öhringer Stiftungsbrief²⁵

Seitdem reißt die Kette der regensburgischen Belehnungen der Hohenlohe nicht mehr ab, die sich auf dem Komplex Waldenburg-Öhringen beziehen.

Die Hohenlohe haben seit 1250 systematisch den Niederadel der Gegend eingekauft, auch Regensburger Lehensträger. Schon 1327 verlieh Bischof Nikolaus dem Edlen Kraft von Hohenlohe den Teil der Burg Gabelstein (Gabelstain) und des Waldes, den er vom Ritter Zürich von Gabelstein, einem direkten Nachfahren des Herrn Gabel, erkaufte hat.²⁶ Diese Erwerbungen waren Regensburger Lehen ebenso wie die hintere Burg zu Gabelstein, die Krafts gleichnamiger Sohn 1353 von Gernot von Gabelstein kaufen konnte.²⁷ Es han-

23 wie Anm. 17

24 HZA Gem. Hausarchiv XXVI Nr. 3; Druck HUB 3, Nr. 329

25 Desgl. Nr. 6; Monumenta boica 11, S. 425

26 Desgl. Nr. 1

27 Desgl. Nr. 2

delt sich dabei wahrscheinlich um die sogenannte Alte Gabel in der heutigen Rohrklinge, von der nur noch die Gräben zu erkennen sind. Ein Teil der regensburgischen Lehen blieb im Besitz der Gabelstein und durfte 1371 mit einer Hypothek belastet werden.²⁸ Ein anderes Regensburger Lehen waren die Wasserburg in Oberohrn und die zugehörige Mühle, die 1371 Fritz von Neuenstein besaß.²⁹ Er ist noch 1387 in Oberohrn nachzuweisen.

1417 wurde Albrecht I. von Hohenlohe, von Bischof Albrecht als sein lieber Freund tituliert, mit einem Teil von Michelbach am Wald belehnt.³⁰ Drei Jahre später erhielt er »Lehenschaft und Mannschaft« auf dem Ohrwald, d. h. er wurde zum Verwalter der regensburgischen Lehen bestellt.³¹ Es handelte sich hierbei um bäuerliche Lehen, die in dem inzwischen weitgehend gerodeten und besiedelten Waldgebiet zwischen Öhringen und der Jagst im Osten als sogenannte Bauernmannlehen von den Hohenlohe im Regensburger Namen verliehen wurden. Es gibt eine ganze Reihe von Lagerbüchern, in denen diese Lehen genau beschrieben sind.³²

Die erste umfassende Urkunde über die regensburgischen Lehen der Hohenlohe stellte Bischof Konrad im Jahr 1429 aus. Der Öhringer Chorherr Seyfried Haugk war extra aus diesem Anlaß nach Regensburg gereist.³³

Aufgezählt werden in diesem Lehenbrief die Stadt Öhringen, Burg und Stadt Waldenburg, Burg und Stadt Neuenstein, das Dorf Michelbach, ein wüster Burgstall zu alten Gabeln oder Gabelstein, alles auf dem Ohrwald gelegen. Es ist darauf hinzuweisen, daß die Vogtei über das Stift nicht mehr genannt wird, wohl aber die Stadt.

Blenden wir noch einmal kurz zurück: Im Stiftungsbrief von 1037 erhielt das neue Stift in der villa, also im Dorf Öhringen, lediglich zwei Hufen, wohl die ursprüngliche Ausstattung der Pfarrei. Im Regensburger Urbar um 1250 ist nur von der Vogtei die Rede, nicht vom Dorf. Im Öhringer Weistum von 1253 wird Öhringen Stadt genannt. Die Vogtei über das Stift wird vom Schiedsgericht den Hohenlohe zugesprochen. Regensburger Rechte werden darin nicht erwähnt. Daraus kann geschlossen werden, daß es einen formellen Verzicht des Regensburger Bischofs auf die Vogtei im Zusammenhang mit den Ereignissen von 1250 gegeben haben muß, sonst wären spätere Bischöfe wieder darauf zurückgekommen. Die Vogtei wurde von den Hohenlohe von Anfang an wie eine Gründervogtei von niemandem abhängig verwaltet, im Gegensatz zur Stadt.

So bleibt die Frage zu klären, woher die regensburgischen Lehenrechte an der

28 Desgl. Nr. 4

29 Desgl. Nr. 5: »ein Wasserhaus zu Oren gelegen«

30 Desgl. Nr. 7 und 8

31 Desgl. Nr. 9

32 HZA Gem. Hausarchiv und Lehenarchiv

33 HZA Gem. Hausarchiv XXVI Nr. 12

Stadt eigentlich stammen. Wir erinnern uns an den geplanten Tausch Öhringen — Niedermünster 1215. Damals galt Öhringen als quasi eigenes Dorf des Regensburgers. Sollte 1250 im Urbar mit der Vogtei auch die Stadt gemeint gewesen sein? Dann müßte es damals zu einer Aufteilung gekommen sein: hier das Stift und seine Vogtei, dort das inzwischen Stadt gewordene Öhringen. So fände auch der Versuch des Bischofs Leo 1272, die Burggrafen von Nürnberg mit drei Vierteln der Stadt Öhringen zu belehnen, eine ganz plausible Erklärung. Aber wer besaß dann das letzte Viertel? Vielleicht die Weinsberger — oder doch die Hohenlohe? Diese und manche andere Frage müssen vorläufig offenbleiben.

Die Weinsberger waren seit 1400 durch Erbverträge mit den Hohenlohe verbunden. Am 20. Juni 1400 schlossen Ulrich und Albrecht von Hohenlohe einen ersten derartigen Vertrag mit Engelhard von Weinsberg und seinem Sohn Konrad. Aufgrund dieses Vertrags wurden die Weinsberger gemeinsam mit Ulrich und Gottfried von Hohenlohe in die Regensburger Lehen investiert. 1411 wurde diese Belehnung erneuert, ebenso 1422 und 1438 für Konrad von Weinsberg, den Reichserbkämmerer, unter Hinweis auf den Erbvertrag. Das Aussterben der Weinsberger beendete diesen Versuch, erneut in Öhringen Fuß zu fassen. Die Weinsberger blieben auf ihrem im Bauernkrieg zu trauriger Berühmtheit gelangten Berg bei Heilbronn.

Interessant ist ein Lehenbrief des Bischofs Friedrich von 1454.³⁴ Er betraute darin seinen Freund und Getreuen Graf Kraft von Hohenlohe mit des Stifts — gemeint ist das Hochstift Regensburg — »Lehenschaft und Mannschaft auf dem Ohrwald umb Orenkaw und überall darumb in der Gegend«. Das war schon Tradition geworden. Aber der Text fährt fort: »Was er auch also leyhet, soll er . . . uns treulich verzeichnet in Geschrift senden in unsere Lehenpuch zu vermerken.« Leider blieb die Suche nach älteren Regensburger Lehenbüchern bislang ohne Erfolg. Die hohenlohischen Mannlehen auf dem Ohrwald wurden bereits 1488 verkauft.

Eine beträchtliche Reihe von Lehenbriefen über die Jahrhunderte zeigt die fortdauernde Beziehung Regensburg — Öhringen.³⁵ Weder hohenlohische Landesteilungen noch die Reformation, weder Kriege noch die allgemeinen politischen Entwicklungen hatten Einfluß auf die Belehnungen, die allenfalls einmal verschoben werden mußten, in aller Regel nicht einmal persönlich vorgenommen wurden. Die Grafen scheuten die weite Reise nach Regensburg.

34 Desgl. Nr. 16. Vgl. auch Gem. Hausarchiv LVII und Neuensteiner Linienarchiv 29 Nr. 32

35 Weitere angekaufte regensburgische Lehen wurden in die Lehenbriefe einbezogen. So hatten Kraft und Albrecht von Hohenlohe kurz nach 1450 Götz von Neuenstein und Dietrich von Berlichingen Güter abgekauft, darunter anderthalb Teile an dem Forst und dem Forstrecht auf dem Ohrwald, Hof, Burgstadel des Hans Weber und verschiedene andere Güter (des Lesers Lehen, ein Gut zum Berge Hagens, Hertreichs Gü-

An ihrer Stelle wurden Hofmeister oder andere hohe Beamte an die Donau geschickt, die stellvertretend die Lehen in Empfang nahmen. Es gab lediglich eine Unterbrechung zwischen 1667 und 1733. Der Grund dafür lag darin, daß es Streit darüber gegeben hatte, ob die Lehen Mannlehen seien, also nur an Männer verliehen werden durften, oder sogenannte feuda mixta, die auch von Frauen eingenommen werden konnten. Die Hohenlohe setzten die Anerkennung als feuda mixta durch. Der letzte Lehenbrief eines Regensburger Bischofs, in dem alle Lehen noch einmal einzeln aufgeführt sind, stammt von Bischof Joseph Konrad aus dem Jahre 1797.³⁶

Dann kam die Ära Napoleons, die das politische Gesicht des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation grundlegend umgestaltete. Die geistlichen Territorien büßten als erste ihre Existenz als weltliche Mächte ein. Eine Ausnahme bildete Regensburg. Gemäß den Beschlüssen der außerordentlichen Reichsdeputation erhielt der Erzkanzler des Reiches, der Kurfürst und Erzbischof von Mainz Karl Theodor von Dalberg, ein eigenes Fürstentum. Es bestand aus dem Hochstift Regensburg, der Stadt und den in ihr liegenden drei Reichsklöstern Sankt Emmeram, Ober- und Niedermünster. Dieses Fürstentum wurde allerdings schon 1810 wieder aufgelöst und fiel an Bayern.

Aus der Dalbergischen Periode liegen keine Lehenbriefe vor, doch hat vermutlich eine Belehnung 1804 stattgefunden, wie aus dem noch vorhandenen Taxzettel über die Summe von 90 Gulden hervorgeht.³⁷ Als der letzte Öhringer Fürst 1805 gestorben war – den Namen führten die ehemaligen Hohenlohe-Ingelfingen weiter –, beantragte sein Nachfolger als Senior des Gesamthauses, Fürst Christian Friedrich Karl zu Hohenlohe-Kirchberg, bei dem »kur-

ter, eine Mühle zu Ohrn, ein Gut zu Bewrbach, ein Gut zu Kesselfeld und ein Gut zu Weyngassen) erworben. Damit belehnte sie Bischof Friedrich 1454. Gem. Hausarchiv XXVI Nr. 17

Weitere Belehnungen:

1459 Niclas von Kindsberg, Domdechant. Desgl. Nr. 18

1472 Bischof Heinrich. Desgl. Nr. 20

1488 Bischof Heinrich. Desgl. Nr. 21

1491 Bischof Heinrich. Desgl. Nr. 22

1496 Bischof Ruprecht. Desgl. Nr. 23

1504 Bischof Ruprecht. Desgl. Nr. 24

1510 Johann, Administrator. Desgl. Nr. 25

1512 Johann, Administrator. Desgl. Nr. 26

1540 Bischof Pankraz. Desgl. Nr. 27

1553 Bischof Georg. Desgl. Nr. 28

1566 Bischof Veit. Desgl. Nr. 29

1571 Bischof David. Desgl. Nr. 30. Es folgen Belehnungen

1643 Nr. 32 1/2; 1663 Nr. 33; 1665 Nr. 34; 1667 Nr. 35; 1733 Nr. 36; 1792 Nr. 39

36 Desgl. Nr. 40

37 Desgl. Nr. 41

fürstlich erzkanzlerischen Oberlehnspropstamt des Fürstentums Regensburg« die Belehnung und erhielt eine entsprechende Bescheinigung über den Eingang seines Antrags, einen sogenannten Mutschein. Das war am 23. Juni 1806.³⁸ Nur wenige Wochen später legte Kaiser Franz II. nach der Gründung des Rheinbunds am 6. August 1806 die Kaiserkrone nieder. Das alte Reich war am Ende.

Was aber nicht zu Ende war, das waren viele Rechtsinstitute, war vor allem nicht das Lehnswesen. Der Feudalismus – wenn man diesen Begriff korrekt ohne ideologischen Beigeschmack mit Lehnswesen übersetzt – dauerte noch über zwei Generationen länger.

Württemberg und die regensburgischen Lehen

Das alte Reich kannte keine eigentliche Verfassung. Es war ein Personenverband, hierarchisch vom Kaiser bis zu den freien Bauern in einer Lehnspyramide aufgebaut. Das Lehnsband war die eigentliche Klammer auch zwischen den durch ihre Landesherren repräsentierten Ständen des Reiches. So war es ganz natürlich, daß sich die neuen Herren vor allem der Lehensregistraturen der von ihnen geschluckten Reichsstände zu bemächtigen suchten, wollten sie doch selbst an die Stelle etwa der geistlichen Fürsten treten. Es dauerte natürlich geraume Zeit, ehe Klarheit darüber herrschte – soweit bei dem über Jahrhunderte immer wieder abgeschriebenen, vielfach zu reinen Formeln erstarrten Texten der Lehenbriefe überhaupt die notwendige Klarheit geschaffen werden konnte. Längst untergegangene Burgen und Dörfer wurden darin aufgeführt, längst ausgestorbene Familien von Vorbesitzern genannt.

Am 12. Juli 1806 wurde in Paris der Rheinbundvertrag geschlossen, in dem sich 16 Reichsstände, darunter Baden, Bayern, Hohenzollern, Württemberg und der Kurerzkanzler vom Deutschen Reich lossagten und eine mit Napoleon verbündete Konföderation abschlossen. Aufgrund dieses Vertrags wurden die Fürstentümer Hohenlohe dem neuen König von Württemberg unterstellt mit Ausnahme der östlichen Gebiete, die – abgesehen von Schillingsfürst – erst nach einer Grenzbereinigung mit Bayern 1810 an Württemberg fielen. Aufgrund des Rheinbundvertrags verzichteten alle Rheinbundstaaten auf Rechte und Ansprüche in Territorien aller anderen Mitglieder des Bundes, also auch auf die dort noch bestehenden Lehenrechte. In die Archive der ehemaligen Standesgenossen des Königs trauten sich seine Beamten nicht hinein. Woher sollten sie aber wissen, welche Rechte andere Stände in Hohenlohe besessen hatten, welche geistlichen Lehen es etwa gab? So wurden die Fürsten zu Hohenlohe zur Selbstauskunft gezwungen.

Im Dezember 1806 forderte der König von allen Mediatisierten seines Landes Aufstellungen über die Lehen an, die

38 Desgl. Nr. 42

1. von den durch den Preßburger Frieden (26. Dezember 1805) abgetretenen schwäbisch-österreichischen Provinzen,
2. von den durch den Rheinbundvertrag an Württemberg gefallen Gebieten herrührten,
3. von einem der Rheinbundsouveräne bisher verliehen wurden und
4. vormalige Reichslehen waren.

Sie sollten innerhalb von einem Jahr, sechs Wochen und drei Tagen bei Gefahr des Verlusts gemutet werden.

Für Regensburg wurde daraufhin der Inhalt des letzten Lehenbriefs vom 8. Juli 1797 samt der Taxquittung über 75 Gulden mitgeteilt, rechtzeitig zum Jahresende 1808. Als Belehnungstermin wurde der März des folgenden Jahres genannt, dann – wohl wegen des Krieges gegen Österreich – auf 1810 verschoben. Nach endlosen Verhandlungen wurde dann der Senior des Hauses persönlich zum Lehnsempfang in Stuttgart im Januar 1812 befohlen.

Zwei Zeremonienmeister geleiteten die zu Belehrenden auf bestimmte Plätze in einiger Entfernung vom Thron. Beim Eintritt machte jeder an der Tür eine Verbeugung, eine zweite einige Schritte weiter, die dritte und tiefste unmittelbar am Thron. Der Innenminister hielt danach eine Rede über die Bedeutung dieses Rechtsaktes. Alle zu Belehrenden schwuren mit erhobener Hand den Lehnseid und berührten danach einzeln die Krone des Königs. Mit einer Dankrede eines der Fürsten war der offizielle Teil beendet. Danach lud der König seine Vasallen zur Tafel.³⁹ Der Text des Lehenbriefes, soweit es sich um die bloße Aufzählung der Lehen handelte, war der des Briefes von 1797, nannte also Waldenburg, Öhringen, Neuenstein, Michelbach, die alte Gabel und den Forst hinter Waldenburg, allerdings mit einer bemerkenswerten, aber verständlichen Einschränkung. Ausgenommen wurden »alle Rechte, welche als Ausfluß der Staatshoheit unserer Krone zuständig oder mit dem Besitz der Vasallen nicht mehr vereinbarlich sind«.

Die nächste fällige Belehnung ließ Jahre auf sich warten; denn zuvor mußten die schwierigen Verhandlungen über die künftige Rechtsstellung der Mediatisierten abgeschlossen werden.⁴⁰ Im Jahre 1837 erhielt das Gesamthaus Hohenlohe, vertreten durch seinen Senior, erneut die vormals regensburgischen Lehen.⁴¹ Die Belehnung kostete die Hohenlohe über 600 Gulden. Es fällt einigermaßen schwer, konkret festzustellen, welche Rechte die Fürsten danach noch an den Lehen eigentlich besaßen. Die letzte Belehnung fand am 8. Mai 1845 statt, die letzte Lehenmutung nach dem Tode König Wilhelms I. 1864.⁴²

39 Schilderung nach den Akten im HZA Gem. Hausarchiv Schublade XXVI

40 Vgl. dazu *H. Weber*: Die Hohenlohe im Vormärz (Forschungen aus Württ. Franken 11) 1977

42 HZA Gem. Hausarchiv XV Nr. 66

Daß die Belehnung keine bloße Formalie war, zeigen die Verhandlungen über Schloß Neuenstein nach der Jahrhundertmitte. 1782 hatte der Öhringer Fürst eine Stiftung gegründet und ihr das leerstehende Schloß Neuenstein eingeräumt. Dem Gründungstext zufolge handelte es sich offensichtlich um eine Schenkung. Zuchthaus, Waisenhaus, Arbeitshaus und ein Altersheim, ein Spital, fanden hier Unterkunft. Davon blieb nach der Mediatisierung nur das Altersheim übrig. Nach 1848 wollte man das inzwischen verwahrloste und fast verfallene Schloß zu einem ideellen Zentrum des Hauses Hohenlohe ausbauen und dort ein Familienmuseum einrichten. Deshalb wollte man das Schloß wieder in eigene Verwaltung übernehmen und die Stiftung für die entgangene Nutzung entschädigen. Die Kreisregierung in Ellwangen als Aufsichtsbehörde der Stiftung lehnt das ab, weil das Schloß der Stiftung geschenkt und damit rechtskräftig übereignet worden sei. Die hohenlohische Verwaltung behauptete dagegen, daß der Stiftung nur ein Nutzungsrecht, nicht aber das Eigentumsrecht übertragen worden sei.

Nach endlosen Schreibereien präsentierte das Haus Hohenlohe der überraschten Kreisregierung den Lehenbrief des württembergischen Königs und stellte sich auf den unbestreitbaren Standpunkt, daß der König ihnen schließlich nicht Schloß Neuenstein habe verleihen können, wenn es Eigentum der Stiftung gewesen sei. Widerstrebend mußte die Kreisregierung die damit ohne tiefes Nachdenken geschaffene Rechtslage akzeptieren; denn den König oder seine Lehnsverwaltung der Schlamperei zu bezichtigen, das wäre wohl auch der Kreisregierung nicht eingefallen. So mußte sie gegen eine finanzielle Entschädigung der Stiftung der Rückgabe von Schloß Neuenstein an die Erben des Stiftungsgründers zustimmen. In Wirklichkeit war es aber eine echte Rückübergabe. Die Weitergeltung des Lehenrechts war also die Voraussetzung dafür, daß in Schloß Neuenstein 1878 ein Familienmuseum eingerichtet werden konnte und nach 1945 das Hohenlohe-Zentralarchiv, auf dessen Unterlagen die hier verwendeten Informationen im wesentlichen beruhen.

Schon 1852 war im württembergischen Parlament ein erster Gesetzentwurf über die Aufhebung des Lehnsverbands eingebracht worden. Doch erst die Verfassung des Bismarckreiches setzte das Lehnswesen formell außer Kraft. Alle bestehenden Lehen wurden nach 1871 aufgehoben oder allodifiziert, also in Eigentum der Lehnsinhaber umgewandelt. Diese Umwandlung konnte sich allerdings nur auf konkrete Einzelobjekte beziehen. Die formelle Lehenhoheit über ganze Städte etwa wurde stillschweigend beendet, ohne Rechtsakt. So endeten 1872 formell auch die Beziehungen, die Öhringen an das längst untergegangene Hochstift Regensburg banden. Die letzten darauf hinweisenden Einträge in den Grundbüchern wurden gelöscht.

Vom Chorherrenstift zum Hohenlohe-Gymnasium*

Marianne Schumm (1902—1987) zum Gedächtnis

VON GUNTHER FRANZ

Als ich 1967 zu Forschungen über die Hohenlohische Reformationsgeschichte im Hohenlohe-Zentralarchiv nach Neuenstein kam, haben Karl und Marianne Schumm die beste Einführung in die Geschichte dieser Region gegeben und wie bei vielen anderen die Liebe zu diesem Land geweckt. Meine Ausgabe der evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, Grafschaft Hohenlohe, ist Dr. h. c. Karl Schumm (1900—1976) zum Gedächtnis gewidmet.¹ Marianne Schumm, die seine Interessen ein Leben lang voll geteilt hatte, zeigte durch die 1985 erschienene Ausgabe der Hohenlohischen Dorfordnungen, daß sie im Alter selbständig und zielbewußt die Arbeit ihres Mannes vollenden konnte. Es hat viele gefreut, daß in der Ausstellung »950 Jahre Stift Öhringen« auf das Wirken des Ehepaars Schumm in einer eigenen Vitrine hingewiesen wurde. Es fällt heute schwer, eine Frauengestalt als Vorbild zu nennen. Marianne Schumm war eine ganz ungewöhnliche Frau und kann auch für ältere Menschen an der Schwelle zum Ruhestand ein Beispiel sein. Marianne und Karl Schumm haben gezeigt, daß man Geschichte dann lebendig und interessant vermitteln kann, wenn man selber mit Interesse, offenen Augen und Liebe an die Geschichte herangeht.

Wenn wir das Jubiläum »950 Jahre Stift Öhringen« begehen, wollen wir zum Abschluß der Festveranstaltungen den wichtigsten Abschnitt in seiner Geschichte betrachten: Die Reformation des Stiftes und der Lateinschule. Daraus entstanden sind die Öhringer Pfarreien und das Hohenlohe-Gymnasium. Die eigene Verwaltung des Stiftsvermögens bestand bis 1810, das Gymnasium als solches zunächst bis 1811. Sie haben das Ende der Hohenlohischen Fürstentümer noch einige Jahre überdauert. Unter württembergischer Herrschaft wurde die Schule ein Lyzeum und dann ein Progymnasium. Die Schule blieb von 1602 bis 1956 in diesem alten Stiftsgebäude. Das ist eine ganz erstaunliche Kontinuität!

Das Öhringer Gymnasium ist aber viel älter, denn die erste nachweisbare Erwähnung der Stiftsschule erfolgte bereits 1234. Vielleicht ist die Lateinschule so alt wie das Stift. Wenn man berücksichtigt, daß das Hohenlohe-Gymnasium die Tradition unmittelbar fortführt, ist es sicher eines der ältesten Gymnasien in Deutschland.

Nachdem ich lange Zeit über die Hohenlohische und Öhringer Geschichte gearbeitet habe und mich dadurch hier heimisch fühle, – denn am besten

* Vortrag, gehalten am 28. August im Stiftssaal

1 *Sehling* 15. – Gunther Franz: Karl Schumm zum Gedächtnis. 22. 12. 1900 – 17. 7. 1976. In: *Blätter f. württ. Kirchengeschichte* 76: 1976 (1977), S. 234—236

kann man dort heimisch werden, wo man sich mit der Geschichte des Raumes beschäftigt – , ist es mir eine besondere Freude, in diesem traditionsreichen Gebäude zu Ihnen sprechen zu können.²

Eines der ältesten Gymnasien in Deutschland

Ich möchte das Alter des Öhringer Gymnasiums durch einen Vergleich erläutern. Trier ist als die älteste Stadt Deutschlands in Bezug auf die Tradition eigentlich unschlagbar. Während das Stift Öhringen 950 Jahre alt ist, stammt das Trierer Domstift aus der Römerzeit und das Stift St. Paulin aus dem 7. bis 9. Jahrhundert. Es gibt dort auch ein Gymnasium, das jetzt groß die 425-Jahr-Feier begangen hat. Karl Marx hat dort Abitur gemacht. Wenn das Jesuiten-Gymnasium in Trier 1560 gegründet worden ist, so ist also das Öhringer Gymnasium älter und befand sich länger im selben Gebäude.

Seit der Römerzeit war der Hinweis auf das Alter einer Stadt, eines Stiftes oder einer Schule, beliebt, um ihre Bedeutung herauszustreichen. Wir sehen das heute anders. Wir leben in der Gegenwart und sind da gefordert. Zum Verständnis der Gegenwart gehört aber auch, daß wir uns der Geschichte bewußt sind.

Das Chorherrenstift am Vorabend der Reformation

Die Reformation des Öhringer Chorherrenstiftes im Jahr 1556 war einerseits ein Ende, aber sie ermöglichte auch in vieler Hinsicht eine Fortsetzung und einen Neubeginn. Unter Reformation verstehen wir die Reform der Kirche durch Martin Luther. Der Begriff war im 16. Jahrhundert aber noch nicht festgelegt. Er bedeutete allgemein »Reform« d. h. »Neuordnung«. Die Neuordnung war in Öhringen ein längerer und vielschichtiger Prozeß, zumal die Grafen von Hohenlohe als Schirm- und Vogteiherren des Öhringer Stiftes sich schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, im Zuge der entstehenden Landesherrschaft, um die Reform des Stiftes gekümmert haben.

Zunächst möchte ich Ihnen in Erinnerung rufen, was ein Stift ist. Der Begriff kommt von »Stiftung« oder »Stipendium«. Es handelt sich um ein Kollegium von Klerikern, den Stiftsherren oder Kanonikern, die den Chordienst an der Stiftskirche zu verrichten haben und die von Präbenden – d. h. Pfründen leben. Daher kommt die Redensart: »eine fette Pfründe haben«. Die Aufteilung des Stiftungsvermögens auf einzelne Präbenden unterscheidet die Stifte von den Klöstern. So haben Mönche wegen des Armutsgelübdes kein eigenes Einkommen haben dürfen. Es gab zwar reiche Klöster, aber die Mönche selber waren arm.

² Dekan Adolf Erdmann hat den lange Zeit unbenutzten Saal für diesen Vortrag überlassen bekommen und herrichten lassen, was von vielen ehemaligen Schülern des Progymnasiums Öhringen begrüßt wurde. Die hölzerne Inschriftentafel von 1720 ist im Neubau des Hohenlohe-Gymnasiums aufgehängt.

Die Stiftsherren waren Geistliche, die dem Zölibatsgelübde unterlagen. Aber die Gefahr, daß sie mit der Pfründe ein angenehmes Leben führten, wurde von den zeitgenössischen Beobachtern immer wieder kritisiert. In Luzern findet sich auf einer der beiden hölzernen Reußbrücken ein gemalter Totentanz, in dem es beim Chorherren heißt: *Ich bin ein Probst, hab groß Einkommen, eh aber ich das eingenommen, nimmt mich der Tod von meinem Titel und führt mich an sein Großkapitel*. Das Öhringer Stift hatte nicht nur die große Pfarrei, die bis vor 1500 auch Neuenstein, Waldenburg und Pfedelbach umfaßte, zu versorgen, sondern auch die Pfarrbesetzungsrechte in Baumerlenbach, Eschelbach, Michelbach, Ohrnberg, Untersteinbach, in Belsenberg mit Ingelfingen und Niedernhall. Da mußte es Anstoß erregen, wenn die Chorherren ihren geistlichen Aufgaben nicht genügend nachkamen, die Einkünfte selber behielten und nicht genügend übrigließen, um einen ordentlichen Pfarrer zu gewinnen. Graf Kraft von Hohenlohe befahl 1490 seinen Amtsleuten, alle unehelichen Verhältnisse, die Konkubinate, zu beenden und das Glücksspiel zu verbieten. Dieser Befehl wurde auch auf die Stiftsherren *mit ihrem Hurenvolk* angewandt, wie es in den Akten heißt.

An den Bischof von Würzburg sandte Graf Kraft eine Denkschrift über *Irung und Gebrechen, so Grave Crafft von Hohenlohe hat gegen das Stift zu Oringew*³. Gegen den Vorwurf, er wolle sich bloß das Stift unterwerfen, erwiderte der Graf, er wolle nur die Rechte handhaben, die seine Vorfahren bereits in Übung gehabt hätten. Um das Predigtamt und die Seelsorge in Öhringen zu verbessern, schufen die Grafen 1506 eine vom Stift getrennte Predigerstelle, eine Praedicator⁴. Sie wurde von den Grafen und dem Stift gemeinsam ordentlich dotiert, um gute Theologen zu gewinnen. Bei der Durchführung dieser Initiative gab es aber Probleme. 1517 beschwerte sich der Prediger öffentlich auf der Kanzel der Stiftskirche, man habe ihm zwar viel verheißen, aber nichts davon gehalten. Die Grafen sandten erneut Artikel über die bei dem Kapitel von Öhringen eingerissene Unordnung an den Bischof von Würzburg⁵. Darin sind manche Streitigkeiten erwähnt, die uns heute nicht mehr berühren brauchen. Aber das Datum ist interessant. Es war das Jahr 1517, als in Wittenberg Luther seine Thesen angeschlagen hat, ohne zu wissen, daß daraus die Reformation entstehen würde. Das Öhringer Stift hatte in jenem Jahr die Hälfte der heute 950 Jahre hinter sich gelassen.

Die Brüder Albrecht und Georg von Hohenlohe waren durch den Bauernkrieg, der sich auf die Lehre Luthers berief, zunächst in ihrer Ablehnung der religiösen Neuerung bestärkt worden. Unabhängig davon nahmen sie das Öh-

3 Wilhelm Engel: Urkundenregesten zur Geschichte der kirchlichen Verwaltung der Grafschaft Hohenlohe im hohen und späten Mittelalter. Manuskriptdruck Würzburg 1963/64. – Franz, Reformation und landesherrliches Kirchenregiment. – Wibel 1, S. 262–268

4 Matthias Simon: Die Stiftspredigerstelle zu Öhringen als Movendelpfründe. In: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 26 (1964), S. 186–191. – Zum Prädicatorhaus in der Kirchbrunnengasse 19. Beschreibung des Oberamtes Öhringen 1865. S. 148

ringer Stift fest in ihre Hand. Es ist also keineswegs so, wie man vielleicht einmal gesagt hat, daß man die Reformation eingeführt hat, um sich Güter anzueignen. Das konnte man damals auch ohne Reformation machen.

Nachdem die Grafen 1534 Johann Lutz als Stiftsdekan eingesetzt hatten, nahmen sie ihn später wegen Mißwirtschaft gefangen, was zu einem Prozeß vor dem Reichskammergericht führte. 1545 mußte Lutz auf sein Amt verzichten⁶. Verständlicherweise hatten die Grafen auch Interesse an den Pfründen. Wenn ein Kanonikat frei wurde, also eine Chorherrenstelle, wurde sie anstatt an einen neuen Chorherren, an einen Beamten gegeben, etwa dem Neuensteiner Vogt oder dem Öhringer Sekretär Kaspar Meerbart. Neun andere Beamte erhielten aus dem Stiftungsvermögen eine Gehaltszulage in der damals üblichen Form von Korn, Haber, Dinkel und Wein. 12 Eimer Wein waren das pro Person im Jahr⁷.

Es gab seit dem Mittelalter auch Chorherren, die zum Theologie-Studium beurlaubt waren. Die Grafen Albrecht und Georg von Hohenlohe verliehen solche Kanonikate als Stipendien an Kinder von verdienten Beamten. Ein besonders schönes Beispiel dafür ist, daß der verdiente Rat D. Ägidius Stemler – er war der Beauftragte der Grafen für Öhringen, also praktisch hier der oberste Beamte – , 1537 versprochen bekam, daß die erste freiwerdende Pfründe einem seiner Freunde überschrieben würde, den er vorschläge, oder auch einem Sohn von ihm, wenn er einen bekäme und dieser Lust zum Studieren hätte⁸.

Die erste Reformation der Öhringer Pfarrei und der Lateinschule

Die Auflösung des Chorherrenstifts begann also schon vor der Reformation. Diese erfolgte offiziell 1556, geht aber bereits auf das Jahr 1544 zurück. Am 8. Januar 1544 richteten die Vertreter der Stadt Öhringen eine Bittschrift an die Grafen Albrecht und Georg mit den klassischen Sätzen (Schreibung teilweise normalisiert):

Nachdem wir hier zu Öhringen in der Kirche so ganz übel versorgt und versehen sind, glauben wir, daß in einem Umkreis von 40 Meilen Wegs keine solche Commun also erbärmlich versäumt wird. Denn wir sind mit Predigern und Pfarrern so belastet, daß jeder wegen ihrer gottlosen Lehre und wegen ihres ärgerlichen Lebens ein Grewel und Abschewen hat. Die lassen auch zur Zeit den Predigtstuhl ganz leer, dadurch das gemeine Volk (d. h. die Bevölkerung) so gottlos und grob wird, daß es schier nicht mehr zu zähmen ist und wie das Vieh ohne alle geistliche Unterweisung und ohne Sakramente verscheiden.

5 J. C. Wibel: Hohenlohische Kirchen- und Reformationshistorie. Bd. 1—4; 1752—1755; hier: Bd. 1, S. 281—284

6 Wibel 1, S. 57 und 2, Corpus diplomaticus S. 431 f.

7 Ratlichs bedenken, wie es mit den stiftspersonen zu Oringew hinfuro mochte gehalten werden. 1556, in: Sehling 15, S. 100 f.

8 Wibel 1, S. 346

Die Grafen wurden um einen evangelischen Prediger und um die Erlaubnis gebeten, das Abendmahl nach evangelischer Art mit Brot und Wein zu reichen. Dieser Schritt war von Stemler, der seit langem evangelisch gesinnt war, gut vorbereitet. Er wußte, daß die Grafen noch nicht zu einer Reformation der Grafschaft bereit waren, sondern eine allgemeine Regelung im Reich durch den Kaiser abwarten wollten. In Öhringen, das als größte Stadt in Hohenlohe ein städtisches Bewußtsein hatte, sollte es eine Sonderregelung geben. Stemler hatte auch schon einen Kandidaten für die Besetzung des Predigeramts, nämlich den bekannten Theologen Caspar Huberinus in Augsburg⁹. Auf ihn war er durch den Augsburger Buchhändler Bräunlein gekommen, der mit der Tochter des Verlegers Johannes Rymann in Öhringen verheiratet war¹⁰.

Huberinus hatte nach Humanistenart seinen Namen Huber latinisiert. Er hatte in der Reichsstadt Augsburg einen schweren Stand, weil er gegenüber den Anhängern Zwinglis, gegen Wiedertäufer und andere Schwärmer, wie man damals sagte, fest auf der Seite Luthers stand. Da erschien es Huberinus reizvoll, die Reformation in Hohenlohe einführen zu können, wobei ihm Stemler die Lage wohl etwas zu rosig geschildert hatte, um ihn zu gewinnen. Für die Übergangszeit war Huberinus einverstanden, die evangelische Predigt *mit Bescheidenheit anzufangen*, auf Polemik gegen die Stiftsherren zu verzichten und keine überstürzte Reform vorzunehmen, wie man sie im Bauernkrieg erlebt hatte. Er vertraute auf die Kraft des Evangeliums in der Predigt und wollte die Schwachen dulden, tragen und führen¹¹.

Huberinus hatte in Augsburg seit 1525 bereits zahlreiche Schriften veröffentlicht, die weite Verbreitung fanden. Er schrieb bewußt auf Deutsch und nicht in der Gelehrtensprache Latein, *für die christlichen Hausväter* und trug dazu bei, daß die Lehre der Reformation Verbreitung fand. Man hat sich in der Theologie sehr stark auf die führenden Theologen konzentriert und weniger danach gefragt, wie denn die Lehre von Luther und Zwingli überhaupt in die Bevölkerung kam. Huberinus hat sich in besonderem Maße darum bemüht, daß die neue Lehre in der Bevölkerung Aufnahme fand. Die *Trostschrift für die Kranken und Sterbenden*, wurde in zahlreiche Sprachen, sogar ins Isländi-

9 Gunther Franz: Huberinus – Rhegius – Holbein. Bibliographische und druckgeschichtliche Untersuchung der verbreitetsten Trost- und Erbauungsschriften des 16. Jahrhunderts. Nieuwkoop 1973 (Bibliotheca humanistica & reformatrica 7). – Gunther Franz: Kaspar Huberinus. Der Öhringer Reformator als international bekannter Erfolgsautor. In: Württ. Franken 59 (1975), S. 26–51

10 Wilhelm German: Der Buchhändler Johannes Rymann von Öhringen 1460–1522. In: Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte NF. 23 (1914), S. 155–194. – Heinrich Grimm: Die Buchführer des deutschen Kulturbereichs und ihre Niederlassungsorte in der Zeitspanne 1490 bis um 1550. In: Archiv f. Geschichte d. Buchwesens 7 (1967), Sp. 1153–1772 (darin Nr. 108 und 164). – Hans Niedermeier: Johannes Rymann (1460–1522), ein Verleger theologischer Literatur. In: Archiv f. Geschichte d. Buchwesens 9 (1969), Sp. 421–432. – Gunther Franz: Johannes Rymann – Wolfgang Präunlein. In: Öhringen. Stadt und Stift. Hrsg. von der Stadt Öhringen. Sigmaringen 1988 (Forschungen aus Württ. Franken 31)

11 Franz, Reformation und landesherrliches Kirchenregiment, S. 131–139. – Sehling 15, S. 23–27. Das Zitat stammt aus dem Schreiben an Stemler vom 12. 1. 1544.

sche, übersetzt, und war mit 125 verschiedenen Ausgaben die verbreitetste Schrift ihrer Art und hat auch die Auflagen von Luthers Schriften weit übertrifft. Besonders lag Huberinus die Jugend am Herzen. Er war in Augsburg Jugendseelsorger gewesen und hatte 1534 einen umfangreichen Katechismus und im folgenden Jahr, bevor er hierher kam, einen *Kleinen Katechismus* veröffentlicht. Beide sollten für den häuslichen Unterricht dienen. Denn neben den Predigern und den Schulmeistern sollten auch die Hausväter ihre Kinder unterrichten, sowie die Knechte und Mägde, die zur Hausgemeinschaft gehörten.

In Öhringen hielt Huberinus dann *Vierzig Kurze Predigten über den Katechismus*, die er auch im Druck verbreitete. Es ist überhaupt einzigartig, daß wir praktisch über seine gesamte Predigertätigkeit in Öhringen durch seine Schriften Kenntnis erhalten haben¹².

Schon bei seiner Berufung nach Öhringen hatte Huberinus angekündigt, daß er Predigten über das *Buch Jesus Sirach* halten wolle, um die Jugend an christliche Zucht zu gewöhnen.

Das »Buch Sirach« – es enthält beherzigenswerte jüdische Weisheitslehren – ist aber spät entstanden (180–170 v. Chr.) und deswegen nicht in die hebräische Bibel aufgenommen worden. Luther rechnete das Buch zu den Apogryphen. Da ist es interessant, daß ausgerechnet ein solches Buch die Grundlage des evangelischen Ethik-Unterrichtes geworden ist. Die Auslegung von Huberinus ist sehr volkstümlich und mit vielen Sprichwörtern und Beispielen aus dem täglichen Leben durchsetzt. Er habe, so schreibt Huberinus, mit Absicht einige lateinische Wörter und Sprüche einfließen lassen, damit die Väter einen Anreiz erhalten, *ihre Kinder in die Lateinschule zu schicken. Dann: Ist der Hausvater des Lateins ein wenig bemächtigt, so liebt ihn, wenn unterweil er ein lateinisch Sprüchlein liest, wenn es auch gleich ein Knittelverslein ist, wie das Sprichwort lautet* (Schreibung teilweise normalisiert).

Man sieht aus diesem Zitat, daß die Verse im Kloster Schöntal von Abt Knittel nicht die Grundlage der Knittelverse sind, wie viele Generationen von Schülern gelernt haben, sondern daß der Begriff bereits im 16. Jahrhundert bezeugt ist¹³.

In der Vorrede führte Huberinus aus, warum ihm so viel daran lag, nicht nur für die studierten Theologen zu schreiben. In der evangelischen Kirche gebe es vier Stände: Die *Kirchentheologen*, d. h. die Pfarrer, die *Polizeitheologen*, das sind die Fürsten und Amtsträger, die für eine gute christliche Ordnung sorgen, die *Schultheologen*, also die Lehrer und schließlich die *Haustheolo-*

12 Wie Anm. 9. – Works by Caspar Huberinus. 47 titles on 156 microfiches. Ed. Gunther Franz. Leiden/Zug 1986

13 Abt Benedikt Knittel (1683–1732) schuf die heutige Klosteranlage. Die Knittelverse (Knittel = Knüppel) entstanden im 15. Jahrhundert.

gen, damit sind die christlichen Hausväter gemeint. Das Buch erhielt den Titel *Spiegel der Hauszucht – Jesus Sirach genannt* und erlebte trotz seines stattlichen Umfangs (es war ein richtiger Foliant) 18 verschiedene deutsche und 4 tschechische Ausgaben¹⁴.

Da Huberinus von der Bedeutung der Schule durchdrungen war, wollte er 1544 gleich einen Schulmeister, der in Wittenberg bei Luther studiert hatte, von Augsburg mitbringen, *auf daß die ganze Stadt Öhringen, Jung und Alt, in der rechten christlichen Religion gründlich unterrichtet würde und der Katechismus in der Schule und Kirche angerichtet und getrieben würde*¹⁵, schrieb er gleich in seinem ersten Schreiben. Die Grafen wollten aber zunächst keine Reform des Gottesdienstes und der Schule. Als Huberinus aber mehrere Rufe nach auswärts erhalten hatte, darunter auch an die Stiftskirche nach Stuttgart, wollten sie ihren Prediger nicht ziehen lassen und er konnte ein Ultimatum stellen. Er schrieb an Stemler: *Ich sorg immerzu, wir werden hie zu Öhringen mit unserem Stillstehen und Warten Gott den Herren erzürnen, denn seine Braut, die Gemeinde Gottes, ist ihm lieb. So schreien die Gläubigen ohne Unterlaß nach dem Sakrament*, das heißt, nach dem evangelischen Abendmahl mit Wein¹⁶. 1546 gestattete Graf Albrecht evangelischen Gottesdienst an der Öhringer Stiftskirche unter Beibehaltung der Messe, die Einstellung eines zweiten Pfarrers, eines Schulmeisters und eines zweiten Lehrers.

Johannes Ruthenus, den Huberinus bereits zwei Jahre vorher vorgeschlagen hatte, wurde der erste Leiter der evangelischen Lateinschule, des späteren Gymnasiums¹⁷. Der Chronist Balthasar Fleiner erklärte 100 Jahre später in einer Rede nach dem Westfälischen Frieden, daß Öhringen seit 1546 *eine feine, löbliche und gesegnete Stadt gewesen, da der wahre Gottesdienst und der allein selig machende Glaube floriert, Kirchen und Schulen erhalten, ja eine rechte Schmalzgruben und Freudenstadt gewesen*¹⁸.

Ein Zugeständnis mußte Ruthenus allerdings machen. Da der Gottesdienst der Stiftsherren im Chor der Stiftskirche fortbestand, mußte er von den Lateinschülern – wie bisher – als Chorsänger unterstützt werden. Die Grafen haben durch die Einstellung evangelischer Theologen und Lehrer, besoldet mit Mitteln aus dem Stiftsvermögen, erneut in die Rechte der Stiftsherren eingegriffen. Diesen ließen sie 1546 mit Ernst befehlen, daß sie sich anders erzeigen und ihre Weiber ehelichen sollen, wenn sie in Öhringen geduldet werden wollten. Das war evangelisch gedacht, denn ein verheirateter Chorherr ist

14 Buch Jesus Sirach. Vgl. Gunther *Franz*: Reformation in Hohenlohe, S. 48–50 und in: Württ. Franken 1975, S. 47–49

15 Das erste Schreiben von Huberinus vom 12. 1. 1544, zitiert BWPf 2,1, Nr. 2198

16 Schreiben vom 13. 4. 1546, *Wibel* 3, Corpus diplomaticus S. 346f.

17 Baden-württembergisches Pfarrerbuch (BWPf) 2,1, Nr. 2198

18 Chronik von Johann Balthasar Fleiner. Karl *Schumm*: Geschichte der städtischen Verfassung in Öhringen 1253–1806. Öhringen 1953, S. 62–64

natürlich nach dem Kirchenrecht unmöglich, aber es ist interessant, wie man solche Zwischenlösungen fand und das alte Recht auch fortbestand.

Die Benutzung derselben Kirche führte verständlicherweise zu Streit. Als Stiftsdekan Peter Denner neue Altäre und gemalte Bilder oder *Götzen* aufrichtete, wie formuliert wurde, predigte Huberinus aus der Bibel dagegen. Darauf wurde er von den Stiftsherren verleumdet. Die Heiligenbilder und Statuen wurden allgemein als Götzenbilder bezeichnet. Im Herzogtum Württemberg fand über diese Frage 1537 ein Theologengespräch statt, das den schönen Titel *Der Uracher Götzentag* trug. Wir wissen heute natürlich, daß so viele mittelalterlichen Bildwerke und Altäre zerstört worden sind¹⁹. Aber nun brauchte man auch nicht, wenn gerade die Reformation eingeführt wird, demonstrativ neue Heiligenbilder in der Stiftskirche aufzustellen. Das war von Peter Denner sicher nicht richtig.

Ruthenus hatte wahrscheinlich gleich nach seiner Ankunft an Stemler, der auch mit der Aufsicht über die Öhringer Schule beauftragt war, den Entwurf einer Schulordnung gesandt. Das Schriftstück trägt den Titel *Ein kurzer Unterricht, wie es in der Schul zu Oringove gehalten werde*²⁰.

Der darin vorgebrachte Wunsch nach 4 Klassen konnte nicht erfüllt werden. 1549 wurde der Unterrichtsplan unter Kürzung auf drei Klassen und Wegfall des Griechisch-Unterrichts übernommen. Diese Ordnung wurde 1549 ausgestellt und stammt wahrscheinlich von Ruthenus. In der Vorrede wurde die Notwendigkeit einer evangelischen Schule begründet. Nachdem durch die Reformation falscher Gottesdienst *ausgereutet* (also ausgerottet) und *rechte Gottseligkeit gepflanzt werde*, solle die Jugend in Schulen christlich wohl unterwiesen werden. Bei einer christlichen Schule seien drei Dinge zu bedenken: 1. die Gottseligkeit oder Frömmigkeit, 2. der Lehrstoff, d. h. die humanistische Bildung, und 3. das gute Betragen, die Sittlichkeit.

1. Die Gottseligkeit, das heißt die wahre Erkenntnis Gottes nach der Bibel. Dazu gehört die Katechismusunterweisung und die Sonntagspredigt. Am Freitag wurde Luthers *Kleiner Katechismus* in Lateinischer Sprache gelehrt (der ganze Unterricht fand ja auf Latein statt) und für die unteren Klassen der *Deutsche Katechismus* von Johannes Brenz, *Fragstück des christlichen Glaubens für die Jugend zu Schwäbisch Hall*²¹. Samstags soll in den unteren Klassen das Sonntagsevangelium ausgelegt werden, in der oberen Klasse lateinisch gelesen werden. Am Sonntag und an Feiertagen sollen alle Lehrer in der Öhringer Stiftskirche mit ihren Schülern zu den Predigten kommen. Wenn es im Winter für die jüngeren Schüler in der Kirche zu kalt ist, sollen sie nach der

19 Die Vorträge einer Tagung zum »Götzentag« und zur Bilderfrage in Bad Urach 1987 werden in den Blättern f. württ. Kirchengeschichte veröffentlicht.

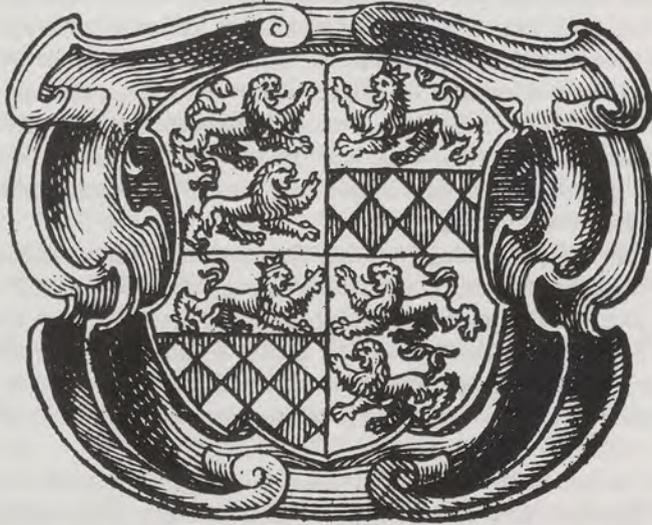
20 *Sehling* 15, S. 45–52

21 Christoph *Weismann*: Eine kleine Biblia. Die Katechismen von Luther und Brenz. Einführung und Texte. Stuttgart 1985

Catechismus

Doct. Martini Lutheri:

We der selbe
 In der löbliche Graf-
 schafft Hohenloe mit den Jungen
 vnd Einfältigen/vermögd der Graf-
 schafft Kirchen-Ordnung/tractirt
 vnd gehalten wird.



In Deringen/bey Carolo Wydte-
 mann zu finden / 1657.

Verlesung des Predigttextes in die Schule gehen, wo ihnen der Katechismus vorgesprochen wird.

Es gab damals auch eine Verordnung, die um die Bevölkerung zu schonen, bestimmte, daß man in Winterszeiten nicht länger als eine Stunde predigen dürfe, damit man sich beim Gottesdienst in der Stiftskirche nicht erkälte. Daraufhin hat der Superintendent von Langenburg an den Grafen wegen dieser Beschränkung geschrieben, es sei *nit so plumbs abzubrechen und dem Heiligen Geist ein Maulkorb anzulegen*. Das Volk habe Christus schließlich drei Tage lang zugehört!²²

Diese kirchliche Bindung der Schule wurde in einer für uns heute schwer nachvollziehbaren Form ausgebaut. 1581 war für die älteren Schüler die Teilnahme an folgenden Sonntagsgottesdiensten vorgesehen: 6 Uhr Morgenpredigt, 8 Uhr Hauptgottesdienst, 12 Uhr, nach dem Mittagessen, Katechismus-Predigt, Nachmittags- und Abendpredigt²³. Auf jeden Fall war die Teilnahme am Hauptgottesdienst und am Katechismus-Gottesdienst verpflichtend.

2. Das Schulziel war die Bildung: *Zum anderen soll bedacht werden, wie man gute Kunst lerne, deren man sich als Gabe des Heiligen Geistes zur ordentlichen Auslegung der Heiligen Schrift und Verrichtung anderer Sachen gebrauchen muß*. Der Lernstoff wird als *Kunst* bezeichnet, in Anlehnung an den alten Begriff der *artes liberales*, der freien Künste, die man teilweise auf dem Gymnasium gelernt hat, wie Grammatik und Rhetorik. Die fortgeschrittene Philosophie hat man dann als Grundstudium an der Universität als Übergang zu den drei Fachstudien Theologie, Jura oder Medizin, studiert. Das heißt, die philosophische Fakultät, wo Teile der *artes liberales* gelehrt wurden (da kommt heute noch der Begriff *magister artium* her) entsprach praktisch der heutigen Oberstufe des Gymnasiums.

Im Anschluß an das Mittelalter und den Humanismus wurde im Studium der lateinischen Sprache und der klassischen Autoren das geeignete Bildungsmittel gesehen. Die Schüler mußten möglichst schnell Latein lernen und durften auch in der Schule nicht deutsch reden. Dieses Bildungsziel galt auch in den katholischen Jesuitenschulen. Niemand kannte damals ein anderes Bildungsziel. Ein Zweifel an ihrem Wert wäre geradezu einer Blasphemie gleichgekommen.

Nun ist aber zu beachten, daß der Humanismus, die Bewegung im 16. Jahrhundert mit Erasmus und anderen großen Humanisten, ja eigentlich eine andere Richtung hatte. Man kann sagen, der Humanismus hat sich verengt, wurde verchristlicht, ist in die Schule eingegangen und hat in der Schule überlebt, während er in den anderen Bereichen dann durch die konfessionell geprägte

²² Markus 8,2. *Sehling* 15, S. 263

²³ Ordnung der Lateinschule 1581/82. *Sehling* 15, S. 436 und 504–508. Film im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein

evangelische und katholische Kirche ersetzt worden ist. Die humanistische Bildung konnte also nicht teilweise vom Christentum unabhängig sein, sondern wurde eine Dienerin der Theologie²⁴. In der Öhringer Schulordnung ist deswegen auch die Auslegung der Heiligen Schrift als erstes Ziel genannt. Fachunterricht gab es nicht mit Ausnahme der Musik. Das war generell so, daß man bis ins 18. Jahrhundert Klassenlehrer hatte, die alles mit dem Lateinunterricht zusammen verbunden haben.

3. gehören zu einer christlichen Schule gute Sitten:

damit wir uns als die in Gottseligkeit und freien Künsten erzogen und zum Besten unterwiesen sind, in christlicher Zucht und bürgerlicher Ehrbarkeit erzeigen und halten.

Auf die Schüler wurde nicht nur in der Schule sondern auch in der Kirche und auf der Straße geachtet. Wer sich schlecht benahm, erhielt über Nacht Eselsohren, den *Asinus* aus Papier aufgesetzt und mußte sich durch Aufsagen einer Grammatikregel oder eines Liedes wieder davon befreien. Die Lehrer wurden ermahnt, sich gegenüber den Schülern väterlich zu verhalten, sie mit Worten zu ermahnen und die Rute nur mit Maß zu gebrauchen. Man muß sich klar machen, daß die Eltern durch Verordnung angehalten worden sind, ihre Kinder regelmäßig zu züchtigen. Denn *Wenn die Eltern nicht ziehen die Kinder, wird der Henker sie ziehen, am Galgen rauf.*

Neben Johannes Ruthenus begegnet uns in Öhringen ein bekannter Pädagoge, Sebastian Coccius, auf deutsch Koch. Er war vorher Rektor der Lateinschule in der Reichsstadt Schwäbisch Hall gewesen (1525—1547) und hatte dort mit Johannes Brenz zusammengearbeitet. Er wurde als Superintendent und Lesemeister vorübergehend Ruthenus vorgesetzt, dem 1549 befohlen wurde, die Widersätzlichkeit gegen Coccius zu beenden. 1551 wurde dieser von Herzog Christoph von Württemberg – dem berühmten Herzog Christoph – als Erzieher für seinen Sohn Eberhard geholt. Er starb 1562 in Bebenhausen²⁵.

Das Interim und die endgültige Reformation der Grafschaft Hohenlohe

Nachdem die Reformation in Öhringen Eingang gefunden hatte, folgte 1548 das Augsburger Interim. Nach dem Sieg Kaiser Karls V. sollte es eine Zwischenlösung im Reich bringen, in der Konfessionsfrage aber nur die evangelischen Stände betreffend.

Das wurde in Gebieten wie im Herzogtum Württemberg als schwerer Rückschlag, mit Recht, empfunden. In Öhringen entsprach es aber etwa dieser Zwischenlage, die man sowieso schon hatte. Huberinus, der leidvoll die Spal-

²⁴ Hans *Liebing*: Die Ausgänge des europäischen Humanismus. In: Geist und Geschichte der Reformation. Festgabe Hanns Rückert. Berlin 1966 (Arbeiten zur Kirchengeschichte 38), S. 357—376

²⁵ BWPf 2,2, Nr. 1365. – Georg *Lenckner*: Beiträge zur Lebensgeschichte des Sebastian Coccyus. In: Württ. Franken NF 20/21 (1939/40), S. 283—288. – Sehling 15, S. 45 f.

tung der Grafschaft in evangelische und katholische Teile erlebte, benützte das Interim sogar als Mittel der Reform. In der Leichenpredigt für Graf Georg von Hohenlohe-Waldenburg, 1550, rühmt er den Grafen, daß dieser, aufgrund des Interims, evangelische Predigt und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt freigegeben habe. Dies ist ein kirchengeschichtlich ganz einmaliger Vorgang.

Andererseits wurde Huberinus vom Kaiser nach Augsburg geholt, nachdem dort alle evangelischen Pfarrer abgesetzt worden waren. Huberinus folgte diesem Ruf, um der Bevölkerung zu helfen und er hat auch berichtet, welche Freude es war, als der Weihnachts-Gottesdienst wieder gehalten wurde. Aber er wurde von den Zeitgenossen als Kollaborateur beschimpft. Heute kann man das doch ganz neu sehen: als ein Beispiel für ökumenisches Verhalten. Huberinus war aber nur kurz in Augsburg, denn die evangelischen Fürsten haben den Kaiser überrumpelt. Es wurde der Passauer Vertrag und dann der Augsburger Religionsfriede geschlossen. Die lutherische Lehre war dadurch reichsrechtlich als gleichberechtigt anerkannt und die Grafen von Hohenlohe hatten jetzt die Möglichkeit, die Reformation allgemein einzuführen, ohne ihre traditionelle Reichstreue gegen den Kaiser zu verlassen.

Huberinus kam also nach wenigen Monaten wieder nach Öhringen zurück. Er verfaßte hier gleich 1553 *Die Christliche Kirchenordnung der Grafschaft Hohenlohe*, eine lutherische, aber stark konservative Ordnung, in der er noch rechtfertigt, warum man deutsche Texte in der (lutherischen) Messe hat.

Huberinus starb 1553 an einer Infektion, die er sich bei einem Krankenbesuch geholt hatte. Sein Grabstein ist in der St.-Anna-Kirche erhalten. Er trägt sowohl seinen Grabspruch, den er vorher im Druck veröffentlicht hatte, als auch sein Wappen. Es führt ein Dreieck für die göttliche Trinität und ein



Epitaph des Caspar Huberinus

Kreuz darin für Christus. Das Wappen hat er, sozusagen als Siegel, auf den Titelblättern seiner Bücher auch veröffentlicht²⁶. Das ist also auch eine Besonderheit, daß ein Autor sein christliches Bekenntnis in Form eines persönlichen Siegels in seinen Büchern sichtbar macht.

Caspar Huberinus war der Öhringer Reformator. Er hat durch seine zahlreichen Schriften einen großen Bekanntheitsgrad gehabt. Durch eine Bibliographie und eine Mikroverfilmung seiner Werke, die in den Niederlanden erschienen sind, ist es jetzt leicht möglich, sich mit seinem Werk wissenschaftlich zu beschäftigen. An dieser Stelle möchte ich sagen, daß ich es eigentlich traurig finde, daß in Öhringen noch keine Straße nach diesem bedeutenden Bürger benannt worden ist. In seinem Geburtsort Stotzard bei Augsburg ist übrigens inzwischen eine Straße nach ihm benannt worden.

Nach mehrjährigem Streit wegen der Teilung der Grafschaft Hohenlohe, erfolgte 1555 die Hauptlandesteilung. Graf Ludwig Kasimir wählte Neuenstein mit Langenburg und Weikersheim, während Graf Eberhard Waldenburg und Pfedelbach, Bartenstein und Schillingsfürst erhielt. Nach den Teilungen 1610 und 1615 bestand die Grafschaft dann aus sechs Teilgrafschaften. Wichtig ist für den weiteren Gang der Geschichte, daß die Stadt Öhringen mit dem Spital und der Vogtei über das Stift, in gemeinsamem Besitz blieb. Vergleichbar ist hier die Stadt Braunschweig, die nicht in die Braunschweigischen Landesteilungen einbezogen wurde, oder ein noch besserer Vergleich: die Stadt Berlin in der Nachkriegszeit, wenn man von der Aufteilung in Sektionen absieht. Es war die Hauptstadt, die man in gemeinsame Verwaltung genommen hat.

Bei der Hauptlandesteilung vermittelte Herzog Christoph von Württemberg 1555 als kaiserlicher Kommissar. Er hat auch die Grafen ermuntert, gemeinsam die Reformation einzuführen und hat zur Unterstützung württembergische Theologen geschickt. Zu ihnen gehörten der Prediger und Reformator Johann Hartmann († 1575). In der St.-Anna-Kirche befindet sich sein wunderschöner Grabstein (Abb. S. 58). Dieser zeigt Hartmann, wie er vor der Gemeinde in der Stiftskirche predigt. Sein Bruder Gallus Hartmann kam nach Neuenstein und Lilienfein wurde Öhringer Stadtpfarrer. Auf den 25. März 1556 riefen die Grafen alle ihre Pfarrer nach Öhringen und teilten Ihnen mit: Eine neue Reformation wird durchgeführt und die Messe wird abgeschafft. In Kürze sollten sie mit den Schultheißen, Gemeindevertretern und Schulmeistern zum Examen und zur Befragung wieder nach Öhringen kommen²⁷. Die Fragen dienten der umfassenden Bestandsaufnahme des gesamten kirchlichen Lebens in 41 Gemeinden, der Abschaffung katholischer oder abergläubischer Bräuche – da gab es Schlüssel gegen tollwütige Hunde und andere in-

26 Gunther *Franz*: Grabschrift und Wappen des Theologen Caspar Huberinus in seinen Schriften. In: Gutenberg-Jahrbuch 1971, S. 138–143

27 *Franz*, Kirchenleitung, S. 16–27. – *Schling* 15, S. 93–96

teressante Dinge – und der Einführung des Abendmahls in beiderlei Gestalt und des Katechismus-Unterrichts.

Die Reformation des Chorherrenstifts

Wenn wir die weitere Geschichte des Chorherrenstifts betrachten, müssen wir zum Vergleich die drei Klöster, die es in Hohenlohe gab, kurz erwähnen. In Schäftersheim war ein Prämonstratenserinnen-Kloster, das sich von der Zerstörung im Bauernkrieg nicht mehr erholt hat. Die letzte Äbtissin und eine konventuale Nonne starben 1553. Schäftersheim fiel an Hohenlohe-Weikersheim. Die letzte Äbtissin des Zisterzienserinnen-Klosters Gnadental war 1543 gestorben. Das Pauliner Eremiten-Kloster Goldbach ist jetzt ein Hof. Der Prior wurde aufgefordert, 1556, zur Reformation nach Öhringen zu kommen. Er hat dies verweigert und ist nach Langenau am Bodensee zurückgekehrt.

1560—1589 blieben die Einkünfte beider Klöster in gemeinschaftlicher Verwaltung, dann teilte man sie sich zwischen Neuenstein und Waldenburg. Hier ist es also wirklich erfolgt, daß die Klöster, die aber praktisch schon ausgestorben waren, zugunsten der gräflichen Kasse eingezogen worden sind, während man es bei dem bedeutenden Chorherrenstift mit seinem Vermögen anders gehalten hat.

Martin Luther hatte bereits 1520 in seiner Schrift *An den christlichen Adel deutscher Nation* die Forderung erhoben, die Klöster in Schulen umzuwandeln, da dies ihr ursprünglicher Zweck gewesen sei. Das stimmt zwar (historisch) nicht, aber ist (programmatisch) gut gesagt. Als Beispiel nannte er das Frauenstift zu Quedlinburg, das sich auf dem Gebiet der Erziehung betätigte.



Epitaph des Johann Hartmann

Johannes Brenz hatte 1529 in einem Gutachten für die Markgrafschaft Brandenburg im Osten von Hohenlohe ebenso betont, daß die Klöster eigentlich Ausbildungsstätten für den geistlichen Nachwuchs seien. Auf diesem Gedanken beruht die Württembergische Klosterordnung von 1556, genau dem Jahr, als das Chorherrenstift reformiert wurde, die dann in die große württembergische Kirchenordnung aufgenommen worden ist und bis zum Ende des alten Herzogtums bestanden hat.

Von den 14 großen Männerklöstern mit ihrem reichen Besitz blieben 13 als Klosterschulen bestehen. Die äußere Verfassung wurde soweit wie möglich erhalten. Statt der Stundengebete gab es regelmäßige Gottesdienste mit Evangelienlesungen. Die Schulleiter hießen Prälaten und waren im Landtag vertreten. Die Klosterschulen waren humanistische Internate. Zum Studium kam man anschließend in das Tübinger Stift.

Auch wenn man zwischen niederen und höheren Seminaren unterschied, war die Zahl von 13 für zusammen 200 Schüler natürlich zu groß. Sie reduzierte sich im Laufe der Zeit auf vier. Heute sind noch die Seminare Maulbronn und Blaubeuren vorhanden; Urach wurde eine evangelische Studienstätte und Schöntal ist eine katholische Akademie geworden²⁸.

Das württembergische Bildungssystem galt jahrhundertlang als vorbildlich in Deutschland. In Sachsen wurden entsprechend die Fürstenschulen eingerichtet, darunter ist Schulpforta – wie der Name sagt – eine Schule, geworden in Klöstern. In Niedersachsen ging man einen anderen Weg, da gibt es heute noch die Klosterkammer mit einem großen Vermögen und die bekannten Damenstifte zur Versorgung adliger Fräulein.

Einen Gesamtüberblick über die Geschichte des Klostervermögens in den protestantischen Territorien von der Reformation bis heute gibt es nicht. Er wäre sehr interessant. Gerade Öhringen wäre dafür ein Baustein, da man hier wieder eigene Wege gegangen ist.

Herzog Christoph hat selbstverständlich den Grafen von Hohenlohe auch über seine Pläne bezüglich der Verwendung der Klöster berichtet. Am 4. Februar 1556 trafen sich die Räte und die anderen Beamten der Linie Neuenstein und Waldenburg in Öhringen wegen der Reformation des Stiftes. Die nächste Sitzung fand in Gnadental statt. Die Waldenburger legten einen Vorschlag vor, der nach der Zustimmung durch den Neuensteiner Grafen Ludwig Casimir dann am 10. September 1556 im Stiftssaal eröffnet wurde²⁹. Der 10. Sep-

28 Gustav Lang: Geschichte der württ. Klosterschulen von ihrer Stiftung bis zu ihrer endgültigen Verwandlung in Evangelisch-theologische Seminare. Stuttgart 1938. – Hermann Ehmer: Bildungsideale des 16. Jahrhunderts und die Bildungspolitik von Herzog Christoph in Württemberg. In: Blätter f. württ. Kirchengeschichte 77 (1977), S. 5–24. – Martin Brecht, Hermann Ehmer: Südwestdeutsche Reformationsgeschichte. Stuttgart 1984, S. 325–339

29 Sehling 15, S. 97–104

tember 1556 ist also das offizielle Datum für die Reformation des Stifts. Die Verwaltung des Stifts wurde einem Stifts-Syndikus – also Juristen – als Vertreter aller Grafen von Hohenlohe übertragen. Zur Festlegung der Einkünfte des Stiftes sollte das Gültenlagerbuch erneuert werden, in dem alle Einkünfte verzeichnet sind.

Der Kirchenschatz mit Monstranzen, Kelchen usw. wurde in gemeinsame Verwahrung genommen. 1581 wurde bestimmt, daß die Perlen – *Berlin* sagte man – von den Meßgewändern abgenommen und den Grafen übergeben werden sollten. Die Grafen haben diese Dinge nicht einfach an sich genommen, sondern haben sie tatsächlich bezahlt, zugunsten des Öhringer Spitals, also einer anderen wohlthätigen Einrichtung. Sie haben damit zum Ausdruck gebracht, daß sie sich nicht am Kirchengut vergreifen wollten.³⁰

Die sechs verbliebenen Stiftsherren sollten nicht mehr ihre Pfründen, sondern ein festes Gehalt bekommen, so wie die Beamten. Das waren 60 Gulden im Jahr, dazu Getreide und Wein. Das war auch das Gehalt eines Pfarrers. Den Stiftsherren blieb die Verpflichtung, täglich alle Horen oder Tagzeiten, also: Prim, Terz, Sext, Non, Vesper und Complet, und regelmäßig die Predigt zu besuchen. Der Chorgottesdienst wurde evangelisch reformiert. Als Vorbild für diese Regelung diente die markgräflich-brandenburgische Ordnung für die Stifte Ansbach und Feuchtwangen³¹. Natürlich sollten sich die Stiftsherren züchtig und ehrbar betragen, ob verheiratet oder nicht. Damit die Stiftsherren für ihr Gehalt auch etwas taten, mußten sie tatsächlich täglich sechsmal die Gottesdienste besuchen und wenn sie fernblieben, jedesmal 30 Pfennig Strafe bezahlen. Dieses zeigt, wie behutsam die Grafen von Hohenlohe voringen, als sie ein evangelisches Chorherrenstift einrichteten. Die Regelung bestand, bis der letzte Chorberr gestorben war. Das muß vor 1581 gewesen sein, denn damals wurde die Mauer – Lettner – vor dem Chor entfernt und die Hohenlohischen Epitaphen durch Gitter gesichert³².

Vom Stiftsvermögen wurde auch der Organist, die vier Öhringer Pfarrer sowie die Lehrer der Lateinschule bezahlt, wobei genaugenommen der Stiftsprediger sein Einkommen aus der gemeinsam von den Grafen und dem Stift geschaffenen Prädikatur hatte. Eine Besonderheit ist, daß man auch 1554 einen Arzt aus Sachsen holte, der vom Stift bezahlt wurde. Es diente dazu, wenn man für etwas Gutes Geld brauchte.

Die Verwendung des Stiftsvermögens

Wichtig war die Neuregelung des Stipendiatenwesens. Die Stipendiaten sollten für das Studium jährlich 40 Gulden erhalten. Das Studium war damals teuer; es entsprach praktisch einem heutigen Gehalt eines Studienrats.

30 *Sehling* 15, S. 431

31 *Sehling* 11, S. 311–316; 15, S. 103 f.

32 *Sehling* 15, S. 430

Man mußte sich dafür verpflichten, nach Ablauf des Studiums auf Wunsch in den geistlichen oder weltlichen Dienst der Grafschaft Hohenlohe zu treten. Dazu wurde ein Verpflichtungsschein – ein Revers – unterschrieben, der von den Bürgen abgesichert werden mußte³³. Ein Revers dieser Art ist in Württemberg noch heute für die Studenten des Tübinger Stifts vorgeschrieben. Man muß sich verpflichten, 10 Jahre lang in den Dienst der Württembergischen Landeskirche oder in den Schuldienst zu treten oder das Stipendium zurückzuzahlen.

Die Annahme der Stipendiaten erfolgte durch die Grafen. Es wurde aber 1579 bemängelt, *daß schier einem jedem, der darum angesucht, ein Stipendium bewilligt würde. Entweder seien dadurch die Stipendien für das Universitätsstudium zu niedrig oder die Kosten für das Stift zu hoch*³⁴.

Die vier vom Öhringer Stift bezahlten Pfarrer hatten die Titel Stiftsprediger oder Prediger, (zweiter) Stadtpfarrer, Archidiakonus und Diakonus. Der schon erwähnte Prediger Johann Hartmann, war von 1556—1575 Superintendent der ganzen Grafschaft Hohenlohe. Man hatte also trotz verschiedener Teilherrschaften eine gemeinsame Kirchenleitung. Er leitete das Kirchenexamen in Öhringen, dem sich die Kandidaten um ein Pfarramt vor der Ordination unterziehen mußten. Man hatte ja keine Universität, an der man ein kirchliches Dienstexamen hätte ablegen können. Der Superintendent leitete auch die Visitationen, die 1558 und 1571 in der ganzen Grafschaft stattfanden³⁵.

Der Nachfolger, David Meder, war von 1577—1595 in Öhringen und erhielt sogar den Titel »Generalsuperintendent«, da die ersten Pfarrer in den einzelnen Amtsbezirken, wie Neuenstein, Waldenburg, Pfedelbach, zu Superintenden ten ernannt wurden. In einer Konsistorialordnung von 1579 waren den Öhringer Pfarrern wichtige Aufgaben zuge dacht³⁶. Man tagte in dem ehemaligen Kapitelsaal, der auch der *Raum zur Hölle* hieß, nach dem Wandgemälde, das dort vorhanden war. Ein Konsistorium war einerseits ein Ehegericht, vor allem aber die Kirchenleitung.

Das Generalkonsistorium in Öhringen, dessen Geschichte ich als Dissertation bearbeiten sollte, hat aber überhaupt nie existiert. Zur Kirchenleitung gehörte nach dem damaligen Verständnis selbstverständlich die Aufsicht über die Lateinschule in Öhringen und die anderen Schulen im Lande. Der Plan, eine gemeinsame Kirchenleitung einzurichten kam deswegen nicht zur Durchführung, weil die Pfarrer in Öhringen sich selber dauernd stritten und vor allem der David Meder ein schwieriger Mensch gewesen sein muß, der einige Auseinandersetzungen hier hervorgerufen hat.

33 *Sehling* 15, S. 105—110

34 *Sehling* 15, S. 400—404

35 *Franz*, Kirchenleitung

36 *Sehling* 15, S. 383—406

Außerdem wollten die Grafen – das ist ein wichtiger Punkt – das Kirchen- und Schulwesen in ihren Gebieten selber regeln. Das wurde besonders deutlich bei Graf Wolfgang in Weikersheim, der ein sehr tüchtiger und eifriger Fürst war und der sich um alles selber kümmerte und sogar eine eigene Bekenntnisschrift für Hohenlohe-Weikersheim und später für Neuenstein eingeführt hat. Damit konnte man natürlich keine gemeinsame Kirchenleitung mehr haben. Die besondere Funktion des Stiftspredigers geriet aber nicht in Vergessenheit. Nachdem die Grafen von Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst zum Katholizismus übergetreten waren – deswegen sind die Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg, -Bartenstein, -Jagstberg und -Schillingsfürst heute katholisch – wurde 1712 der Stiftsprediger Obersuperintendent über die ganze Waldenburgische Linie. Man hat also im neutralen Ausland sozusagen, in Öhringen, die Kirchenleitung installiert, um die Evangelischen vor den katholischen Fürsten zu schützen. Das wurde besonders deutlich, als der Graf von Hohenlohe-Pfedelbach, der keine Kinder hatte, aus Sorge um das Fortbestehen »seiner« Kirche verordnete, daß in Öhringen ein Konsistorium für die ehemals Pfedelbach'schen Teile eingerichtet werden solle und zwar unter Leitung des Stiftspredigers. Das ist also noch eine Nachwirkung dieser alten Funktionen. Im »Osterstreit« 1744 haben sich aber der Stiftsprediger und das Konsistorium gegen die katholischen Fürsten gestellt. Beide wurden deshalb ihrer Funktionen enthoben. Der »Osterstreit« ist ein sehr wichtiges Kapitel, aber ich kann hier nicht näher darauf eingehen. Ich will nur kurz erwähnen, daß sich damals der evangelische Kalender um eine Woche von dem katholischen Unterschied. Man muß sich einmal vorstellen, wir dürften Weihnachten erst eine Woche später feiern und an Heiligabend wären die Kirchen zugeschlossen, weil die Fürsten katholisch sind! Die Angelegenheit wurde zu einem großen Reichsstreit. Es sind sogar brandenburgische Dragoner einmarschiert und haben den Stiftsprediger wieder in sein Amt eingesetzt. Es gab eine Flut von Literatur über diese Vorgänge und den schönen Ausspruch, daß keine Frage Deutschland mehr beschäftigt hätte, als der Hohenlohische Osterstreit³⁷. Trotz allem bestand ein gemeinsames Band für die ganze Grafschaft: Die Kirchenordnung, die 1578 gedruckt worden war³⁸. Sie regelte den Gottesdienst, enthielt den hohenlohischen Katechismus sowie Predigten über den Katechismus und über das Abendmahl, die in den Gottesdiensten am Sonntagnachmittag und am Samstagabend vorgelesen werden sollten. Die *Kirchenordnung: Wie es mit der Lehre und Zeremonien in der löblichen Grafschaft Hohenlohe etc. soll gehalten werden*, wurde in einer Auflage von 500 Exemplaren in Nürnberg gedruckt. Die Kosten in Höhe von 238 Gulden wurden, weil es eine

37 Norbert Schoch: Eine Gegenreformation in Hohenlohe. In: Württ. Franken 50 (1966), S. 304–333

38 *Sehling* 15, S. 230–353. – Franz, Reformation in Hohenlohe

geistliche Sache war, aus dem gemeinsamen Stiftsvermögen bestritten. Die Buchbinderarbeiten haben die Grafen einzeln bezahlt.

1688 wurde im heutigen »Kornhaus« (ehemalige Stiftstrinkstube und später Druckerei)³⁹ die Neuauflage der Kirchenordnung gedruckt, die bis Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Geltung war.

Weil 1578 der Druck der Kirchenordnung so gut funktioniert hatte, ließ man im folgenden Jahr auch die Hohenlohische *Wildbann-, Forst- und Holzordnung* in Nürnberg drucken und ebenfalls aus dem Stiftsvermögen bezahlen. Dessen Verwendung für gemeinsame Kirchen- und Schulangelegenheiten war also eine freiwillige Regelung der Grafen und nicht etwa ein Rechtsanspruch. Sie konnten es also auch für andere nützliche Dinge verwenden, wenn sie sich einig waren.

Die Entwicklung des Öhringer Gymnasiums in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts

Für die Öhringer Lateinschule war das Jahr 1556 kein Einschnitt, war sie doch schon vorher reformiert worden. Es gab drei Klassen, von denen die oberste durch den Präzeptor oder Rektor geleitet wurde, die anderen durch die Kollaboratores, die Mitarbeiter. 1558 kam bereits eine vierte Klasse hinzu und 1571 eine fünfte Lehrerstelle, so daß die Schule bald voll ausgebaut war. Die Klassenbezeichnungen wechselten. Zunächst hieß die oberste Klasse Prima, dann umgekehrt Quarta⁴⁰. (Wir mußten uns ja auch umstellen, als die Oberprima zur neunten und dann zur dreizehnten Klasse wurde.)

Johann Ruthenus, der in Wittenberg Theologie studiert hatte, wechselte 1554 auf ein Pfarramt, zunächst als Diakonus, dann als Archidiakonus. Das ist interessant, denn selbst der vierte Pfarrer war also höher gestellt als der Rektor des Gymnasiums. Die Pfarrer hatten ja die Schulaufsicht.

Der nächste Präzeptor war Johann Lauterbach, der auch in Wittenberg studiert hatte und auf Empfehlung von Philipp Melanchthon 1553 Hauslehrer oder Hofmeister der jungen Grafen in Neuenstein wurde. Lauterbach wurde wegen seiner lateinischen Dichtungen, Epigramme, 1558 durch Kaiser Ferdinand zum »Poeta Laureatus« gekrönt. (Laureatus bedeutet, daß er mit einem Lorbeerkrantz gekrönt worden ist). Seitdem unterschrieb er die Zeugnisse als *Poeta caesaris praeceptor*. 1567 bis zu seinem Tode 1593 war er Rektor in der Reichsstadt Heilbronn⁴¹. Von Lauterbach ist eine *Gemeine Zuchtordnung, die lateinische Schul zu Öhringen betreffend*, in 22 Punkten⁴² erhalten, von denen ich Ihnen nur die ersten drei zitieren möchte (Schreibung normalisiert):

³⁹ Gunther Franz: Buch und Druck in Hohenlohe (Teil 2: Öhringer Druck und Verlag seit 1693). In: Gutenberg-Jahrbuch 1975, S. 182—195. — Ders.: Buchdruck und Zeitung in Öhringen. In: Öhringen. Stadt und Stift. Sigmaringen 1988, S. 143—147

⁴⁰ BWPf 2,1, S. 83 f.

⁴¹ BWPf 2,2, Nr. 1516

⁴² Film im HZA Neuenstein

1. *Wenn die Knaben morgens aufstehen und vor ihre Eltern kommen, sollen sie dem Vater und Mutter die rechte Hand reichen, ihren Leib biegen und einen guten, seligen Morgen wünschen.*
2. *Danach sollen sie sich reinlich anziehen, das Angesicht und Hände waschen, die Haar schlichten und den Morgensegen samt der Frag – also der Auslegung – von Luthers Kleinem Katechismus mit aufgehobenen Händen andächtig sprechen.*
3. *Wenn es Zeit ist, sollen sie in die Schule kommen und allda züchtig und still sitzen, bis die Praezeptores und Zuchtmeister – so wurden tatsächlich die Lehrer bezeichnet – kommen, nicht vor der Tür sitzen, und sich umsehen und herumspingen.*

Auch der Nachfolger, Karl Christoph Baier, von 1567—1582 Rektor in Öhringen, war ein Liebhaber der Dichtkunst⁴³, natürlich der lateinischen Dichtkunst, die als Teil der humanistischen Bildung auf dem evangelischen wie auch katholischen Gymnasium regelrechter Lehrstoff war. Es war so, daß also die gebildeten Akademiker lateinisch dichten konnten. 1634 hat in Trier Friedrich Speh in seiner *Trutznachtigall*, eine bedeutende deutsche Barockdichtung, im Vorwort begründet, warum er auf deutsch dichtet: Er könne das genauso gut, wie auf Lateinisch.

Der 14. Juni 1570 war wirklich ein würdiger Anlaß, ein Lob auf die Öhringer Schule in Hexametern zu verfassen, denn Kaiser Maximilian II. mit seiner Gattin übernachteten in der Schule. Das ist etwas, was es wohl sonst nirgends gegeben hat. Die Schule war damals am Markt an der Stelle des heutigen Schlosses, und der Grund dafür, daß der Kaiser dort übernachtete, könnte gewesen sein, daß das Schulgebäude große Räume besaß, die man würdig für den Kaiser herrichten konnte. 1581 nämlich ist verordnet worden, man möge Wände in die Klassenräume ziehen, damit jeder Lehrer seine eigene Klasse habe und eine anheimelnde Atmosphäre in die Schule gebracht würde. Als besondere Attraktion sollte ein eiserner Ofen angeschafft werden⁴⁴.

Karl Christoph Baier verfaßte dazu ein Elogium, natürlich in lateinischer Sprache, dessen Anfang in deutsch wie folgt lautet: *Diese Schule allein überragt alle anderen Schulen bei weitem, denn sie war Gastgeber des göttlichen Kaisers Maximilian. Hier schlief auch die Gattin des göttlichen Kaisers*⁴⁵.

Die Grafen von Hohenlohe hatten verordnet, daß neben dem Rat, einem Juristen als Beauftragten der Grafen, die vier Pfarrer die Schulaufsicht über das Gymnasium hatten. Sie sollten nicht nur zweimal im Jahr die Schulexamina halten, darauf achten, ob ordentlich gelehrt und gelernt wird, und welche Knaben in die höhere Klasse versetzt werden sollten. Alle Woche sollten die Pfarrer die Schule besuchen, auf lateinisch »visitieren«, von einer Klasse zur

43 BWPf 2,2, Nr. 89

44 *Sehling* 15, S. 429

45 In handschriftlicher Öhringer Schulordnung. Druck Wibel 1, S. 655

anderen gehen und sehen, ob jeder Lehrer sein Amt ordentlich verrichtet. Damit keine Visitation ausfällt, weil ein Pfarrer sich etwa auf den anderen verlassen hat, soll ein jeder seinen bestimmten Tag pro Woche haben⁴⁶. Diese Regelungen, die natürlich heute selbst für einen Schulrektor undenkbar wären, zeigen, welche Bedeutung man dem Schulunterricht beimaß. Daß die Lehrer darüber nicht begeistert waren, ist verständlich. *Obschon die Kirchendiener gern fleißig seien und ihrem Amt genug tun wollten, so gibt der Präzeptor (also der Rektor) auf ihr freundlich Untersagen (Befehlen) kein gut Wort. Er hab nit bei ihnen zu schaffen. Sie wären nit seine Herren.*

Da Baier sich mehr der Dichtkunst als der Schule widmete, erging 1578 ein Befehl an die Kirchendiener zu Öhringen, hinfort über die Schulordnung zu wachen und die Präzeptores zu besserem Fleiß anzuhalten. Baier tobte bei der Bekanntgabe dieses Befehls vor Kollegen und Schülern und bezeichnete die Grafen und die Geistlichen als Schelmen, das heißt Schurken⁴⁷. Es liegt nahe, daß man ihn entlassen mußte, obwohl es noch vier Jahre dauerte und der bekannte württembergische Theologe Jakob Andrea, der zur Hilfe hier in Öhringen war, sich für Baier eingesetzt hat.

Stadtpfarrer Caspar Zinn, auch er hat einen schönen Grabstein mit den beiden Wappen in der St.-Anna-Kirche (Abb. S. 66), entwarf 1568 eine neue Schulordnung, indem er die bestehende Ordnung von 1549 mit anderen Schulordnungen verglich. Auch Gedanken aus pädagogischen Schriften sowie seine eigenen Beobachtungen als Visitor ließ er einfließen. Im folgenden Jahr berichtete der Öhringer Stadtschreiber Alexander Hohenbuch an die Herrschaft über die Mißstände in der Lateinschule und die Notwendigkeit einer neuen Schulordnung, die dann 1571 aufgrund von Zinns Entwurf erlassen wurde. 1581, nach der gemeinsamen Visitation, wurden die Visitationsprotokolle beraten. Bei der Schulordnung wurden Verbesserungen angemerkt, aber keine grundsätzliche Änderung beschlossen, *da dieselbe in der Grafschaft nicht besser angeregt werden möchte*⁴⁸. Es wurde auch der Vorschlag gemacht, zwei höhere und gelehrtere Präzeptores einzustellen. Ich sagte ja schon, daß auf die Grammatik und das Lateinstudium die Philosophie folgte. Man wollte also mit zwei weiteren Lehrern praktisch die Grundlagen der Philosophie, als Vorbereitung auf das Studium, vermitteln. Es wurde aber gleich dazu gesagt, daß Öhringen zur Zeit noch nicht so viele fremde Studenten aufnehmen könne⁴⁹. Dies besagt, daß man überlegt hat, Öhringen für ein Einzugsgebiet, das über die Grafschaft Hohenlohe hinausgeht, zum Schulzentrum zu machen. Warum konnte Öhringen nicht so viele Studenten aufnehmen? Diese Frage hat mich interessiert. Etwa gleichzeitig, 1584, bat der Rat der Stadt die Grafen zum wie-

46 Greveliche hohenloische verneunte und confirmirte Schulordnung etc. 1582. Sehling 15, S. 504—508

47 Bericht vom 1. 3. 1578, HZA Neuenstein, Gemeinschaftliches Archiv 15,15

48 Sehling 15, S. 46f. und 433

49 Protocollum articulorum generalium 1581, Art. 31. — Sehling 15, S. 433

derholten Male, eine Hochzeitsordnung zu erlassen, in der genau geregelt ist, wieviele Gäste man einladen und wieviel Gänge es am Festessen geben dürfe. Durch übergroße Hochzeiten und Tauffeiern würde der Markt so erschöpft, daß ein krankes Menschlein und eine arme Kindbetterin nicht wohl zu einem Biflein kommen könne. Die Preise der Lebensmittel seien mehr als auf das Doppelte gestiegen. Man sieht an diesem Beispiel, wie man versucht hat, alles zu reglementieren, daß man aber auch seine Gründe dafür hatte. So hieß es in derselben Verordnung, es würde so viel getrunken und gegenseitig zugestrotet, wo man mithalten müßte. Diese Laster hätten bekanntlich zur Sintflut und zum Untergang von Sodom und Gomorrha geführt⁵⁰.

Die Öhringer Lateinschule hatte etwa 75 Schüler und das ist ziemlich konstant geblieben. Die Auswärtigen wohnten in Familien oder bei den Lehrern, die sich dadurch ein Zubrot verdienten. 1581 wurde auch vorgeschlagen, ein Internat für zehn Schüler zu errichten. Zum Vergleich möchte ich doch sagen, daß Trier damals 5000 Einwohner hatte und zehnmal so viele Schüler wie Öhringen, nämlich 750, aus einem weiten Einzugsgebiet⁵¹.

Eine Zeiterscheinung waren arme, fremde Knaben, die von einer Schule zur nächsten zogen, um Unterricht und Unterkommen zu finden. Sofern es sich nicht um landstrei-



Epitaph des Caspar Zinnius

50 Gunther Franz: Geistes- und Kulturgeschichte 1560—1794. In: 2000 Jahre Stadt Trier. Bd. 3. Trier 1988

51 Sehling 15, S. 510

chende Bettler und Betrüger handelte, sollten sie aufgenommen werden. In der Schulordnung von Hohenlohe ist betont, *daß durch diese nit allein die Schulen erbaut werden, sondern Gott segnet auch um solcher willen oft ganze Länder, Herrschaften, Städte und Geschlechter*⁵².

1581 wurden die erwähnten Wände in der Schule eingezogen und die Heimeiligkeit in die Schule gebracht, *damit die Schüler nit allweg hinablaufen und sich von der Schule zu absoltieren, Ursach haben*.

Anstelle der abgebrochenen Chormauer in der Stiftskirche wurden Staffeln angelegt, auf welche alle Kinder sitzen konnten. Der Schuldiener sollte durch die Reihen spazieren und das Schwätzen verhindern. Im Chor wurden Bänke für die lateinischen Schüler aufgestellt⁵³. Bei den zahlreichen Gottesdiensten, die man besuchen mußte, wurden auch die Lehrer zum Schwätzen verführt, leider muß das gesagt werden. *Sie sollen sich auch des Spazierens im Chor und des Schwatzens, auch des Hinauslaufens unter den Predigten, fortan mäßigen und enthalten und den Knaben mit fleißigem Zuhören ein gut Exempel geben und sich befleißigen, daß wenigstens in jeder Predigt zwei Lehrer unten sitzen und acht haben, daß die Knaben in stiller Zucht zuhören*.

Wichtig war der Gesang der Schüler im Gottesdienst, anstelle, oder zur Unterstützung des Gemeindegangs. In der gedruckten Kirchenordnung von 1578⁵⁴ ist bestimmt, daß die Schulmeister der deutschen Volksschulen mit den Schülern deutsche Lieder singen sollen. In Öhringen bestehe der löbliche Brauch, daß, wenn die Lateinschüler mehrstimmig figural gesungen haben, die Orgel dann darauf respondierrt. Dann sollen auch deutsche Kirchenlieder gesungen werden.

Am Samstag zur Vesper sollten die Lateinschüler die Antiphon, Psalm, Hymnus und das Magnificat mit Ausdruck und Andacht singen. Bei Festzügen zogen die Schüler mit ihrem Lehrer singend mit. Sie wurden aber auch zum Gesang bei Leichenzügen bestellt, entweder nur einige Schüler oder sogar eine ganze Schulklasse, wenn es jemand Vornehmes war, der beerdigt wurde.

In der Stadt und auf dem Land gab es als Attraktion im Winter die Spinnstube, auch Kunkelstube oder Vorsitz genannt, als wichtige Institution. Die Burschen leisteten den Mädchen gerne Gesellschaft beim Spinnen und sangen mit ihnen Lieder, in denen auch die Liebe vorkam. Das erschien in einer Zeit, in der alles auf ein gottgefälliges Leben ausgerichtet wurde als höchst bedenklich. 1582 wurde daher verordnet, daß in den Kunkelstuben nur geistliche Lieder gesungen werden dürften und daß ein Schüler als Vorsinger beteiligt werden könne. Ein Büttel sollte umgehen und wenn Volkslieder gesungen

52 *Sehling* 14, Kurpfalz. Tübingen 1969, S. 477 f.; 15, S. 507

53 *Sehling* 15, S. 428—430

54 *Sehling* 15, S. 262

würden – natürlich waren Liebeslieder gemeint – , sollte er ein Viertel Gulden Strafe einfordern⁵⁵ und dieses Viertel Gulden sollte den Schulkindern, die fleißig ihren Katechismus gelernt hatten, gegeben werden.

Diese Verordnung findet sich entsprechend nicht nur in Hohenlohe, sondern auch in Bayern bei Maximilian, der also auch für eine gute Polizei gesorgt hat. Das ist übrigens ein schönes Beispiel dafür, daß man damals gemeinsam versucht hat, nicht nur in Genf durch Calvin, sondern auch in lutherischen und katholischen Territorien, durch gute Zucht und Polizei das Reich Gottes auf Erden zu fördern. Dieses Bemühen ging dann in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges praktisch unter.

Die Pfarrer sollten das ganze Jahr über, wenn sich in der Predigt eine Gelegenheit dazu ergibt, die Bedeutung des Schulbesuches der deutschen und der lateinischen Schulen rühmen. Zweimal im Jahr sollten sie eine eigene Schulpredigt halten, nicht wie heute, für die Schüler, sondern für die Eltern, damit die Bevölkerung *der Schulen Nutz versteht, die Schul und die Schulmeister lieb und ihre Kinder als besondere Gaben und Templein Gottes* (nach dem 1. Korintherbrief) *fleißig darein schick und mit göttlicher Erkenntnis, nützlichen Künsten in artis liberalis und guten Sitten schmücken und ziehen lasse*. Es wird immer wieder betont, wie nützlich die Schulen für den Staat und die Kirche sind⁵⁶.

Ganz besonderer Wert wurde auf das Katechismus-Lernen gelegt. Welche Bedeutung man der Kenntnis der rechten Lehre zumaß, kann man daran sehen, daß im evangelischen Hohenlohe die Einzelbeichte, die wir als typisch katholisch betrachten, vor dem Besuch des Abendmahls beibehalten wurde. Dabei wurde auch nicht nach den begangenen Sünden gefragt, sondern ob man den Katechismus auswendig gelernt habe. Dies galt auch für die Erwachsenen. Es sollte nicht etwa durch ein falsches Verständnis der Sakramente das Abendmahl mißbraucht werden.

Damit *die Feiertag nicht nur zum Halbteil, sondern ganz gefeiert* würden, gab es am Sonntagnachmittag den Katechismus-Gottesdienst, der auch von den Erwachsenen besucht werden sollte. Die Schüler haben beim Gottesdienst in der Stiftskirche der Reihe nach von Staffel zu Staffel ordentlich befragt, aus dem Katechismus aufgesagt⁵⁷. In der Passionszeit sollten die Kinder, die etwa zwölf Jahre alt waren, vor dem ersten Empfang des Abendmahls, täglich eine Stunde im Katechismus unterrichtet werden. Das ist gewissermaßen der Beginn des Konfirmanden-Unterrichts. Wenn Jung und Alt während des Katechismus-Gottesdienstes am Sonntag schießend, zechend oder kegelnd erfunden, oder junge Gesellen und Mägde gar beim Spazierengehen erwischt

⁵⁵ *Sehling* 15, S. 444

⁵⁶ *Sehling* 15, S. 507

⁵⁷ *Sehling* 15, S. 427

wurden, hagelte es Geldstrafen. Die Strafgeelder wurden, wie beim anderen erwähnten Beispiel, für die Kinder, die ihren Katechismus gelernt hatten, verwendet. Was man früher zuviel des Guten getan hat, das tut man heute wohl zu wenig!

Die Öhringer Lateinschule, das Gymnasium, wurde in diesem Vortrag bewußt nicht als isolierte Institution, sondern im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen und religiösen Leben des 16. Jahrhunderts aufgezeigt. Es kommt dadurch das Bildungsziel und die Bedeutung, die man der Schule beimaß, wohl am besten zum Ausdruck. Die Ordnung des Öhringer Gymnasiums blieb erhalten, so wie auch die Kirchenordnung für den Gottesdienst bestehen blieb. Rektor Eggel äußerte 1782 den Wunsch, eine neue Schulordnung zu bekommen, da die bisherige noch von 1546 stamme⁵⁸.

Über 200 Jahre lang gab es also dieselbe Schulordnung. Stellen Sie sich vor, das heutige Hohenlohe-Gymnasium würde mit einer Schulordnung von 1787 arbeiten, nachdem die von 1960 (falls es da eine gab) schon längst überholt wäre!

Ausblick auf die weitere Entwicklung

Es gab dann natürlich im 17. und 18. Jahrhundert eine Reihe von Veränderungen auf der gleichen Grundlage. Das Öhringer Gymnasium wurde dann als Landesgymnasium und als *Gymnasium Hohenloicum* bezeichnet. Im 18. Jahrhundert hat man dann Versuche gemacht, teils in privaten Vorlesungen, für diejenigen, die studieren wollten, Naturrecht, Physik, Erd- und Himmelskunde, oder sogar für Theologen, Hebräisch und Chaldäisch, also Aramäisch, einzuführen. Man kann aber nicht sagen, daß diese unterrichtlichen Veranstaltungen einen akademischen Rang hatten, sondern es waren eben praktisch Privatstunden zur Vorbereitung auf das Studium.

Wir haben aber am Anfang gehört, daß Sprachkenntnisse wirklich vermittelt wurden, auch wenn Französisch nur ein freiwilliges Unterrichtsfach war.

1586 waren unter 75 Schülern 14 Auswärtige, dabei in der obersten Klasse fünf unter zehn. Das Hohenlohische Gymnasium hatte einen relativ guten Stand, als es 1812 unter württembergischer Herrschaft das Los anderer Gymnasien teilte und zur gewöhnlichen Lateinschule herabgestuft wurde. Das war weniger als eine Lateinschule im 16. Jahrhundert. Es wurde dann in der Folge Lyzeum und Progymnasium. Erst 1956 begann mit dem Umzug in das neue Schulgebäude der Aufbau des Vollgymnasiums, des heutigen Hohenlohe-Gymnasiums.

Zum Abschluß sei noch erwähnt, daß ein Nachleben des Öhringer Stiftes sich auch in der Bibliothek, der Stiftsbibliothek zeigte, zu der eine eigene Ordnung

⁵⁸ Wolfram *Fischer*: Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung. Tübingen 1958, S. 157—165

von 1582 erhalten ist⁵⁹. Da sind damals für die Prediger hervorragende, teure Werke angeschafft worden, z. B. die großen Kirchenväter-Ausgaben von Augustinus, Hieronymus und Ambrosius. Diese kam dann später an das Gymnasium im Stiftsgebäude. 1773 wurde der Stiftsbibliothek eine weitere große Bibliothek vermacht. Auch die Bibliothek des Geschichtsforschers Hanselmann, der hier Schüler war, kam 1779 hinzu. Es ist nicht bekannt, wo die Bibliothek verblieben ist. In der Dekanatsbibliothek Öhringen befinden sich in einem gotischen Schrank noch neun Handschriften aus dem 15. Jahrhundert, zehn Inkunabeln und fünf Werke aus dem 16. Jahrhundert. Zwei Bände konnte die Württembergische Landesbibliothek 1939 erwerben.

Vom Chorherrenstift zum Hohenlohe-Gymnasium – das Thema bot eine größere Vielfalt, als Sie vielleicht erwartet haben. Es wurde unterstrichen, daß das Öhringer Chorherrenstift nicht nur eine mittelalterliche Institution war, sondern die hohenlohische Reformationsgeschichte mitprägte und für die Kirchengeschichte und Bildungsgeschichte der Grafschaft Hohenlohe und der Stadt Öhringen große Bedeutung hatte. Das wird uns in diesem Raum, den viele von Ihnen von früher kennen, besonders anschaulich.

Abgekürzt zitierte Literatur

Gunther *Franz*: Die Kirchenleitung in Hohenlohe in den Jahrzehnten nach der Reformation. Visitation, Konsistorium, Kirchenzucht und die Festigung des landesherrlichen Kirchenregiments 1556—1586. Stuttgart 1971 (Quellen und Forschungen zur württ. Kirchengeschichte 3).

Gunther *Franz*: Reformation und landesherrliches Kirchenregiment in Hohenlohe. In: Württ. Franken 58 (1974), S. 120—152.

Gunther *Franz*: Reformation in Hohenlohe – 400 Jahre Hohenlohische Kirchenordnung 1578—1978. Als Broschüre mit weiteren Texten: Stuttgart 1979. Mit Anmerkungen in: Blätter für württ. Kirchengeschichte 79 (1979), S. 5—27.

Sehling: Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts. Begründet von Emil Sehling. Bd. 11: Bayern. Teil II: Franken. (Bearb. von Matthias Simon) Tübingen 1961. – Bd. 15: Württemberg. Teil I: Grafschaft Hohenlohe. Bearb. von Gunther Franz. Tübingen 1977.

Adolf *Wolf*: Lateinische Schule und Gymnasium in Öhringen. In: Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg. Hrg. von der Württ. Kommission für Landesgeschichte. Bd. 2,2: Geschichte des humanistischen Schulwesens in den landesherrlichen und geistlichen Gebieten. Stuttgart 1920, S. 615—635.

⁵⁹ *Sehling* 15, S. 497—499

⁶⁰ Für eine Verbringung der Stiftsbibliothek in die Württembergische Landesbibliothek liegen weder aktenmäßige Belege vor, noch ist eine entsprechende Behauptung anhand des Bücherbestandes haltbar.

Bauzustand und Sanierungsmaßnahmen

Die Stiftskirche – Dachstuhl- und Außeninstandsetzung 1985—1987

VON HERMANN BERKENHOFF

Mit dem Bau der heutigen Kirche wurde 1454 am Ort der Vorgängerkirche begonnen. Nach übereinstimmenden Angaben bei Dehio und im Kirchenführer des hohenlohischen Archivrats Karl Schumm wurde der spätgotische Umbau in zwei Bauabschnitten durchgeführt. Zuerst wurden Chor, Krypta und Türme gebaut, dann das Langhaus, dessen Einwölbung mit dem Jahr 1497 angegeben wird. Dendrologische Untersuchungen des verwendeten Holzes haben diese Angaben bestätigt, wenn auch die Jahreszahlen nicht ganz übereinstimmen. Für die Dachwerke kann man annehmen, daß der Chor 1462 und die Vierung 1469 aufgerichtet wurden, das Langhaus wesentlich später, 1489. Als vor einigen Jahren Steinbrocken vom Umgang des Westturms auf den Marktplatz zu fallen drohten, war dieses Anlaß, mit der Instandsetzung des Blaserturmes so rasch wie möglich zu beginnen. In den Jahren 1981 und 1982 wurden die Instandsetzungsarbeiten durchgeführt, wobei die Notwendigkeit weiterer Sanierungsmaßnahmen an der Kirche immer deutlicher wurde. Risse in der Südwand, ein verformter Dachfirst, losgelöster Dachschiefer am Glockenturm, bedenkliche Höhenunterschiede bei den Dachböden, bis an die Bruchgrenze durchgebogene Geschoßbalken im Dachstuhl, ausgerissene Verblattungen und gebrochene Kopfbänder waren Alarmzeichen, daß die Sanierung des gesamten Kirchendaches und des Glockenturms nicht mehr aufzuschieben war.

In einem ersten Untersuchungsbericht des Statikers wurde die Standsicherheit des Westteils des Dachstuhls in Frage gestellt und im wesentlichen folgende Schäden dargestellt:

1. Verfaulte Sparren, Mauerlatten, Pfetten und dergleichen durch jahrelang, oft nur tropfenweise eingedrungenes Tau- und Regenwasser. Dieser Feuchtigkeitsbelastung konnte auf Dauer kein Holzbalken standhalten.
2. Beträchtliche Schäden durch Verformung des Dachstuhls über dem Langhaus. Hier wurden in der Vergangenheit notdürftige Hilfskonstruktionen eingebracht, um Allerschlimmstes zu verhüten.

Im Benehmen mit der Oberfinanzdirektion Stuttgart und dem Landesdenkmalamt wurde zunächst eine verformungsgetreue Bauaufnahme des Dachstuhls als Bestandsdokumentation aufgestellt. Auf der Grundlage dieser Bestandspläne und genauer Untersuchungen vor Ort wurden vom Statiker Sanierungsvorschläge gemacht und vom Bauamt ein Sanierungskonzept vorgelegt.



Verfaulte Dachbalken der Stiftskirche



Zur Konstruktion der Dachstühle von Langhaus, Vierung und Chor ist zu sagen, daß alle drei nach dem gleichen Prinzip konstruiert sind. Es sind liegende Stühle mit einfachem Hängewerk, über Chor und Vierung dreistöckig, über Langhaus und Seitenschiffen vierstöckig, im Spitzboden ist jeweils noch ein Hahnenbalken eingezogen. Interessant ist, daß der alte Dachstuhl der Stuttgarter Stiftskirche nahezu identisch mit der Konstruktion in Öhringen war.



Detail der Dachkonstruktion nach der Renovierung

Das Ergebnis der Vermessung brachte vier Unregelmäßigkeiten zutage, die nicht aus einer späteren Verformung erklärt werden können:

1. Die Mauerkrone der Südwand des südlichen Seitenschiffes weicht nach Osten hin etwa 55 cm nach Süden von der Längsachse des Mittelschiffes aus und die Mauerkrone der Nordwand des nördlichen Seitenschiffes etwa 50 cm nach Norden. Das Langhaus mit den Seitenschiffen wird also von West nach Ost ca. 1,00 m breiter.
2. Das südliche Seitenschiff ist ca. 1,20 m breiter als das nördliche.
3. Die Mauerkrone der Südwand des südlichen Seitenschiffes liegt von 52 cm bei Bund 1 bis 30 cm bei Bund 10 tiefer als die Mauerkrone des nördlichen Seitenschiffes. Auch die Oberkanten der gemauerten Pfeiler, welche die Pfetten unter dem ersten Dachgeschoß des Langhauses tragen, liegen auf der Südseite tiefer als auf der Nordseite, und zwar von 16 bis max. 35 cm.
4. Die Zimmerleute versuchten, die ungenaue Arbeit der Maurer auszugleichen, indem sie auf der Südseite längere Sparren verwendeten. Die Längendifferenzen der südlichen und nördlichen Sparren betragen 1,00 m und mehr. Die längeren Sparren konnten jedoch das Dachwerk nicht in Lot und Wasser bringen. Die Firstlote hingen bis zu 40 cm aus der Mittelachse.



Kleiner Zwischenturm vor und nach der Renovierung

Das wesentliche Problem des Dachstuhl des Langhauses und wohl auch die Hauptursache der konstruktiv bedingten Schäden in diesem Bereich sind die in den Dachraum hineinreichenden Gewölbe. Hierdurch war ein durchgehen-

der Balken am Sparrenfuß unmöglich und somit der Anker, der den Stuhl am Fußpunkt hätte zusammenhalten können, nicht vorhanden. Dieses führte dazu, daß der Seitenschub aus der Dachlast direkt an die Mauerkronen weitergegeben und sich zum Seitenschub mit den Gewölben addierte. Auf der Nordseite war dieses kein Problem, da die Wände des Kreuzganges ein Widerlager bilden. Auf der Südseite allerdings hängt die Mauerkrone auf 10 m Länge 11 cm über, und wo die Südwand in die Westwand eingebunden ist, hatten sich tiefe Risse gebildet.

Bei der Sanierung mußte folgendes Ziel verfolgt werden:

1. Vorrangig war die Wiederherstellung des statischen Systems des liegenden Dachstuhls. Der Seitenschub auf die Außenwände mußte wirksam reduziert werden.
2. Alle schadhafte Sparren, Deckenbalken und Bundhölzer sowie die überwiegende Zahl aller Hartholznagelverbindungen, die nicht mehr tragfähig waren, mußten ausgetauscht werden.
3. Das Dach mußte neu eingedeckt werden.

Nach einer beschränkten Ausschreibung wurden die Arbeiten im September 1985 vergeben und umgehend begonnen: Auf der Westseite wurden zunächst zwei Hauptbundfelder abgedeckt und der Dachstuhl mit Hilfe von Luftkissen bis zu 50 cm angehoben. Mit Hilfe einer Stahlkonstruktion mußten die Binder gehalten werden, um die Mauerkronen, Sparrenfußpunkte und Schwellen sanieren zu können. Durch Betonankergurte über den Wandpfeilern mußte eine bessere Lastverteilung erreicht werden, und durch eine zusätzlich aufgestellte Stützkonstruktion in der zweiten Dachgeschoßebene wurde ein Teil der Dachlast auf die Pfeiler des Mittelschiffes abgetragen und somit der Dachschub ausgeschaltet. Diesen Arbeiten vorausgehend wurden Fundamentuntersuchungen durchgeführt, um sicherzugehen, daß die zusätzlichen Lasten hier auch aufgenommen werden können.

Vor Beginn der Zimmermannsarbeiten wurden Unmengen von altem Bauschutt zwischen Schwellen auf den Traufwänden und in den äußeren Gewölbezwickeln abgefahren. In diesem aus Ziegelresten, Holzabfällen und Vogelmist bestehenden Unrat vermoderten die Auflagerschwellen, die Sparrenfüße, Bundpfosten und Bundstreben in einem Ausmaß, das bei allen Voruntersuchungen nicht erkannt wurde und auch nicht erkannt werden konnte. Schlimme Überraschungen gab es im Bereich der Vierung. Dort konnte der Dachstuhl erst nach dem Einrüsten des Glockenturms in Augenschein genommen werden. Auch hier waren die Schäden bei weitem größer, als nach den ersten Untersuchungen angenommen wurde.

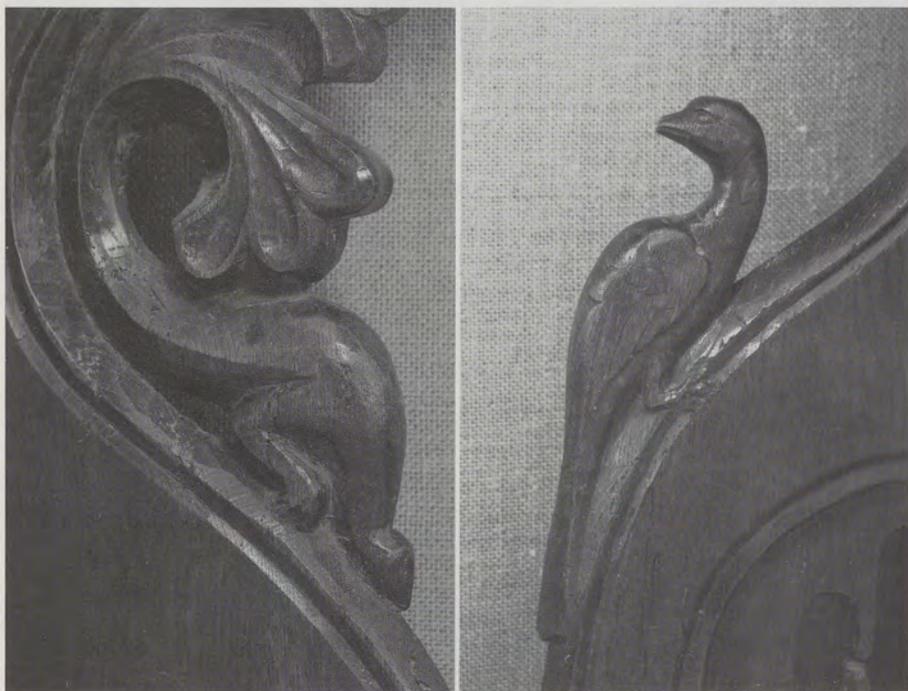
Der Glockenturm selbst war in einem Umfang geschädigt, der vorher nie für möglich gehalten worden war. Nach Entfernung des Dachschiefers wurde festgestellt, daß die Dachschalung größtenteils erneuert werden mußte. Nachdem auch die Schalung abgenommen war, wurde sichtbar, daß alle Aufschieb-linge angefault waren und von der Tragkonstruktion fünf Stichbalken und



Ausblick vom Blasturm: Glockenturm der Stiftskirche nach der Renovierung

zwei Außen- und Innenschwellen vermodert waren. Die größte Arbeit machte das Auswechseln einer Bockstrebe, deren Fuß vollkommen verfault war. Hinzu kam noch, daß beim Einbau des eisernen Glockenstuhles vier von acht Bockstrebenaussteifungen einfach entfernt worden waren.

Nach etwas über zweijähriger Bauzeit wurden die Arbeiten am Dachstuhl sowie die Neueindeckung der Kirche und die Instandsetzung der Außenfassade im Herbst 1987 beendet. Das Staatliche Hochbauamt Heilbronn, unter dessen Leitung die Baumaßnahme durchgeführt wurde, hat für die Sanierung des Daches 2 115 000 DM aufgewendet. Weitere 485 000 DM kosteten die Werksteinarbeiten an der Fassade.



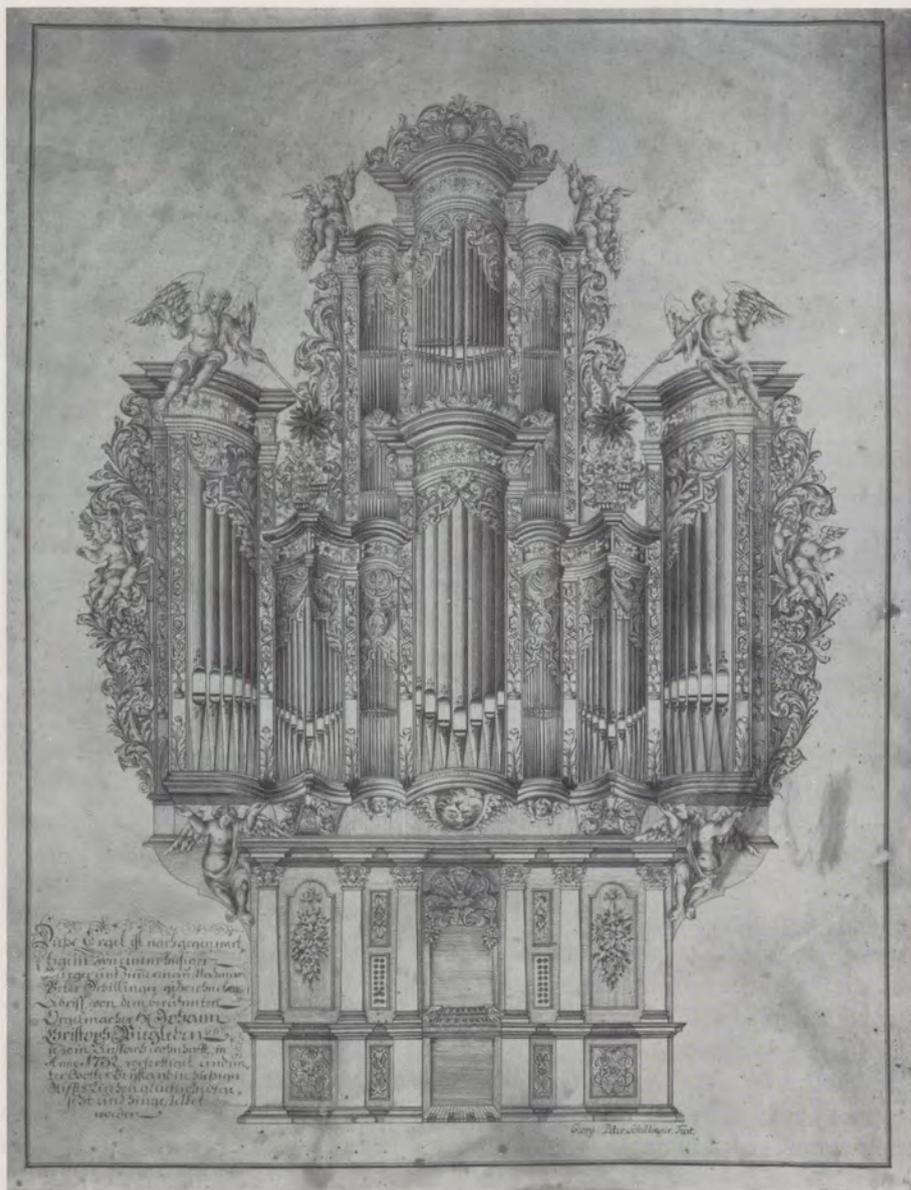
*Figuren am Chorgestühl der Ohringer Stiftskirche
– Restaurierung, auch im Innenbereich, tut not –*



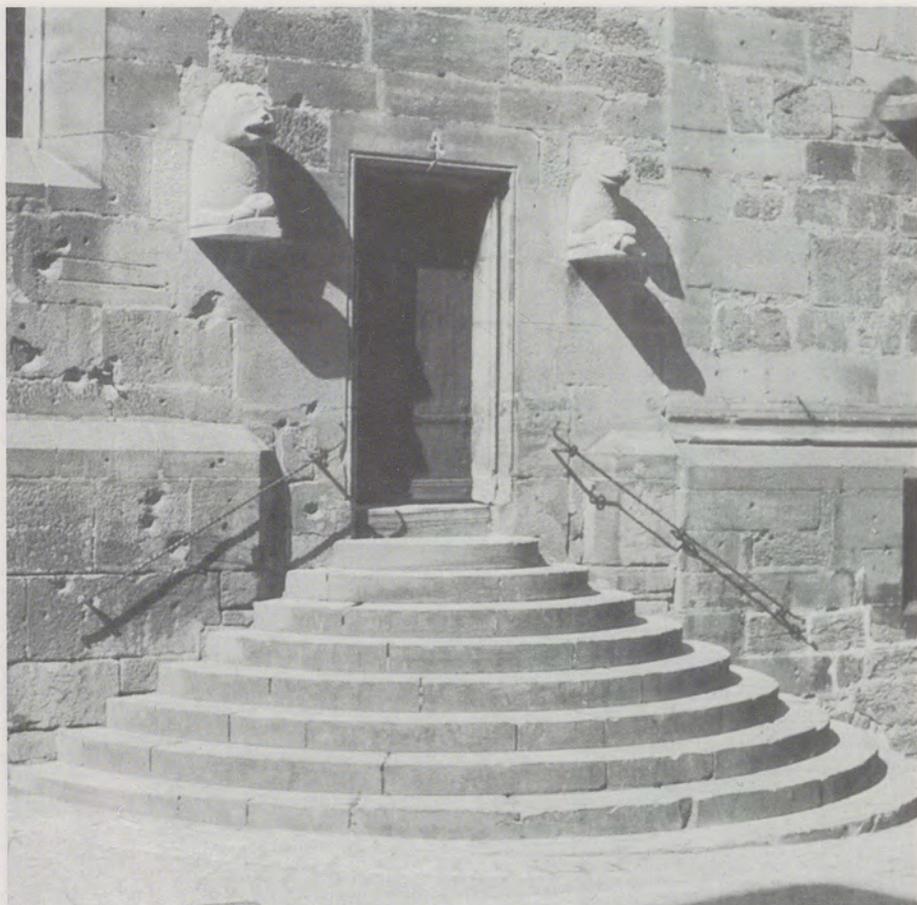
*Figuren am Chorgestühl der Ohringer Stiftskirche
– soweit noch vorhanden –*



Einer der Portallöwen vor der Restaurierung



Orgelprospekt von Georg Peter Schillinger, 1732
(Hohenlohe-Zentralarchiv; Foto Kircher/Moegle-Hofacker)



Löwentürle mit Nachbildungen der Löwen, 1985

Der Tempel des Apollo Grannus in Faimingen*

VON KURT BITTEL

In Ephesos, der großen Stadt an der ionischen Küste, ist östlich von der jedem Besucher bekannten Bibliothek des Celsus eine lange Inschrift gefunden worden, in der ein Syndikos, ein Sachwalter des Staates, über die Gesandtschaftsreisen berichtet, die er *im Auftrag seiner Vaterstadt* in weiten Teilen des römischen Reiches ausgeführt hat. Die Inschrift läßt sich aufgrund der in ihr enthaltenen Titulatur der römischen Kaiser genau auf 217/218 n. Chr. datieren. Aus ihr geht aber auch hervor, daß der ephesische Syndikos auf seiner Amtsreise, die ihn nach Britannien und Germanien geführt hat, 213 ein Heiligtum des Apollo Grannus besuchte. Grannus ist eine keltische Heilgottheit, die mit Apollo, wenigstens mit einer wesentlichen Eigenschaft dieses Gottes, gleichgesetzt worden ist. Der Ephesier hätte dieses Heiligtum gewiß nicht besucht, wenn nicht zwei Voraussetzungen gegeben gewesen wären: daß es sich um eine bedeutende und nicht bloß um eine beliebige Kultstätte dieses Gottes handelte und daß sie an einer der großen Fernstraßen des Imperiums lag, welche die nordwestlichen mit den südöstlichen Reichsteilen verband. Der Bearbeiter der genannten Inschrift, der Wiener Althistoriker Josef Keil, hat schon 1956 die Vermutung ausgesprochen, daß dieses Heiligtum »doch wohl am ehesten in... Faimingen in der Nähe von Lauingen... gesucht werden müsse«. Darin bestärkte ihn noch ein anderer, literarischer Hinweis, auf den ich später kurz eingehe.

Römische militärische Einrichtungen wie Kastelle oder etwa den Limes kennt man in Südwestdeutschland seit langem bzw. in großer Zahl, auch in der Nähe von Schwäbisch Hall. Man denke nur an die Standlager in Öhringen, Mainhardt und Murrhardt, dazu Gutshöfe, villae rusticae, die in fast allen von Natur aus fruchtbaren Gebieten innerhalb der römischen Reichsgrenze nachgewiesen sind. Aber Kultbauten, Tempel, sind nur ganz wenige belegt, zum Beispiel in Kempten, Ladenburg, Rottenburg, Rottweil und Wimpfen. Sie sind bescheidenen Ausmaßes, für keinen kann der Anspruch eines monumentalen Bauwerkes erhoben werden. Mit einer Ausnahme: der Tempel des Apollo Grannus in Faimingen. Darauf und auf seiner Zuordnung zur klassisch-römischen Architektur der Kaiserzeit liegt seine Bedeutung.

Faimingen ist ein kleines, gefälliges Dorf nur sieben Kilometer jenseits der württembergisch-bayerischen Grenze und unmittelbar vor den Toren der

* Text eines am 8. 5. 1988 im Historischen Verein für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall gehaltenen Vortrages.

Stadt Lauingen, in die es neuerdings eingemeindet worden ist. In diesem Faimingen lehrte von 1869 bis 1909 ein biederer Dorfschullehrer, Magnus Anton Scheller, der sich um die römischen Reste dort die größten Verdienste erworben hat. Dieser einfache, zudem durch eine schwere, 1870 bei Sedan erlittene Kriegsverletzung stark behinderte Mann hat den großen Tempelbezirk zuerst bei einer Ausgrabung damaligen Stils angeschnitten und erkannt. Das war nicht völlig überraschend, denn Inschriften hier und dort im weiteren Umkreis hatten schon die Humanisten des 16. Jahrhunderts, Andreas Althamer, Konrad Peutinger, Marcus Welser, auf den Kultort des Apollo aufmerksam gemacht, aber sie glaubten ihn in Lauingen suchen zu müssen. Scheller erbrachte dann in den Jahren 1888 bis 1890 den wirklichen Nachweis in Faimingen selbst, freilich nur zu Teilen, denn das Gebiet war mit landwirtschaftlichen Einrichtungen verschiedener Art überbaut. Erst zwischen 1979 und 1986 gelang die Untersuchung des gesamten Tempelbezirks. Das war eine ziemlich mühsame Aufgabe, die, was die finanzielle Seite betrifft, nur durch die Mithilfe des Freistaats Bayern und der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewältigt werden konnte. Denn die den Tempel überdeckenden Häuser und Grundstücke waren zu erwerben und abzutragen, ebenso auch die für die Ausgrabung notwendigen technischen Vorkehrungen zu beschaffen.

Die Ausgrabungen selbst standen zwischen 1975 und 1982 unter der örtlichen Leitung von Dr. Gerhard Weber, dann bis 1986 unter der von Dr. Johannes Eingartner. Die Rekonstruktionsarbeiten am Tempel leitete Dipl.-Ing. Wolfgang Schmidt. Sie und ihre Mitarbeiter haben sich der mitunter schwierigen Aufgabe mit großer Sachkenntnis gewidmet und sie zum Erfolg geführt.

Als mit den eigentlichen Arbeiten begonnen wurde, stellte es sich heraus, was bei großen, planmäßigen Ausgrabungen nicht selten zu geschehen pflegt, daß die Befunde viel komplizierter waren, als wir ahnen konnten. Damit aber ist bereits eine sehr wesentliche Frage aufgeworfen, nämlich die, was wir denn eigentlich erwartet hatten, oder besser ausgedrückt, mit welchen Vorkenntnissen über Entstehung und Gestalt eines solchen Heiligtums man an die Untersuchung herangegangen ist.

Ich habe schon erwähnt, daß Apollo Grannus eine ursprünglich keltische Gottheit gewesen ist, und zwar als Grannus. G. Iulius Caesar, der durch seinen Aufenthalt zwischen 58 und 52 v. Chr. in Gallien sehr gut über die dortigen Zustände unterrichtet war, sagt im VI. Buch Kap. 17 seiner *Commentarii de Bello Gallico*, der keltische Gott, den sie als Apollo bezeichneten, sei ein Heil- und Gesundheitgott. Und in der Tat zeigt eine Karte, auf der das Kerngebiet der dem Gott Grannus geltenden Inschriften und sonstigen Denkmäler verzeichnet ist (Abb. 1) ein unmißverständliches Bild: Ostfrankreich, entlang von Rhein und Mosel und östlich am Neckar und an der oberen Donau, hier sogar in einer bemerkenswerten Häufung. Der Gott tritt sehr oft mit weiblichen Gottheiten zusammen auf, so mit der keltischen Sirona, die mit der griechisch-römischen Hygia gleichgesetzt worden ist, was abermals mit der Eigenschaft

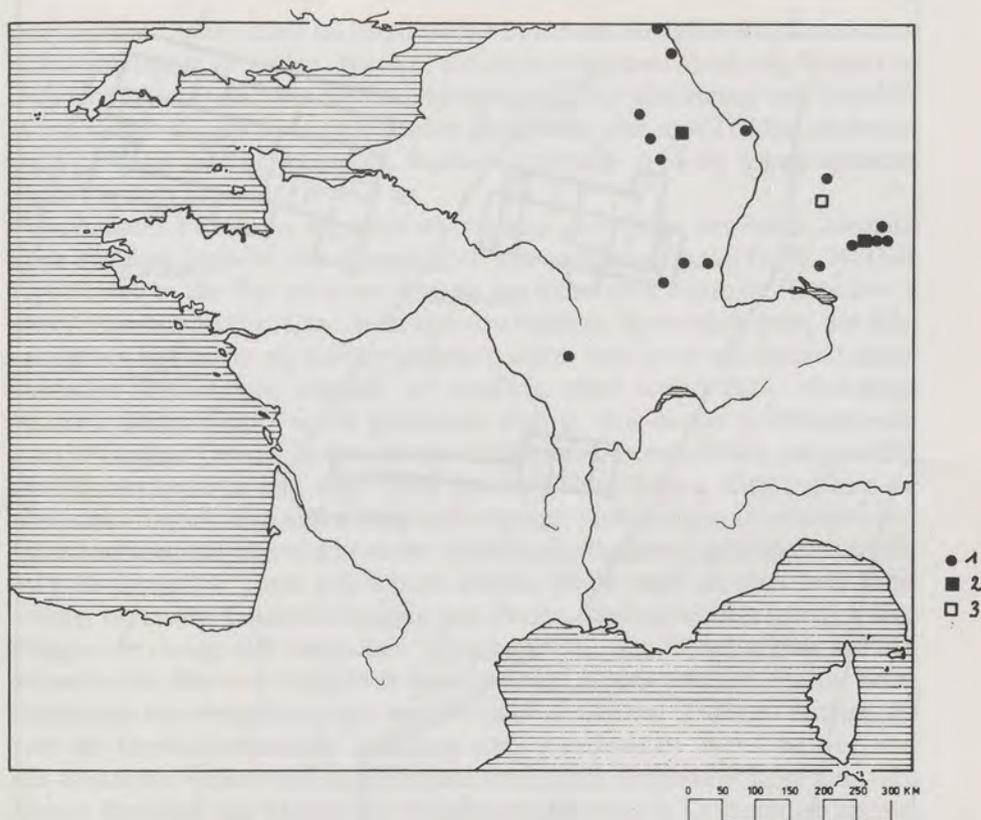


Abb. 1: Kerngebiet des Kultes des Apollo Grannus und der Sirona. 1 = inschriftlich bezeugt. 2 = Kultstätten nachgewiesen. 3 = Kultstätten inschriftlich erwähnt.

als Heilgott übereinstimmt, außerdem aber auch mit den Nymphen in einer Inschrift von Ennetach bei Mengen an der Donau. In dem damit definierten Raum kannte man bislang nur ein einziges, durch erschöpfende Ausgrabung erschlossenes Heiligtum des Apollo Grannus bei Hochscheid, in recht einsamer Lage steil über dem Moseltal im Hunsrück. Das war ein Pilgerheiligtum (Abb. 2) mit einer Herberge (II) für die Heilungsuchenden, einem Badhaus (III), einem Wohngebäude für den *curator templi* (IV) und einem Sakralbau mit einer Heilquelle im Innern (I). Dieses Pilgerheiligtum bestand von der Mitte des 1. bis in das 3. Jahrhundert n. Chr. hinein. Aber merkwürdig: in der Tempelcella sind drei Statuen gefunden worden, eine der Sirona und zwei des Apollo mit Greif und Lyra, demnach in durchaus klassischer Auffassung, ohne deutliche Spuren einheimischer Einwirkung. Das Heiligtum selbst dagegen ist kein Bauwerk römischen Stils, sondern ein keltischer Vierecktempel mit Umgang auf allen vier Seiten um die Cella. In diesem autochthonen klei-

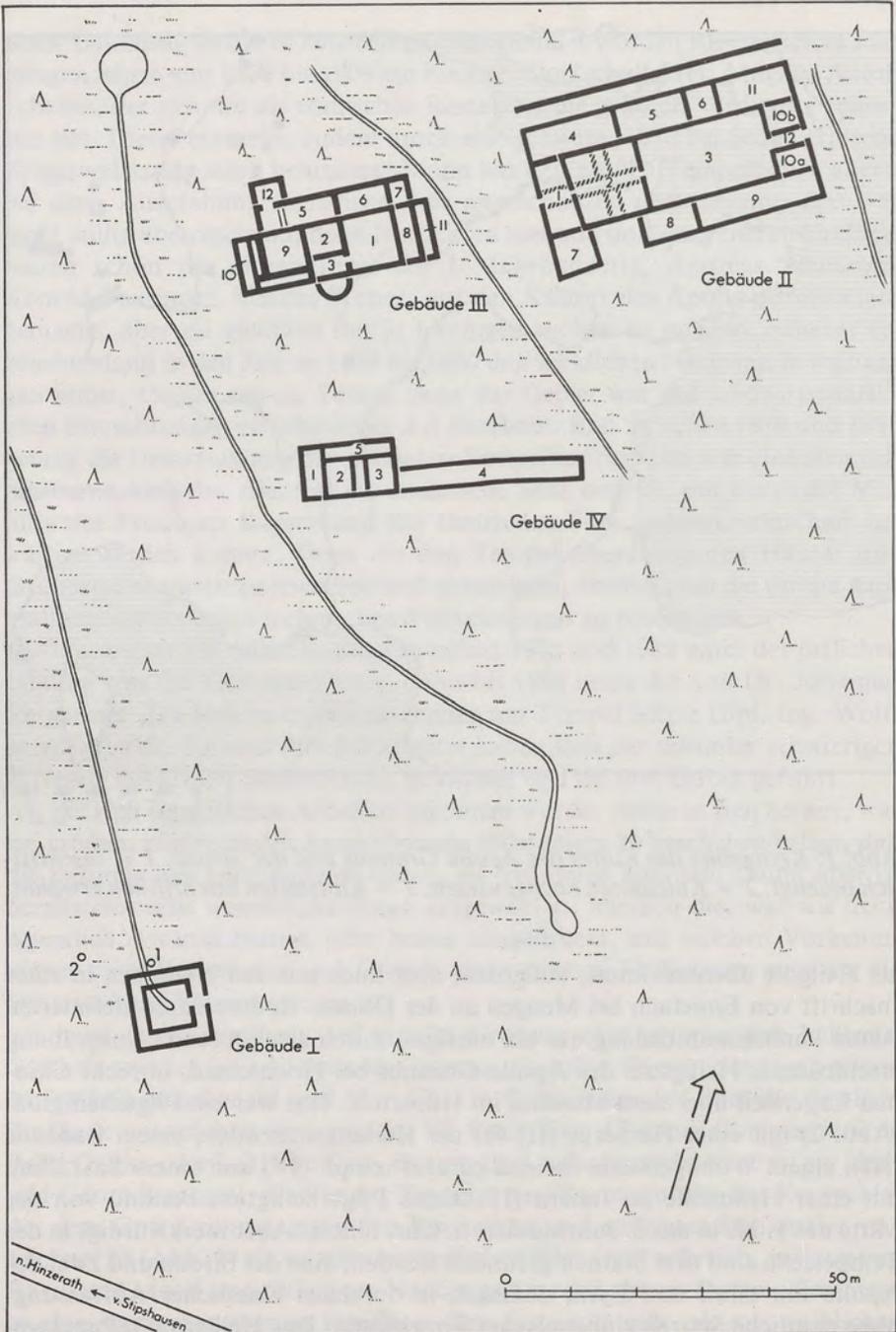


Abb. 2: Pilgerheiligtum des Apollo Grannus und der Sirona in Hochscheid. Plan nach Gerd Weisgerber.

nen Gebäude haben dann im Laufe seines Bestehens die Bildwerke klassischen Stils aufgestellt gefunden. War in Faimingen mit einem ähnlichen Befund zu rechnen, mindestens, was die Entstehungsgeschichte des Heiligtums betrifft? Wir erwogen diesen Gedanken, trafen damit aber nur zum Teil das Richtige, wie sich dann bald herausstellte, kaum nur deshalb, weil die topographische Situation dort so anders geartet ist.

Das römische Faimingen lag nicht wie das heutige Dorf an der Brenz, sondern hoch auf dem Steilufer der damals noch unregulierten Donau (Abb. 3). Hier fanden sich in der Tat als frühe Zeugen der Benutzung keltische Reste des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr., auch mehrere Gräben, deren südlichster das Terrain gegen den Hang zur Donau abgrenzt. Ob es sich dabei um Einrichtungen kultischer Bestimmung handelt, ist möglich, doch fehlen dafür eindeutige Anhaltspunkte. Sicher ist es jedenfalls, daß es von diesen Siedlungsresten zum römischen Tempel an der gleichen Stelle keine unmittelbare, sinngemäße Kontinuität gegeben hat, denn Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. lag hier ein römisches Kastell, also eine militärische Anlage, rechteckigen Grundrisses mit Ummauerung und einem sehr tiefen Graben als Annäherungshindernis (Abb. 3:1). Es diente nur kurze Zeit seinem Zweck, kaum mehr als über zwei Jahrzehnte, unter den Kaisern Domitian und Traian, denn es bildete lediglich eine Etappe im Gange des römischen Vorgehens von der Donaugrenze auf die Schwäbische Alb und schließlich zum rätischen Limes nördlich davon. Seine Bedeutung lag zweifellos darin, den Donauübergang der Straße zu decken, die von der Provinzhauptstadt Augsburg nach Nordwesten über Urspring und das Filstal zu Neckar und Rhein führte und damit Augusta Vindelicum, den Vorort Raetiens, mit Mainz, der bedeutendsten Stadt in Obergermanien verband. Sobald aber durch die Besetzung des nördlich an Faimingen anschließenden Gebiets diese Aufgabe erfüllt war, wurde dieses Kastell aufgelassen, seine Mauer völlig abgetragen und der Umfassungsgraben zugeschüttet. Bald darauf entstand hier ein rechteckiger, mit einem Flechtwerkzaun eingegrenzter Bezirk und unmittelbar westlich davon ein quadratisches Podium aus Ziegelestrich. Diese Einrichtung ist der zugehörigen Votivgaben wegen ohne Zögern als Kultplatz unter freiem Himmel zu verstehen. Schloß man damit an eine ältere Tradition an, die nur durch die militärischen Notwendigkeiten Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. bedenkenlos unterbochen worden ist? Um es zu wiederholen, noch ist dies nicht mehr als eine Vermutung. Fest steht es dagegen, daß von nun an über gut hundert Jahre hier der Mittelpunkt des römischen Faimingen in seinem Kultbezirk des Apollo Grannus bestand (Abb. 3:2). Dieser Tempel lag nicht isoliert, sondern inmitten einer stadtartigen, sehr regelmäßigen Siedlung von etwa 800:450 Meter, die auf drei Seiten durch Wall und Graben gesichert war, auf der Südseite durch den Steilabfall zur Donau (Abb. 3:3). Die Tore, die im Osten, Norden und Westen dieser Stadtbefestigung liegen, beziehen sich auf die Fernstraßen, von denen fünf bekannt sind. Das südliche Stadttor ist durch die Einwirkung der Donau



Abb. 3: Plan des römischen Faimingen (Phoebiana). 1: Kastell um 100 n. Chr. 2: Tempel des Apollo Grannus. 3: Stadtumwallung mit Toren. 4: Tor an der Straße nach Heidenheim. 5: Stadtmauer, Anfang 3. Jahrhundert n. Chr. 6: Kastell, 1. Hälfte 3. Jahrhundert n. Chr.

im Laufe der langen Zeit verloren gegangen. Vor ihm, außerhalb, muß eine Brücke über den Fluß geführt haben, die der Straße zur Provinzhauptstadt diente. Verlängert man die Richtungen dieser Straßen ins Stadttinnere, schneiden sich alle vier am Tempel bzw. in seiner unmittelbaren Nähe. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß dieses Heiligtum mit zum eigentlichen Zentrum der ganzen städtischen Gemeinschaft gehörte.

Die Baugeschichte des Tempels verlief, wie sich bei den Ausgrabungen erwies, nicht ganz einfach. Offenbar befriedigte das erste Baustadium den oder die Auftraggeber nicht, denn man hat die schon ausgehobenen Gräben für die Fundamente wieder zugeschüttet, festgestampft und an der gleichen Stelle in einer etwas größeren Planung neu ausgehoben. Schon allein daraus ist die Wahrscheinlichkeit abzuleiten, daß sich der Bau auf das Geheiß einer höheren Instanz, die über den lokalen Kompetenzen stand, vollzogen hat. Das wird zudem, wie wir noch sehen werden, indirekt durch eine Inschrift bestätigt.

Der Tempel ist um 150, d. h. in der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. erbaut worden, zur Zeit des Kaisers Antoninus Pius, und zwar mit Baumaterial, das wie die petrographischen Untersuchungen ergaben, ausschließlich aus dem Weißen Jura der Ostalb stammte. Die nördlichste Abbaustelle lag in der Gegend von Unterkochen, die östlichste bei Demmingen, nicht weit von Dischingen. Die Reste des Tempels kamen nahezu vollständig bei den Ausgrabungen zutage (Abb. 4), die in Anbetracht der vielfachen späteren Überbauung bis in das 19. Jahrhundert hinein mühsam genug waren. Die saubere handwerkliche Ausführung der einzelnen Teile bis hin zu Säulenschäften, Basen (Abb. 5), Gesimsen, Brüstungen, aber auch von Wasserrinnen, entspricht den an einen kaiserzeitlichen Tempel zu stellenden Anforderungen. Der eigentliche Kultbau mit Cella und Vorraum steht auf einem rund 1,2 Meter hohen Podium, auf das von Süden her eine breite Treppe hinaufführt (Abb. 6). Von ihm fanden sich noch sichere Teile, so daß dieser Ausgang rekonstruiert werden konnte. Podium und Tempel erheben sich im rückwärtigen Teil eines Hofes, der auf drei Seiten von ihm zugekehrten Portiken, eingeschossigen Säulenhallen, umgeben ist und zu dem in der Längsachse und damit von der Flußseite her ein breites einziges Tor den Zugang bildete. Das Ziegeldach der Hallen neigt sich dem Hofinnern zu, so daß das Regenwasser, in kunstvoll gearbeiteten Rinnen aufgefangen und gesammelt, abgeleitet werden konnte. Zahlreiche Stücke von farbigem Wandverputz bezeugen die qualitätvolle Ausstattung des Bauwerks.

Auf der Ost- und auf der Südseite besaß der Tempelbezirk je eine weitere, nach außen gerichtete Halle (Abb. 7). Die südliche, zum Steilhang über der Donau gerichtete, betonte die eigentliche Schauseite des Heiligtums, während die östliche offenbar den Übergang zum Forum des römischen Faimingen bildete, das sich in dieser Richtung unmittelbar angeschlossen haben dürfte. Auf diesem großen Marktplatz trafen in Wahrheit die vorhin erwähnten Fernstraßen zusammen. Zieht man in Betracht, daß unmittelbar in diesem Bereich eine

Römischer Tempelbezirk

Um 160 n. Chr.

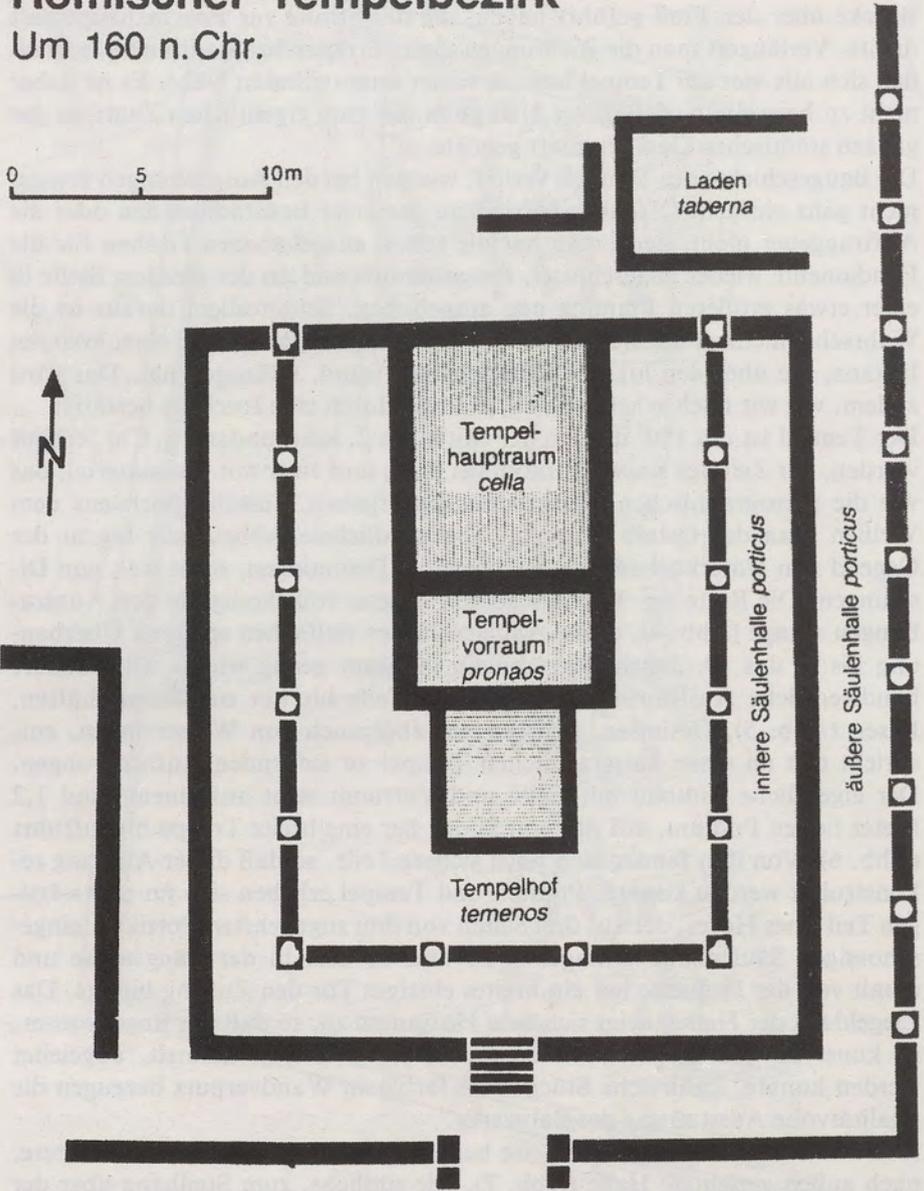


Abb. 4: Ergänzter Grundriß des Apollo-Grannus-Tempels in Faimingen.



Abb. 5: Säulenbasis des Apollo-Grannus-Tempels in Faimingen.

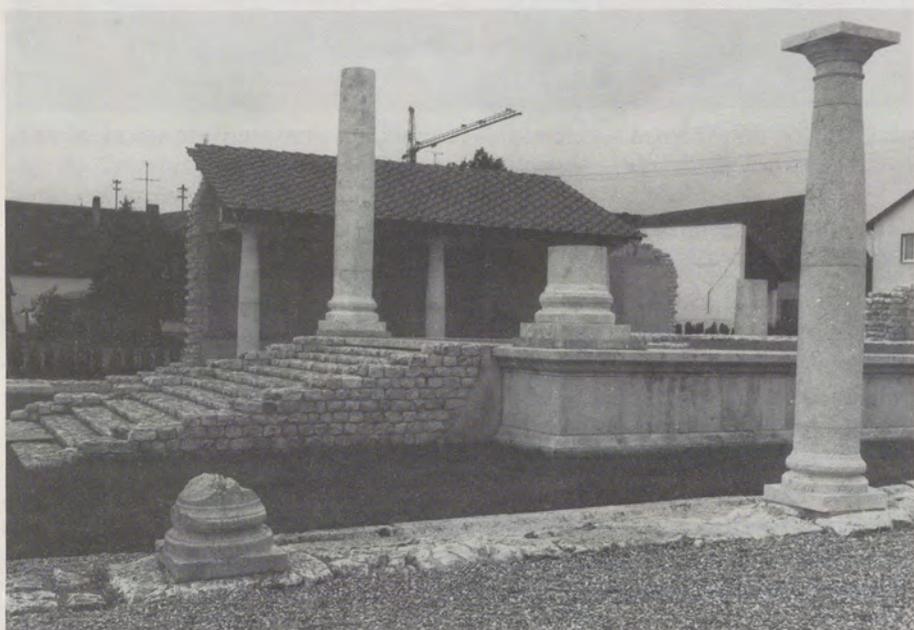


Abb. 6: Wiederhergestellte Aufgangstreppe und Podium für Pronaos und Cella des Apollo-Grannus-Tempels in Faimingen.

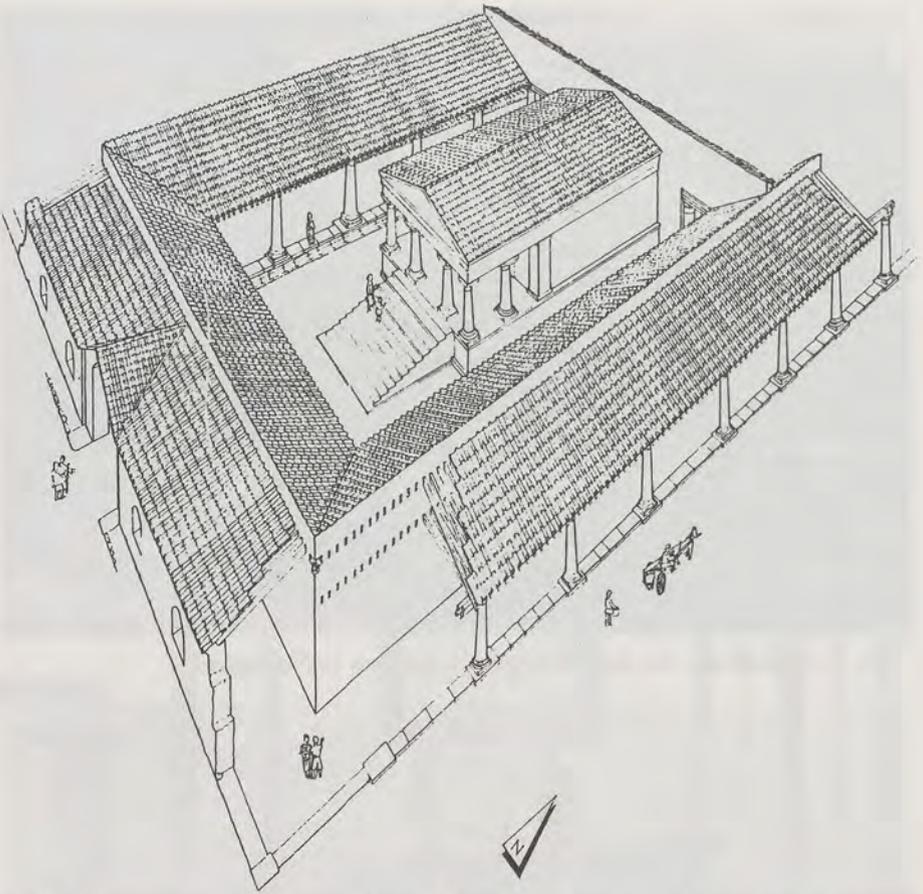


Abb. 7: Faimingen, Bezirk des Apollo-Grannus-Heiligtums, Rekonstruktionsversuch von Gerhard Weber.

Statue des Neptun als Repräsentant des Flußgottes Danuvius sowie ein Relief für Iupiter Dolichenus und Iuno entdeckt worden sind, erhöht dies die Wahrscheinlichkeit, daß es an diesem Forum mehr als nur eine Kultstätte gegeben hat. Sie aufzudecken, wird freilich vorläufig nur ein Wunsch bleiben, weil dieses Gebiet vollständig überbaut ist.

Der Tempel selbst in seiner architektonischen Form, Grundriß und Aufriß, Podium und Portiken, ja mit seiner Lage an einem Forum hat seine für uns faßbare nächste Entsprechung im Apollo-Tempel an der Westseite des Marktplatzes in Pompeji, dem das Faiminger Heiligtum auch in den Größenverhältnissen sehr nahe kommt. Es bedarf wohl keiner ausdrücklichen Begründung, daß ein so ungewöhnlich stattlicher Tempelbezirk nicht aus lokalen Wünschen und Überlegungen hervorgegangen sein kann, sondern daß hier die Einwir-

kung einer höheren leitenden Hand spürbar wird, mindestens des Statthalters der Provinz Raetien, wenn nicht darüber hinaus. Tatsächlich gibt es eine Bauinschrift, die heute in der Martinskirche in Lauingen vermauert ist (Abb. 8), aber zweifellos ursprünglich aus Faimingen stammt und die einen gewissen Hinweis in dieser Richtung bietet. Erhalten ist auf einem Fries nur die Hälfte

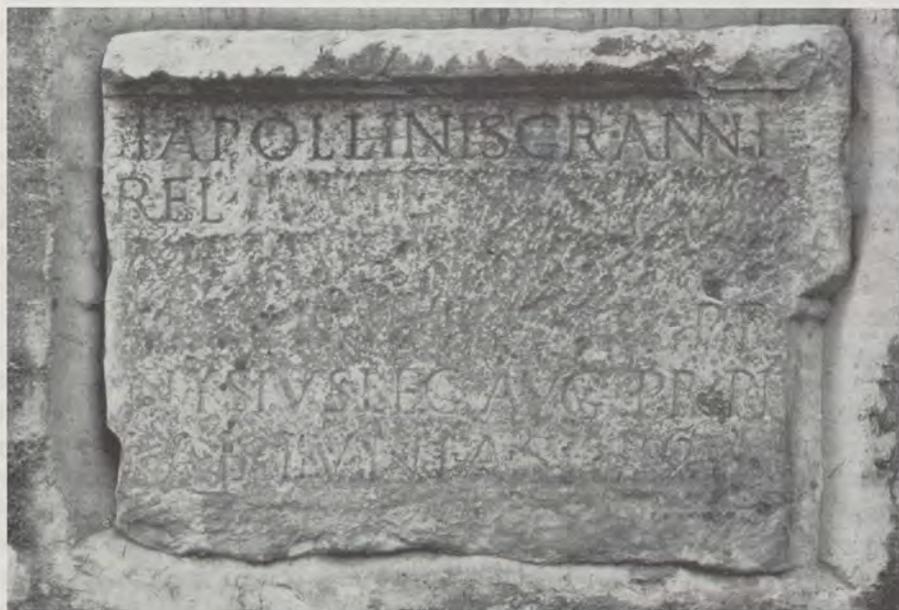


Abb. 8: In der Martinskirche in Lauingen eingemauerte Inschrift mit Nennung des Apollo Grannus. Der Name des Elagabal ist alt getilgt, weil dieser Kaiser der *damnatio memoriae* verfallen war.

der Inschrift, in der steht, daß zur Zeit des Kaisers Elagabal, wahrscheinlich im Mai 218 n. Chr., ein Templum oder Aedes – das Wort ist verdorben – des Gottes Apollo Grannus errichtet worden sei, als Dionysius Legatus Augusti pro Praetore, also Statthalter der Provinz Raetien, war. Das kann nicht die primäre Bauinschrift unseres Tempels sein, denn er war unter Elagabal schon rund 70 Jahre alt. Entweder stammt sie von einer Reparatur des bereits Bestehenden oder von einem anderen, ebenfalls dem Gott Grannus bestimmten Bauwerk am gleichen Ort. In einer anderen Inschrift, die heute im Innern der Kirche in Hausen zwischen Lauingen und Dillingen eingemauert ist, heißt es, daß ein Petronius Victorinus dem Gott Grannus und der Dea Sancta Sirona »valvas«, d. h. Flügeltüren gestiftet hat, was sich sicher auf den Tempel in Faimingen bezieht. Weil aber nun eben Inschriften zu bemühen waren, bleiben wir noch kurz bei dieser Gattung von Denkmälern, denn aus ihnen gewinnen wir wenigstens eine gewisse Anschauung von den Handlungen, die sich im

Heiligtum des Gottes vollzogen. Mehrfach ist die Rede von einem *signum cum base*, das Dedikanten in den Tempel gestiftet haben zur Bekräftigung ihrer Bitten, das heißt ein »Zeichen«, ein »Symbol des Gottes« im übertragenen Sinne, das auf einer Basis stand. Einmal heißt es auf einem Altar *cum signo argenteo*, der Bittsteller hat demnach außer dem Altar noch ein silbernes solches Signum gestiftet. Bei aller Knappheit des Textes ist eine heute in der romanischen Kirche im nahen Brenz zu findende, aber sicher ursprünglich von Faimingen stammende Inschrift, von besonderer Bedeutung. Hier steht nämlich, daß ein Vater und seine zwei Söhne ein *signum cum base* geweiht hätten und zwar »*ex visso*«, also infolge eines Gesichts, eines Traumorakels. Wahrscheinlich hat die Inkubation, das Liegen und Schlafen zum Zwecke der Weissagung im Traum, in den Portiken stattgefunden, die den Tempelhof umgaben. Sie gehört zu den Mitteln, denen sich Patienten bei Heilgöttern des Altertums bei Grannus ebenso wie bei Aesculapius unterzogen haben. Am eindrucksvollsten ist die *incubatio* durch Text und Funde im Asklepiosheiligtum der römischen Kaiserzeit in Pergamon überliefert.

In ein anderes Gebiet der Zukunftsdeutung führt uns der Fund von zahlreichen Astragalen, das heißt Sprungbeinen, der kleinen zwischen die Knöchel des Schien- und Wadenbeins eingeklemmten und die Verbindung mit dem Fuß herstellenden Knochen von Schaf und Ziege. Astragale dieser Art fanden sich in auffällender Häufung in und bei der Cella des Grannustempels. Es ist bekannt, daß solche Knöchel vom hohen Altertum an bis in die neueste Zeit bei vielen Völkern dieser Erde von Kindern sowohl als auch von Erwachsenen zu einer Art Würfelspiel mit zahlreichen Varianten verwendet worden sind. Aber auch dann, bei einem solchen rein spielerischen Zweck, fanden sie doch einmal den Weg in einen Tempel. So ist es zum Beispiel überliefert, daß Kinder im alten Griechenland und Rom beim Eintritt in die Erwachsenenstufe ihre Astragale in ein Heiligtum stifteten und damit die Phase der Kindheit ihres Lebens in feierlicher Form abschlossen. Der Fund in Faimingen ist jedoch anders zu deuten. Er gehört zweifellos in das Gebiet der Astragalomanteia, der Weissagung aus bestimmten Würfeln und Stellungen des danach zur Ruhe gekommenen Astragals. In den Heiligtümern standen geweihte Tische mit Astragalen, aus deren Wurf man weissagte. Auch gab es durchlochte Knöchel, die an Schnüren oder Lederriemen aufgereiht waren. Neben der Mantik dieser Art, also als Wurforakel, gibt es Belege, die zeigen, daß selbst diese Form der Weissagung in das Gebiet des Traumorakels hinüberspielen konnte. Auf einer im Heiligtum des Asklepios in Epidauros gefundenen Inschrift steht nämlich, daß ein erwachsener Mann, der als Patient das Heiligtum aufgesucht hat, dort geträumt hat, er säße unter dem Tempel knöchel spielend; als er gerade im Begriff war, den Astragal zu werfen, sei ihm der Gott erschienen. *Ex visso* demnach, wie in der erwähnten Inschrift von Brenz. Noch eine weitere Inschrift ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Sie ist heute am Kirchturm des sechs Kilometer südlich gelegenen Dorfes Gundrem-

mingen eingemauert. Mann und Frau haben diesem Text zufolge Iupiter, dem Besten und Größten, und zugleich allen übrigen Göttern und Göttinnen einen Altarstein geweiht. Und dieser Mann namens Iulius Salutaris bezeichnet sich als *haruspex*, d. h. Eingeweideschauer, ein Wahrsager vornehmlich aus dem Befund von Lebern geopferter Schafe. Das wurde im Altertum keineswegs als Scharlatanerie angesehen, sondern war eine seit altbabylonischer Zeit hochentwickelte Wissenschaft der Zukunftsdeutung. Im Alten Orient haben die Adepten in den Tempelschulen mit Hilfe von Modellen aus Ton gelernt, auf denen alle möglichen Formen des Organs dargestellt und jeweils in ihrer Bedeutung beschriftet waren. Von dort aus gelangte die Haruspizin über Syrien und Kleinasien zu den Etruskern und von ihnen auch zu den Römern, wo sie in der Staatsreligion mit der Zeit große Bedeutung erlangte, denn von etwa 50 n. Chr. gehörte sie in offizieller Stellung zum staatlichen Kult. Ob freilich der Haruspex der Inschrift in Gundremmingen auch im Heiligtum des Apollo Grannus tätig gewesen ist, kann man nicht entscheiden. Die Dedikation an Iupiter spricht eher dafür, daß er einer anderen Kultgemeinschaft im römischen Faimingen diente.

Das römische Faimingen – welches war denn nun eigentlich sein Name, und lautete er für Lage und Bedeutung des Ortes bezeichnend? Man hat ihn gewöhnlich mit dem auf der Tabula Peutingeriana verzeichneten Ort Pomone gleichgesetzt. Diese Tabula hat ihren Namen nach ihrem ersten legitimen Besitzer, dem Augsburger Humanisten Konrad Peutinger. Sie ist keine Landkarte in unserem geläufigen Sinn, sondern eine Routenkarte, ein auf die praktischen Bedürfnisse von Reisenden aller Art abgestimmtes Werk. Das verlorene Original ist nicht vor dem späteren 4. Jahrhundert n. Chr. entstanden; was man noch besitzt, ist eine mittelalterliche Abschrift des 12. oder beginnenden 13. Jahrhunderts, also des Hochmittelalters. Es ist verständlich, daß dabei mit erheblichen Abschreibfehlern gerechnet werden muß. Auf dieser Tabula ist eine Straße eingetragen, die von Augusta Vindelicum, also Augsburg, über Pomone nach ad Lunam führt. In ad Lunam steckt der vordeutsche Name des kleinen Flübchens Lone, und ad Lunam ist der römische Name von Urspring, wo ein Kastell und eine nicht unbedeutende zivile Niederlassung nachgewiesen sind. Der Ausgangs- und der Zielort dieser Straße sind demnach gesichert. Der sprachlich befremdliche Ortsname Pomone zwischen beiden hat zu manchen Spekulationen geführt. Man wollte darin ein mißverständenes oder verschriebenes »Pontone«, von Pons, die Brücke, als Kennzeichnung eines Übergangs über die Donau sehen. Seit wenigen Jahren sind jedoch alle diese Spekulationen hinfällig, denn in Gundelfingen, somit unmittelbar westlich von Faimingen, ist ein Meilenstein gefunden worden, der zur Zeit des Kaisers Caracalla im Jahr 212 an einer römischen Straße aufgestellt worden ist. Und hier steht klar und deutlich *a Phoebianis MP IIII*, somit vier römische Meilen von Phoebiana. So also lautete Faimingens römischer Name, gebildet nach Phoebus-Apollo, natürlich dem Apollo Grannus. Warum aber

der Ortsname nach dem ursprünglich griechischen Beinamen Phoibos – Phoebus des Gottes gebildet ist, bleibt merkwürdig, denn nur einmal sonst in einer Inschrift in Trier ist Apollo Grannus als Phoebus belegt.

Der Meilenstein von Gundelfingen ist aber noch in anderer Hinsicht von Bedeutung. Die Aufstellung solcher Steine ging oft Hand in Hand mit Ausbesserungen und Erneuerungen an Wegen und Brücken, was dann mit dem Wort *restituit* zum Ausdruck gebracht wurde, nämlich daß der Gouverneur der betreffenden Provinz diese Wiederherstellungen angeordnet und unter sich gehabt habe. In unserem Fall aber heißt es unmittelbar nach den Namen und der Titulatur des Kaisers Caracalla, er habe *vias et pontes dedit*, als ob er selbst die Wege und Brücken gespendet hätte. Das darf man freilich nicht wörtlich nehmen. Aber daß er die unmittelbare Veranlassung dazu war, ist wohl doch anzunehmen. In der ersten Hälfte August 213 begann Caracalla über den rätischen Limes hinaus einen Feldzug gegen die Alamannen, die er dann am Main besiegte. Es ist so gut wie sicher, daß bei dieser Gelegenheit seine Aufmerksamkeit auf den Tempelbezirk des Heilgottes Grannus in Faimingen gelenkt worden ist, wie wir anschließend sehen werden.

Das Nordwesttor der Stadt älterer Form fällt gegenüber allen übrigen durch seinen besonderen Typus auf (Abb. 3:4). Es hat einen etwa halbkreisförmigen, nach außen sich öffnenden Hof, ist verwandt mit Toren in Fréjus, Arles, Avenches-Aventicum und geht mit seinem Grundriß auf hellenistische Vorbilder zurück. Die Fernstraße, der dieses Stadttor dient, verläuft bis zum Brenztal bei Heidenheim in selbst für römische Routen nicht allzu häufiger Geradlinigkeit, denn sie ist nur ein einziges Mal abgewinkelt und setzt sich das Kochertal abwärts bis Aalen und darüber hinaus bis zum Kastell Buch bei Schwabsberg fort. Dort aber, bei Dalkingen, ist ein alter Durchgang durch den rätischen Limes gerade zu dieser Zeit zu einem monumentalen Torbau ausgebaut worden, indem man ihm südwärts, das heißt dem Reichsinnern zu, eine triumphbogenartige Fassade vorgebaut hat. Größere und kleinere Bruchstücke, die hier gefunden wurden, gehörten ohne Zweifel zu einer mindestens lebensgroßen Bronzestatue eines römischen Kaisers. Die geschilderten Indizien genügen je für sich nicht für eine tragfähige Hypothese, insgesamt sprechen sie jedoch sehr dafür, daß der Kaiser Caracalla auf seinem Feldzug 213 diesen Weg von der Donau gegen die Alamannen genommen hat.

Ein Jahr zuvor hatte er seinen Bruder und Mitkaiser Geta gewaltsam beseitigen lassen. Aus den erhaltenen Texten über ihn geht hervor, daß er körperlich kräftig, allen Anstrengungen im Felde gewachsen, seinen Soldaten sehr zugezogen, aber von schwankendem Charakter war. Der Brudermord lastete auf ihm und hat offenbar eine Gemütskrankheit bei ihm ausgelöst. Cassius Dio, der ein Zeitgenosse Caracallas gewesen ist und der eine römische Geschichte in griechischer Sprache, denn er stammte aus Nicaea in Bithynien, geschrieben hat, in der freilich seine Abneigung gegen den Kaiser überall deutlich ist, sagt darüber (LXXVIII 15):

Niemand, selbst die Götter nicht, gab eine Antwort, die zur Gesundung seines Leibes noch seines Geistes geführt hätte, obwohl er allen (d. h. Göttern) bedeutenderen seine Verehrung zollte. Dies zeigte ganz klar, daß sie nicht seine Spenden und seine Opfer gelten ließen, sondern nur seine Absichten und seine Taten. Es wurde ihm keine Hilfe zuteil von Apollo Grannus, auch nicht von Aesculapius und Sarapis, trotz seiner vielen Bitten und seiner unermüdlichen Beharrlichkeit. Selbst wenn er unterwegs war, richtete er an die Götter Gebete, sandte Opfer- und Votivgaben, und viele Boten eilten jeden Tag hin und her und trugen etwas dieser Art. Und er ging auch selbst zu diesen Göttern in der Hoffnung, sie durch persönliches Erscheinen zu bewegen, und er vollbrachte alles, was Hingebungsvolle tun sollen; aber er erlangte nichts, was zu seiner Gesundung beitrug.

Daß Caracalla 214 in Pergamon gewesen ist, im dortigen berühmten Asklepeion Heilung gesucht hat, ist nicht nur durch Cassius Dio bezeugt. 215 war er zudem in Alexandria, dem Hauptsitz des Gottes Sarapis, wo er aber der Stadt selbst übel mitgespielt hat. Da also von den drei bei Cassius Dio genannten Heilstätten zwei, Pergamon und Alexandria, auch sonst bezeugt sind, besteht kein Grund an der dritten, nämlich Faimingen, zu zweifeln. Damals muß der Kultbezirk des Apollo Grannus einen Höhepunkt seiner Geltung erlebt haben. Aber dieser Ruhm währte nicht mehr lange. Was für alle Zukunft gedacht war, unterlag dann doch dem Geschick alles Vergänglichen.

Caracallas Sieg am Main hielt die Alamannen in ihrem Drang nach Süden und Westen nicht endgültig auf. Ungefähr zehn Jahre später bedrohten sie erneut die römische Grenze, und nach abermals zehn Jahren, 233, drangen sie ins Allgäu und bis zum Nordrand der Alpen vor, sicher nicht auf breiter Front, sondern in Stößen hier und dort. Das römische Cambodunum, das heutige Kempten, jedenfalls wurde schwer in Mitleidenschaft gezogen und bietet einen Anhalt für das Ausmaß des Vorstoßes. Diese Geschehnisse, durch welche die Nordgrenze des römischen Reiches ins Wanken geriet, spiegeln sich in den Ausgrabungsbefunden von Faimingen in sehr deutlicher Weise wieder. Zunächst hat man die Stadtumwallung durch eine massive Mauer ersetzt, die nur um wenig weiter draußen verläuft und sich im ganzen an die alte Stadtgrenze hält (Abb. 3:5). Man war demnach bestrebt, den Innenraum der Stadt nach Möglichkeit zu halten, was in Anbetracht der anfangs noch geringen Erfahrungen der Alamannen in der Belagerungskunst gewiß nicht aussichtslos war. Aber um 230, wahrscheinlich 233, im Gange des eben erwähnten Durchbruchs der Feinde weit nach Süden, sah man sich zu viel einschneidenderen Maßnahmen gezwungen. Im östlichen Stadtgebiet wurde ein großes Militärlager, ein Kastell errichtet, dessen Besatzung den wichtigen Übergang über die Donau zu decken hatte. Es konnte bei den Ausgrabungen, deren letzter Abschnitt 1970—1973 von Dr. Alfred Rüschi geleitet worden ist, nicht ganz freigelegt werden, weil seine südlichste Partie durch die Donau abgerissen worden ist (Abb. 3:6). In seiner Größe kommt es den bedeutendsten Lagern im raeiti-

schen Limesgebiet, erst Heidenheim, dann Aalen, nahe und war für eine Truppe von rund 1000 Mann bestimmt. Von den eben genannten älteren Anlagen weicht es aber insofern ab, als der Unterbau der Umfassungsmauer nicht weniger als 2,4 Meter breit ist, somit nicht leicht zu untergraben war, und die Mauer selbst aus einem eisenharten Gußkern besteht, der beidseitig mit kleinen Quadern verkleidet war. Hier deutet sich bereits eine für die spätrömische Zeit charakteristische Bautechnik an. Im Gegensatz zu den eben genannten älteren Castra hat es keine Ecktürme und keine Zwischentürme, und das Stabsgebäude in der Mitte ist merkwürdig schiefwinkelig. All das nimmt sich freilich nicht so befremdlich aus wie die bei der Ausgrabung eindeutig erwiesene Tatsache, daß man nicht nur Wohnflächen in der Stadt zugunsten dieses Kastells geopfert hat, sondern daß man in ausgiebiger Weise vom Steinmaterial, Quadern, ja kunstvollen Werksteinen, die sich in der Stadt durch Abbruch bis dahin bestehender Bauten gewinnen ließen, Gebrauch gemacht hat. Ohne jede Rücksicht auf Pietät verschonte man nicht einmal den Tempel des Apollo Grannus. Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, welche rigorosen Befehle dazu erlassen worden sind und wie übergroß Gefahr und Existenzangst gewesen sein müssen. Vom Kult- und Pilgerort war Phoebiana nun zu einem rein militärischen Stützpunkt degradiert, neben dem das bürgerliche Leben in der Stadt praktisch nur noch von geringer Bedeutung gewesen ist. Daß dieses militärische Faimingen seinerseits nicht lange danach, um 259/260, unterging, ist bekannt.

Sind wir damit am Ende mit der Geschichte des Tempelbezirks und mit der des römischen Faimingen überhaupt? In direktem Bezug: ja, im indirekten doch nicht ganz. Was hier lange Zeit einen Mittelpunkt hatte, der von allen Seiten her anziehend wirkte, bot nunmehr in entgegengesetzter Richtung Vorteile, keineswegs solche höherer, sondern vorwiegend materieller Ordnung, die man kräftig ausnützte. Im Unterschied zu nicht wenigen Städten und stadtähnlichen Ansiedlungen am Rhein, aber auch am unteren Neckar, denken wir nur an Lopodunum = Ladenburg bei Heidelberg, oder viel näher an Augsburg, gab es hier keinen fast ungebrochenen Übergang zur spätantiken und weiter zur frühmittelalterlichen Zeit und damit eine Kontinuität vom römischen Tempel zum frühen Christentum. Der Bruch ist unverkennbar und weist sich im Befund unmittelbar aus. Als Rom dem Druck von Norden her nicht länger widerstehen konnte und genötigt war, eine neue befestigte Grenzlinie unmittelbar am Südrande des Donautales zu errichten, bedienten sich die Römer selbst ausgiebig des Baumaterials, welches das große Trümmerfeld von Phoebiana = Faimingen bot. Das kleine Kastell Gundremmingen zum Beispiel, das in Grundriß und Inneneinteilung bereits den Prinzipien der spätrömischen Zeit folgt, unter Valentinianus I. um 365 n. Chr. gebaut worden ist und nur sechs Kilometer südlich von Faimingen liegt, ist weitgehend unter Verwendung von Altmaterial aus der nördlich der Donau gelegenen und inzwischen aufgegebenen Kultstätte des Grannus entstanden. Im Hochmittel-

alter und später vollends wanderte zahlreiches Baumaterial, das sich in diesem großen Trümmerfeld als hochwillkommener Lieferant von bequem zugerichteten Quadern aller Art bot und das immer noch nicht in größerem Umfang neu besiedelt worden war, in Kirchen und profane Gebäude der näheren und weiteren Umgebung. Wir haben schon gehört, daß Blöcke mit römischen Inschriften hier und dort im näheren Umkreis in Kirchen vermauert worden sind. Wie weit dabei der Wille, das Heidnische auszutilgen und zu entmachen, mitgespielt hat, oder nur der materielle Gewinn im Vordergrund stand, lasse ich offen. Der zweite Grund gab aber sicher den Ausschlag in solchen Fällen, in denen ganze Bauwerke mit Quadern aus Faimingen errichtet worden sind. So besteht der Schimmelturm in Lauingen bis ziemlich hoch hinauf nahezu ausschließlich aus solchen Spolien. Kähne und Flöße auf der Donau boten einen sehr geeigneten, dazu billigen Transportweg. Es ist nachgewiesen, daß bis Neuburg, 65 Kilometer flußabwärts, in großem Umfang davon Gebrauch gemacht worden ist. Man muß also bei der Erforschung des ehemals römischen Phoebiana nicht nur Untersuchungen am Ort selbst durchführen, sondern auch in der Umgebung. Daß hier in der Zukunft noch vieles zu ermitteln sein wird, scheint mir sicher zu sein.

Doch wird man andererseits nicht bezweifeln wollen, daß mit solchen Entdeckungen eben vorwiegend eine Seite des ehemaligen Lebens, das sich hier abgespielt hat, mehr die materielle, als die spirituelle, beleuchtet wird. In die andere, die geistige, Licht zu bringen, ist unendlich viel schwerer. Unmittelbare literarische Quellen liegen, wie wohl deutlich geworden ist, nur spärlich vor und sind nicht in allen Fällen tragfähig. Die archäologischen dagegen, die zahlreich sind, bedürfen immer einer sorgfältig abwägenden Interpretation, bei der man nie außer acht lassen darf, daß es sich um Zeugen einer Vergangenheit handelt, die nicht allein dem zeitlichen Abstand nach weit von uns entfernt sind, sondern auch ihrem Wesen nach. In einem Wesen, das sich ausdrückt in Sitten und Gebräuchen, in der Einstellung zu Kult und Magie, im Umgang mit- und untereinander, vor allem aber in der Sprache. Daß das Keltische noch gesprochen wurde, freilich in stetig abnehmendem Verhältnis zu seinem früheren Vorherrschen, und hier in der Nähe von Hall am mittleren Kocher und an der mittleren Jagst auch schon germanische Idiome, ist wahrscheinlich, läßt sich aber beim gegenwärtigen Kenntnisstand nicht wirklich beweisen. Um so sicherer ist es aber, daß die lateinische Sprache weitaus dominierte und daß unter denen, deren Muttersprache sie war, sich viele mit Vorfahren aus den verschiedensten Provinzen des römischen Imperiums befanden. Auch darin bekundet sich, ganz abgesehen vom inneren Erscheinungsbild, eine wesentlich andere Welt, als wir sie heute bei uns gewohnt sind. Man sollte dabei aber nicht vergessen, daß das keine Episode gewesen ist, sondern immerhin rund zwei Jahrhunderte währte und damit einen wesentlichen Abschnitt in der Geschichte unseres Landes bildete.

Funde aus einer spätmittelalterlichen Kloake im Kernbereich der Altstadt Crailsheim

VON GÜNTER STACHEL

mit einem Anhang VON KARL WIEDMANN

Anlässlich der Erweiterung eines Geschäftshauses neben der Karlstraße (früher Ziegelgasse) erfaßte der Bagger drei Brunnen und zerstörte sie bis auf das geplante Kellerniveau (Abb. 1 und 2). Engagierte Geschichtsfreunde versuchten, aus den noch mehr oder weniger tief reichenden Brunnenschächten Funde zu bergen. Diese Arbeit wurde während des Feierabends und an Wochenenden geleistet.¹

Als ältester erwies sich Brunnen II, der lediglich bis in die unteren Dolomite eingetieft worden war. Seine zu geringe Wasserführung erforderte offenbar den Bau eines tieferen Brunnens in etwa zwei Metern Entfernung. Dieser Brunnen durchstieß die Dolomitbank und gründete auf stärker wasserführenden Schichten des Vitriolschiefers (Abb. 3). Er wurde als Brunnen I, in der Reihenfolge seiner Entdeckung, nicht seines Alters, benannt. Seine Auflassung und Verfüllung erfolgte, nach Aussage eines älteren Bürgers, erst 1934. Aus Zeitgründen konnte er nicht bis auf seine Sohle hin untersucht werden; lediglich eine hölzerne Deichel (Laufwasserrohr) kam zutage.

Brunnen III wurde neuzeitlich verfüllt. Die aus ihm sichergestellte Keramik ist mit Wahrscheinlichkeit dem 18. Jahrhundert zuzuweisen. Aus seiner Verfüllung stammen ein Holzeimer und die Holzrolle zu einem Galgenbrunnen.

Brunnen II, noch etwa 1,50 Meter tief erhalten, ließ unter einer Bauschuttverfüllung eine sauer riechende, moderige Masse erkennen, die als Rest einer aufgelassenen Kloake zu deuten war. Die Latrinenfüllung, etwa 0,80 Meter tief, wurde schichtweise ausgehoben und durchgeschlämmt.² Das Fundspektrum reicht von Keramik über Glas zu organischen Abfällen aus Küche, Haus und Hof.

Aus dem Gesamtbefund geht eindeutig hervor, daß hier ein Brunnen zu einer Kloake umfunktioniert worden ist. Grund für die Auflassung des Brunnens war zweifellos die schon genannte zu geringe Wasserführung. Sie konnte an einer rinnenartigen Schleifspur über der Brunnensohle im Dolomit abgelesen werden, die wohl durch den stets tief geführten Schöpfeimer entstanden ist.

¹ An der Bergung des Fundmaterials beteiligten sich folgende Helfer: G. Emmert, R. Glock, R. Grünbacher, K. Hornung, H. Klingler, W. Kugler, W. Mack, B. Weidner und K. Wiedmann

² Für die Duldung und Unterstützung der Fundbergung ist dem Bauherrn H. A. Leiberich zu danken, desgleichen für die Erhaltung des Brunnenrestes als Bodendenkmal im Kellergeschoß seines Hauses.

Auffallend ist jedoch die recht kurze Nutzungsdauer der Latrine; sie dürfte wohl nur über wenige Jahrzehnte oder einen noch kürzeren Zeitraum gereicht haben. Dies mag aus der zu geringen Entfernung des neu geschaffenen Brunnens zu erklären sein, in den wahrscheinlich Jauche aus der Latrine gelangte und so das Wasser merklich verunreinigte.

So bleibt der Fundkomplex aus der Kloake zeitlich sehr geschlossen und geht mit Sicherheit nicht über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus. Kriterien, nach denen die Funde ihrer Zeitstellung nach zugeordnet werden, finden sich in der Besprechung der einzelnen Komplexe.

Glasfunde

Hohlgläser galten im Mittelalter als Kostbarkeit, deren Besitz man herrschaftlichen und gutbürgerlichen Haushalten zuschrieb. Innerhalb der letzten Jahrzehnte hat die Archäologie indes nachweisen können, daß gläserner Hausrat im Verlaufe des Spätmittelalters auch in kleinbürgerlich-bäuerlichen Häusern in Gebrauch war. Schrifturkundlich ist gläsernes Inventar nur in seltenen Fällen aufgeführt, denn nichts ist unbeständiger als Glas. Insbesondere die Stadtkerngrabungen der letzten Jahre, etwa in Konstanz oder in Heidelberg, förderten Tausende von Glasbrüchlingen zutage, deren Sichtung und Bearbeitung noch Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird.

Besonders für das 16. Jahrhundert ist eine fast explosionsartige Verbreitung von gläsernen Trinkgefäßen neuerdings zu belegen. Daraus ergibt sich die Frage nach den Standorten der Glashütten, die nur in waldreichen Gegenden, wie dem Spessart, dem Bayerischen Wald und auch dem Schwäbisch-Fränkischen Wald bis heute nachgewiesen sind – und damit auch die Frage nach den Transportwegen. Wie Abb. 4 zeigt, wurden Glaswaren nicht nur über die günstigeren Wasserwege transportiert, sondern auch zu Lande über holperige und teils unwegsame Straßen. Das Risiko des Transportbruchs dürfte im Preis kalkuliert gewesen sein.

Vergleicht man die Glasfunde eines bäuerlichen Haushaltes, etwa dem von Obhalden³ mit dem Crailsheimer Fundkomplex, so wird ein Unterschied deutlich: Fanden sich im ersteren Fall aus bäuerlichem Besitz nur Reste einer Flasche und gerippte Trinkbecher, so ist für den Crailsheimer Ackerbürger das Repertoire aller Formen der für das 16. Jahrhundert üblichen Trinkgefäße vertreten (vgl. Abb. 5, 6, 7).

Der Spechter (Abb. 6.1), ein Stangenglas, entlehnt seine Bezeichnung dem Glashüttengebiet Spechtshard (im Spessart). Nach anderer Lesart verdankt dies keulenförmige Glas seinen Namen dem Schnabel des Spechtes.⁴ Ob der

³ G. Stachel: Ein mittelalterlicher Baumstammbrunnen von Crailsheim-Obhalden, Forschungen und Berichte, 8, 1983

⁴ E. Tochtermann: Mainfränkische Weingläser, Heft zur Sonderausstellung im Glasmuseum Wertheim, 1982; derselbe: Spechtergläser im Glasmuseum Wertheim, 1986

Spessart und die nördlicher gelegenen Gebiete sowie Holland im Verlaufe des 15./16. Jahrhunderts alleinige Herstellungsgebiete des Spechters waren, ist noch offen. Auch im württembergischen Keupergebiet sind Glashütten nachgewiesen.⁵ Funde vor Ort sind jedoch noch rar, und, was auffällt, im süddeutschen Raum findet sich für ein gleichartiges Trinkgefäß der Name »Lanntzer«, wohl von »lang« abzuleiten.⁶ Der Spechter diente als Bierglas und verlieh infolge seiner engen Form dem Getränk seine Schaumkrone.⁷ – Man wird im übrigen davon ausgehen dürfen, daß in den Weinbaugebieten des süddeutschen Raumes das Bierglas später Eingang fand, als in den nördlich des Mains gelegenen Gebieten.

Das Crailsheimer Stangenglas steht auf einem glockenförmigen Fuß aus gewickelten Glasfäden mit einem Durchmesser bis zu fünf Millimeter. Der Glaskörper ist mit großen Nuppen besetzt. Unter der Randzone schwingt das Gefäß leicht ein und läßt dann bogenförmig aus.⁸ Der Crailsheimer Typ findet sich vornehmlich im 15./16. Jahrhundert.

Der Krautstrunk (Abb. 6.2) fand sich, wie auch das Stangenglas, in wenigen Bruchlingen aus grünem Waldglas. Sein Name wird von Krautstrünken abgeleitet, deren mittlere Verdickung dem gebauchten Glas ähnlich sieht. Den Blattstielnarben auf der Oberfläche entsprechen die Nuppen, mit denen das Glas besetzt ist. Das Trinkgefäß war für den Genuß von Wein bestimmt.

Die Crailsheimer Bruchlinge sind einem Typ zuzuordnen, der bis gegen das zweite Drittel des 16. Jahrhunderts anzutreffen ist.⁹ Die Randlippe ist nach außen zu gerundet und greift leicht über das Dickenmaß des Glases aus. Der Fuß fehlt.

Ab Mitte des 16. Jahrhunderts wandelt sich der Krautstrunk nach und nach zum Römerglas und verschwindet schließlich im 18. Jahrhundert.¹⁰

Maigelbecher (Abb. 4 und 6.3–10) vertreten den Typ des einfachen Trinkglases oder -beckers. Die ursprüngliche Form dieses Weinbeckers, oft als »Maigelein« benannt, ist im 15. und frühen 16. Jahrhundert napfartig.¹¹

Bei der Betrachtung von Bildern zu Trinkgelagen aus dem 16. und 17. Jahrhundert wird verständlich, daß man die Namen der in dieser Zeit gebräuchlichen Trinkbehältnisse euphemistisch verbrämte, wie denn auch Mathesius, ein Zeitgenosse Luthers, neben anderen Glasformen beschönigende Begriffe, wie »Teubelein« und »Brüderlein« nennt. Er war allerdings Theologe und

5 H. Ehner: Quellen zur Geschichte der Glashütte Alt- und Neulautern bei Löwenstein – wie Anm. 4

6 K. Greiner: Heimatbuch Weinsberger Tal – Mainhardter Wald 1931

7 Man vergleiche hierzu die Form des heutigen Weizenbierglases.

8 Die Rekonstruktion des oberen Glasbereiches beruht auf Vergleichsbeispielen.

9 R. Koch, Ch. Prohaska: Spechter und Trinkbecher des 16. und 17. Jahrhunderts aus dem Neckargebiet, Spechtergläser, Katalog Glasmuseum Wertheim, 1986

10 Wie Anm. 9

11 Keysers Kunst- und Antiquitätenbuch I, 1965

richtete seine Predigt gegen die Trunksucht.¹² So hat denn auch E. Schoen in lehrhafter Weise die vier Eigenschaften des Weins bildhaft dargestellt, wobei unter den variablen Gläsern auf dem Tisch des vierten Bildes ein Angster zu sehen ist, dessen Inhalt, Branntwein, den Trinker letztlich zum »Affen« macht (Abb. 7).

Die aus dem Crailsheimer Fundkomplex stammenden Becher sind bereits höher und gleichen schon mehr den heutigen Trinkglasformen. Dennoch werden sie allgemein noch als Maigelbecher bezeichnet.

Sehr variabel ist die Oberflächenverzierung der in einer Form geblasenen Gläser. Am häufigsten vertreten ist die geschuppte Variante (Abb. 6.3, 4, 8), wobei in einem Beispiel (Abb. 6.4) vom Boden her schräggestellte Streifen wie züngelnde Flammen auf den Becher ziehen. Beliebt war auch das Netzmuster, hier eine quadratische Form, die in Abständen von einem mehrstrahligen senkrecht verlaufenden Band durchzogen wird (Abb. 6.5). Einfache Tropfen zieren die Becher (Abb. 6.9, 10), wobei auch hier in einem Falle gegenläufig gezackte Strahlen vom Standboden aus den unteren Glaskörper decken. Einfach schräg gestreift wurde das Glas (Abb. 6.7).

Die Bodeneinstiche sind, mit Ausnahme des Bechers (Abb. 6.3) von mittlerer Tiefe. An dieser Stelle drückte der Glasbläser mit seiner Pfeife den Boden zu einem Standring ein und brach sie dann ab.

Wesentlich flacher sind die Bodeneinstiche bei den Gläsern mit glatter Oberfläche aus sehr dünnem Waldglas (Abb. 6.11, 12). Sowohl die über dem Fuß leicht eingezogene Form, wie auch eine teilweise einfache Fadenauflage im oberen Bereich des Glases kennzeichnen diesen Typ. Es hat den Anschein, als träte dieser Becher als späteste Form hier neben den Maigelbechern auf. Interessant war die Beobachtung, daß die Bruchlinge dieses Trinkglastyps paßgerecht in einen neuzeitlichen Kunststoffbecher geklebt werden konnten (vgl. Abb. 5).

Der Angster (Abb. 8.1—6) oder Guttrolf, auch Kuttrolf, verrät schon durch seinen Namen die Herkunft aus dem italienischen Raum. Durch den engen Hals (ango = eng) floß der Branntwein nur tropfenweise (gutta = Tropfen). Deshalb zeigen Bilder den aus einem Guttrolf Trinkenden mit weit nach rückwärts geneigtem Kopf (Abb. 9). Es gab ein-, zwei-, vier- und fünfröhrige Angster, wobei die Röhren, spiralig gedreht, sich in einer Dreipaßmündung vereinigten (Abb. 8.1). Zeitgenössische Bilder lassen jedoch zumeist nur den einröhrigen Guttrolf erkennen (vgl. Abb. 4, 7 und 9).

Mit mindestens sechs Fragmenten von Angstern ist der Anteil im Verhältnis zu den übrigen Hohlgläsern aus Crailsheim recht hoch. Die beiden ganz oder teilweise erhaltenen Halszonen geben sich als Zweiröhrer zu erkennen. Jede Röhre mißt im Lichten zwischen fünf bis sechs Millimeter. Etwa zwei Zentimeter über dem Gefäßkörper vereinigen sich beide nach einer spiralartigen

12 Vgl. *Tochtermann*, wie Anm. 4

Drehung zum Hals, der sich nach oben zu ausweitet und bogenförmig ausschwingt. Die zu einem Dreipaß geformte Mündung weist mit ihrer schmalsten Ausgußlippe in Richtung der Halsbiegung. Die beiden feinen Röhren sind in ihrem Zwickelbereich über dem Glaskörper durch einen Glassteg verbunden. Dies wird besonders bei dem Fragment (Abb. 8.2) sehr deutlich.

Guttrolfe haben ihre größte Glasdicke im Bereich des Fußes. Der Gefäßkörper erscheint indessen sehr dünn und zerbrechlich. – Allerdings haben Gläser durch Korrosion immer an Substanz verloren. Die ursprüngliche Dicke von stark einem Millimeter läßt sich nur noch da ablesen, wo die beidseitigen Schichten des Alterungsprozesses noch vorhanden sind. Im übrigen ist das Glas nur knapp einen halben Millimeter dick und zeigt eine stark blasig-streifige Struktur.

Planglas (Abb. 6.13)

Fensterglas konnte zu einem repräsentativen Steinbau in Unterregenbach bereits für die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts nachgewiesen werden.¹³ Man wird jedoch davon ausgehen dürfen, daß verglaste Fenster in Städten und Dörfern erst im Verlaufe des späteren Mittelalters zu finden sind und wohl im 16. Jahrhundert als üblich angenommen werden können.

Die sechs Stücke einer Fensterverglasung aus Crailsheim belegen eine bereits farbliche Gestaltung. Mit Sicherheit ist eine blau getönte Raute auszumachen, die mit Hilfe einer Zugabe von Kobalt ihre Farbe erhielt.¹⁴ Die übrigen Scheibenteile tragen blinde Deckschichten von Korrosion, die von hellbraun bis dunkelbraun reichen. Ob in diesen Fällen eine Farbschicht aufgelegt war, muß offen bleiben; denn unter den Belägen kommt das grüne Waldglas zum Vorschein.

Gezogenes Tafelglas kannte das Mittelalter noch nicht. Die Scheibenteile wurden aus geblasenen Stücken hergestellt. Die blaue Raute zeigt deutlich den Abriß der Pfeife, umgeben von einer kleinen Delle, die die ursprüngliche Kugelform noch andeutet (vgl. Abb. 5 und 6.13).

Üblich waren Butzenscheiben und Rauten. Abbildung 10 zeigt einen Glaser aus dem Landauer Zwölfbrüderhaus bei der Arbeit. Er fertigt gerade ein Butzenscheibenfenster, wobei das Fassen und Verlöten in Bleirähmchen sicherlich viel Geschick erforderte. Effektiver konnten jedenfalls rautenförmige Scheiben verarbeitet werden, wie an dem Fenster seiner Werkstatt zu sehen ist. Die dreieckigen Teile, von denen sich in Crailsheim vier Stück fanden, glichen die Randzone im Bereich des Rahmens aus. Gegen den Winddruck mußten die Fenster mittels Eisenstäben geschützt werden, wie das dreiteilige Fenster im Gebäude des Bruders zeigt.

¹³ Ergebnis aus der Grabung 1988 – unpubliziert

¹⁴ Leiber, Czygan, Maus, Untersuchung und Herkunft von Spechtern, wie Anm. 9

Keramikfunde (Abb. 12)

Die Keramik aus der Crailsheimer Kloake bildet, wie auch das Glas, einen zeitlich recht geschlossenen Komplex. Alle Stücke entstammen in ihrer Hauptmasse einheimischer Produktion. Geht man davon aus, daß die Hafner im 15. Jahrhundert neben ihrer Arbeit in der Werkstatt noch ambulant tätig waren und in Öfen brannten, die kurzfristig an beliebigem Ort errichtet wurden, so dürfte im 16. Jahrhundert die Tätigkeit ganz auf den Bereich der Werkstatt verlegt worden sein.¹⁵ In Abbildung 11 sieht man Bruder Hanß an der Töpferscheibe sitzen. Krüge und Töpfe mit und ohne Deckel sowie eine Schüssel an der Wand entstammen seiner Produktion. Der gemauerte Tonklumpen liegt bereit, ein Krug mit erfrischendem Getränk steht neben dem Arbeitsplatz im Wasser. Bei den versetzt übereinanderliegenden »Platten« dürfte es sich um Ofenkacheln handeln, die nunmehr auch im Werkstattofen gebrannt werden. – Hier wird besonders der Unterschied dieser Kacheln des spätesten 16. Jahrhunderts (1594) zu den Crailsheimer Ofenkachelfragmenten deutlich: Letztere weisen nach Form und Größe noch jenen Typ auf, der im Verlauf des 15. Jahrhunderts in Gebrauch ist (Abb. 15.1). Aufgabe des Hafners war es, sowohl Gebrauchsgefäße wie auch Ofenkacheln herzustellen – und die Öfen auch zu setzen. Darauf nehmen alle bekannten Hafnerordnungen Bezug.¹⁶

In Material und Brenntechnik unterscheiden sich die Crailsheimer Gefäße unwesentlich von denen des 15. Jahrhunderts. Lediglich ein Bodenstück mit grüner Innenglasur zeigt im Bruch einen sehr dichten, weißlich-gelben Scherben. Er wurde sicherlich nicht aus hier liegenden Tönen gefertigt.

Die größte und wuchtigste aller aus der Crailsheimer Kloake stammenden Keramikscherben gibt sich als Bratkachel zu erkennen (Abb. 12.1). Fest und dicht sind die Poren mit einem satten Glanzruß verklebt, der bis auf die Randzone greift. Gleiches ist bei dem Stück (Abb. 12.2) zu beobachten, wobei die eingebrannte Schicht hier, besonders unterhalb des Randes, sehr dick und flockig aufsitzt. Die Abb. 3.3 zeigt eine Suppenschüssel. Sie ist im Verhältnis zu ihrer Weite wesentlich tiefer. – Der Gebrauch von Tellern aus Keramik ist in diesem Jahrhundert noch nicht üblich; man aß aus Holztellern, wovon sich kein Beispiel in der Kloake fand. Es hatte jedoch jemand seinen hölzernen Löffel abgebrochen, der in die Latrine geworfen wurde (Abb. 17.3).

In ihrer Verwendung nicht immer bestimmbar sind indessen die henkellosen Töpfe (Abb. 12.5–7, 15.4–17 und 20–23). In ihrer Mehrzahl weisen sie sich als Kochgefäße aus, was deutlich an dem eingebrannten Ruß zu erkennen ist. Eine bildliche Darstellung aus dem späten 15. Jahrhundert zeigt ihren Gebrauch: Auf dem Herd, dessen Feuerplatte sich nunmehr etwa kniehoch über

¹⁵ Vgl. hierzu G. Stachel, Ein spätmittelalterlicher Töpferofen von Mistlau ... Forschungen und Berichte 8, 1983

¹⁶ So auch die Hohenloher Hafnerordnung von 1619, HZA Neuenstein

dem Boden erhebt¹⁷, stehen die Kochgefäße beidseits neben den brennenden Holzschichten. Koch Wilhelm rührt mit der rechten Hand eine Speise, in seiner anderen hält er einen Span, mit dessen Hilfe er Glut um das Gefäß schiebt und so offenbar die Hitze reguliert. Zweifellos dürfte die Gefahr des einseitigen Erhitzens durch das lodernde Holz auf der mittleren Herdplatte groß gewesen sein. Angesichts der großen Zahl zerscherbter Kochgefäße mit deutlichen Spuren angebrannter Speisen möchte man meinen, daß solche Töpfe keine weitere Verwendung fanden.

Mit zwei Exemplaren von Tonflaschen ist ein durchaus übliches Zahlenverhältnis zur übrigen Keramik gegeben. Der oxydierend hart gebrannte Scherben von grauer Farbe ist durchaus vergleichbar mit Keramik des 15. Jahrhunderts. Der Flaschenhals trägt einen von innen herausgedrückten gratigen Ring, in den der Bandhenkel eingebunden ist (Abb. 14.1,2).

Die Verwendung solcher Flaschen mag vielseitig gewesen sein, so etwa zur Aufbewahrung von Öl oder Essig. Als sicher gelten kann die Annahme, daß diese Flaschen als Trinkbehältnis mit zur Arbeit auf Feld und Wiese genommen wurden.¹⁸ Als Verschuß diente ein Holzstöpsel, den man zur besseren Abdichtung mit einem Leinenlappen umwickeln konnte.

Sehr weitmündig und mit einem breiten randständigen Henkel versehen zeigt sich ein ganz erhaltener Topf (Abb. 14.4). Ansätze von »Kesselstein« geben Hinweis, daß in ihm auch Wasser erhitzt worden ist. Im übrigen eignete er sich seiner oberen Weite wegen wohl auch zum Abrahmen von Milch und zum Aufkochen derselben.

Betrachtet man die Randformen der Töpfe aus diesem Fundkomplex des 16. Jahrhunderts, so möchte man gegenüber jenen Formen des 15. Jahrhunderts von einem reduzierten Karnies sprechen (vgl. Abb. 12.5—7; 14.4; 15.4—17). Der Rand wirkt hier gedrückter und im Gegensatz zu den älteren Formen kräftiger. Beliebt bleiben Verzierungen mittels konzentrisch umlaufender Furchen (Abb. 14.1,2; 15.18). Wohl nicht allein zur Zierde, sondern vielmehr einer besseren Stabilisierung des Gefäßkörpers dienten aufgesetzte und gekniffte Leisten in Vertikalrichtung (Abb. 12.4). Auch diese Technik ist für das späte 14. und 15. Jahrhundert bereits belegt.

Als Sonderform ist ein kleines, bauchiges Töpfchen anzusprechen, dessen Scherben stark angesintert ist. Seiner dadurch gewonnenen Leichtigkeit wegen ist anzunehmen, daß es sich um einen Schröpfkopf handelt (Abb. 14.3). Dagegen spricht allerdings ein ausgeprägter Standboden, der einem Schröpfkopf in der Regel nicht eigen ist.

17 Aus einem Unterregenbacher Befund geht hervor, daß die Herdplatte im Verlaufe des 14. Jahrhunderts noch auf dem Boden lag. (unpubliziert)

18 Eine alte Bäuerin aus dem Kellerwald (Nordhessen) berichtete, daß noch zur Zeit ihrer Kindheit derartige Flaschen mit gesäuertem Wasser zur Feld- und Wiesenarbeit mitgenommen wurden. Die gezeigte Flasche trägt noch heute einen hölzernen Stöpsel.

Datierung: Der Crailsheimer Keramikkomplex erscheint in sich sehr geschlossen. Er dürfte insgesamt der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zuzuordnen sein. Kriterien für diese Annahme ergeben sich nicht zuletzt aus der Vergesellschaftung mit Schlüsselkacheln, wie sie aus dem 15. Jahrhundert bekannt sind, hier allerdings bereits mit ausgeprägteren Randformen (Abb. 15.1—3).¹⁹ Wie Abb. 11 zeigt, wurden Kacheln im späten 16. Jahrhundert nicht mehr in einem Zug auf der Scheibe hochgezogen und anschließend von Hand in Quadratform gezogen (siehe auch die Kniffmarke an der Kachelecke in Abb. 15.1), sondern aus zwei Teilen gefertigt (verzierte Platte und Tubus) oder, wie in der oben genannten Abbildung zu vermuten, in einem Model ganz geformt. Einen weiteren Hinweis auf die frühere Zeit des 16. Jahrhunderts gibt ein grün glasiertes Bodenstück. Diese Glasur taucht innerhalb der einheimischen Drehscheibenware im Verlaufe des genannten Zeitraumes auf. Sie setzt sich aus Blei, Kupfer und Calciumkarbonat zusammen und geht, in dem genannten Warenkomplex, den Engoben zeitlich voraus.²⁰ – Das Crailsheimer Stück könnte jedoch auch älter sein, denn es stammt sicherlich nicht aus heimischer Produktion, was der weißlich-gelbe Scherben belegt.

Hausleuchter (Abb. 17.1)

Die Herstellung von Leuchtern für Haus und Kirche oblag dem Rotschmied, auch Rot- oder Gelbgießer genannt. In Abb. 16 sieht man ein Mitglied der Landauer Zwölfbrüderstiftung 1511 beim Glätten einer Gußnaht. Auffallend sind die variablen Formen der Produkte. Der große Leuchter mit einem Sechspañfuß dürfte für den Gebrauch einer Kirche bestimmt sein. Desgleichen der große Leuchter im Hintergrund. Beide sind mit einem Dorn in einer Tropfschale versehen. – Anders die Hausleuchter mit napfartigen Kerzenhaltern von zylindrischer oder konischer Form.

Der Crailsheimer Hausleuchter ist uns leider nur fragmentarisch überliefert. Irgendwann verlor er durch Bruch seinen Fuß, wohl auch einen Teil seines Schaftes. Offensichtlich war er dennoch zu wertvoll, um fortgeworfen zu werden; man fertigte für ihn einen hölzernen Ersatzfuß, indem man ein Rundholz nach oben zu verjüngte und ein Steckloch hineinbohrte.²¹ – Mit eingestecktem Leuchter konnten beide Teile aus der Kloake geborgen werden (vgl. Abb. 17.1 rechts). Wurde der hölzerne Teil dem Originalfuß etwa nachempfunden, so dürfte dieser glockenförmig gewesen sein.

¹⁹ Berücksichtigt man, daß ein gut gebauter Kachelofen durchaus zwei Generationen zu überdauern vermochte, so wäre ein Zeitansatz der Kacheln auch für das späte 15. Jahrhundert denkbar.

²⁰ Zur Analyse der Metallglasur vgl. eine Untersuchung durch H. M. Köster an der Technischen Universität München in: *G. Stachel*; Ein mittelalterlicher Baumstammbrunnen von Crailsheim/Oßhalden. Forschungen und Berichte.

²¹ Eine dendrochronologische Untersuchung des Fußes aus Kiefernholz erbrachte ein divergentes Ergebnis und ist für eine Datierung unbrauchbar. Für die Untersuchung danken wir Dr. Becker, Universität Hohenheim.

Der Schaft ist hohl und trägt als Verzierung drei noch erhaltene doppelkonische Ringe in Form eines Wirtels, dessen Flächen leicht einschwingen. Über einem halben Konus steigt, etwas zurückgesetzt, der Kerzenhalter auf. Er erscheint, im Verhältnis zu den Beispielen in Abb. 16 recht tief und schlank. Der flach lippenartig ausladende Rand ist von ungleicher Höhe.

Auffallend sind zwei gegenüberliegende längliche Fenster, über denen sich je eine runde Öffnung befindet. Dazwischen liegt ein feines, erhabenes Band. Das Stück wurde aus Messing gefertigt.

Die Vielfalt der Leuchterformen dieser Zeit, wie auch der fehlende Fuß, erschweren eine genauere Datierung. Im Vergleich mit einem zweiarmigen Hausleuchter mit ähnlich durchbrochenem Kerzenhalter aus Museumsbestand wird man das Crailsheimer Fragment mit einiger Sicherheit in das 15. Jahrhundert datieren dürfen (vgl. Abb. 18). Danach dürfte das Stück, versehen mit einer Prothese, wohl noch über eine Generation seinen Dienst getan haben, möglicherweise als lichtgebender Begleiter zum stillen Örtchen, worin es schließlich begraben wurde.

Holzfunde (Abb. 17.2—7)

Die in Abb. 17 dargestellten Holzfunde entstammen zwei Fundorten. Die Stücke 17.3, 4, 6, 7 wurden aus der Kloake geborgen, 17.2, 5 aus Brunnen III, der erst im 18. Jahrhundert verfüllt worden ist.

Der *Löffel* (Abb. 17.3) lädt breiter aus, als es bei heutigen Formen üblich ist. Der Stiel knickt nach oben ab und gibt ihm eine durchaus handliche Gebrauchsform.

Ein *Töpfchen* (Abb. 17.4) mit einer Höhe von knapp sechs Zentimetern und einem ebenso großen Durchmesser, zeugt von einer recht kunstvollen Drechselarbeit. Rätselhaft ist seine Funktion. Der korrekt herausgearbeitete Standboden läßt an ein Gewürzgefäß für den Gebrauch bei Tisch denken.

Teile eines oder zweier *Rechen* (Abb. 17.6, 7) enthalten zum Teil in ihren Bohrlöchern noch die Zapfen der ehemaligen Zinken. In ihrer Herstellungsform haben sich diese Holzrechen bis zum heutigen Tage unverändert tradiert. So zum Beispiel der in den Rahmen eingezapfte gegabelte Stiel, wobei ein Ring am Gabelende ein weiteres Aufreißen des Stieles verhindern soll (vgl. Abb. 19). Mit rekonstruierbarer 50 bis 55 Zentimetern Breite lagen die mittelalterlichen Rechen unter dem Maß der heutigen mit etwa 60 bis 65 Zentimetern. Die Stellung der Zinken mit einer Zahl von 15 war allerdings enger; heute sind es etwa 13 auf größerer Breite.

Ein *Schöpfimer* und die *Rolle* eines Galgenbrunnens gehören in das 18. Jahrhundert (Abb. 17.2, 5). Nach seiner Tiefenlage in nassem Grund hat sich der Eimer recht gut erhalten.²² Er besteht aus 15 Dauben mit eingenetetem Boden.

²² Seine Restauration ist dem Landesmuseum Stuttgart zu danken.

Zwei erhaltene Reifen liefen über aufgenagelten Stegen, deren halbrunde Bügelfassung breiter ausgeschmiedet wurde.

Der Eimer ist 30 Zentimeter hoch mit einem mittleren Durchmesser von 22 Zentimetern. Aus seiner lichten Höhe von etwa 28 Zentimetern ergibt sich ein Fassungsvermögen von ungefähr zehn Litern.

Zu dem Eimer gehört ein Metallbügel mit angerosteter Aufzugkette (Abb. 20). Leider konnten diese Teile noch nicht restauriert werden, um den Eimer zu vervollständigen.

Die *Brunnenrolle* aus weniger günstiger Lage ist sehr stark zersetzt geborgen worden. Die gedrechselte Rolle weist in ihrer äußeren Randzone einen Durchmesser von 10,5 Zentimetern auf. Das Achsloch mißt 0,5 Zentimeter. Teile des Brunnengalgens wurden nicht geborgen.

Lederfund (Abb. 21)

Zusammengewickelt in Form einer Rolle von zirka fünf Zentimetern Durchmesser fanden sich in der Kloake 40 Lederstücke. Eine Deutung und Zuordnung der Einzelteile zu irgendeinem Gegenstand erschien zunächst unmöglich. Daß aus den zahlreichen Stücken schließlich ein Schuh nahtgerecht rekonstruiert werden konnte, ist K. Wiedmann zu danken, der nicht nur die Konservierung des Leders besorgte, sondern auch in vielständiger Arbeit die Paßstücke zusammenfügte.²³

Es handelt sich um einen Halbstiefel der Größe (etwa) 39. Sowohl die Form der zusammengefügteten Dichtungstreifen (zwischen Sohle und Oberleder), wie auch der auf dessen Außenseite liegender Verschuß lassen auf einen rechtsseitigen Schuh schließen. Durch ein Loch im Oberleder gezogen fand sich der Rest eines ledernen Nestels.

Das Oberleder ist durchweg zweilagig, im Bereich der Ferse durch eine dritte Lage verstärkt. Der Dichtungstreifen (Rahmen) ist bis achtfach gelegt. Die verschieden starken Stücke des Oberleders sind stumpf gestoßen, die Nähte der inneren und äußeren Oberlederlage gegeneinander versetzt, wobei die äußere Lage links genäht worden ist, damit von außen keine Nähte sichtbar sind.

Beobachtungen an den Fadenlöchern ergaben sehr feine Nähte im Bereich des Oberleders, die Löcher zur Verbindung mit dem Dichtungstreifen und der Sohle hingegen maßen bis zu zwei Millimeter im Durchmesser.

Die Sohle fehlt; sie wurde in der Naht, teils aber auch daneben, am Oberleder abgetrennt.

Das fachliche Urteil weist auf eine gelungene handwerkliche Arbeit (vgl. Anm. 24).

²³ Beraten wurde er vom Württ. Landesmuseum, wie auch von seinem Vater, der das Schuhmacherhandwerk ausübte.

²⁴ Vgl. Anm. 23

Die Lederreste insgesamt ergeben Teile von mindestens zwei Schuhen, wovon einer einen Schnallenverschluß trug. Der rekonstruierte „Bundschuh“ trägt die Merkmale jenes Symbols, das die aufständischen Bauern am Oberrhein auf ihrer Fahne zeigten.

Organische Funde

zusammengestellt VON KARL WIEDMANN

Neben den beschriebenen Lederresten fanden sich in den Fäkalien auch Abfälle aus Küche, Haus und Garten sowie Knochen von Kleintieren, die auf natürliche Weise in der Kloake ums Leben kamen. Diese Funde sollen im folgenden in einer Liste vorgestellt werden:

Rind (*Bos taurus*)

1. Rechtes Unterkieferfragment mit vier isoliert gefundenen Backenzähnen, glatte Schnittspur, die auch den 4. Backenzahn senkrecht halbierte (Beilhieb?)
2. Linker und rechter Unterkieferast von zwei Kälbern mit jeweils drei Milchbackenzähnen
3. Erster Schneidezahn aus dem linken Unterkiefer eines erwachsenen Rindes
4. Zehengrundglied eines Rindes
5. Abgehacktes Mittelhandknochenfragment
6. Schädelfragment mit Innenohr
7. Zehn kleinteilige Knochenfragmente, u. a. von Rippen

Schwein (*Sus scrofa*)

1. Oberarmfragment, unteres Gelenk
2. Mittelhandknochen (Gelenkkappe)

Schaf oder Ziege

1. Linker Unterkieferast mit drei Milchbackenzähnen, zwei weiteren Backenzähnen und ein nicht durchbrochener Schneidezahn des bleibenden Gebisses

Katze (*Felis catus*)

1. Schädelrest mit komplettem Unterkiefer
2. Einige Extremitätenknochen

Spitzmaus (*Sorex araneus*)

1. Ein Oberschädel

Wühl- oder Feldmaus

1. Zwei Oberschädel (davon einer vollständig)

Vögel

Etwa 20 Knochen von mindestens drei unbestimmten Kleinvögeln, darunter drei Oberschenkel, je zwei Unterschenkel, je zwei Oberarmknochen, je zwei Ellen, Schnabelfragment, Becken, Brustbein, Schulterblatt, Knochen aus Schultergürtel

Fische

Schädelknochen, Gräte, Flossengelenk, Wirbel

Froschlurche

Zwei Darmbeine, Oberarm, je zwei weitere Extremitätenknochen

Schnecken

1. Weinbergschnecke mit 25 Millimeter langer, verheilter Schalenbruchstelle
2. Laubschnecke; zehn Exemplare (Durchmesser 9 bis 12 Millimeter)

Muscheln

Malermuschel – Fragment der linken Schale mit Schloß

Pflanzenreste

1. Walnußschalen von mindestens zehn Nüssen
2. Zwei Buxbaumblätter

Die recht kurzzeitige Benutzung der Latrine und deren Nutzung als Abfallgrube erlaubt in dem gegebenen Querschnitt aller Knochenfragmente keine sicheren Rückschlüsse auf den Speisezettel der Hausbewohner. Auffallend ist lediglich der hohe Anteil an Rinderknochen.

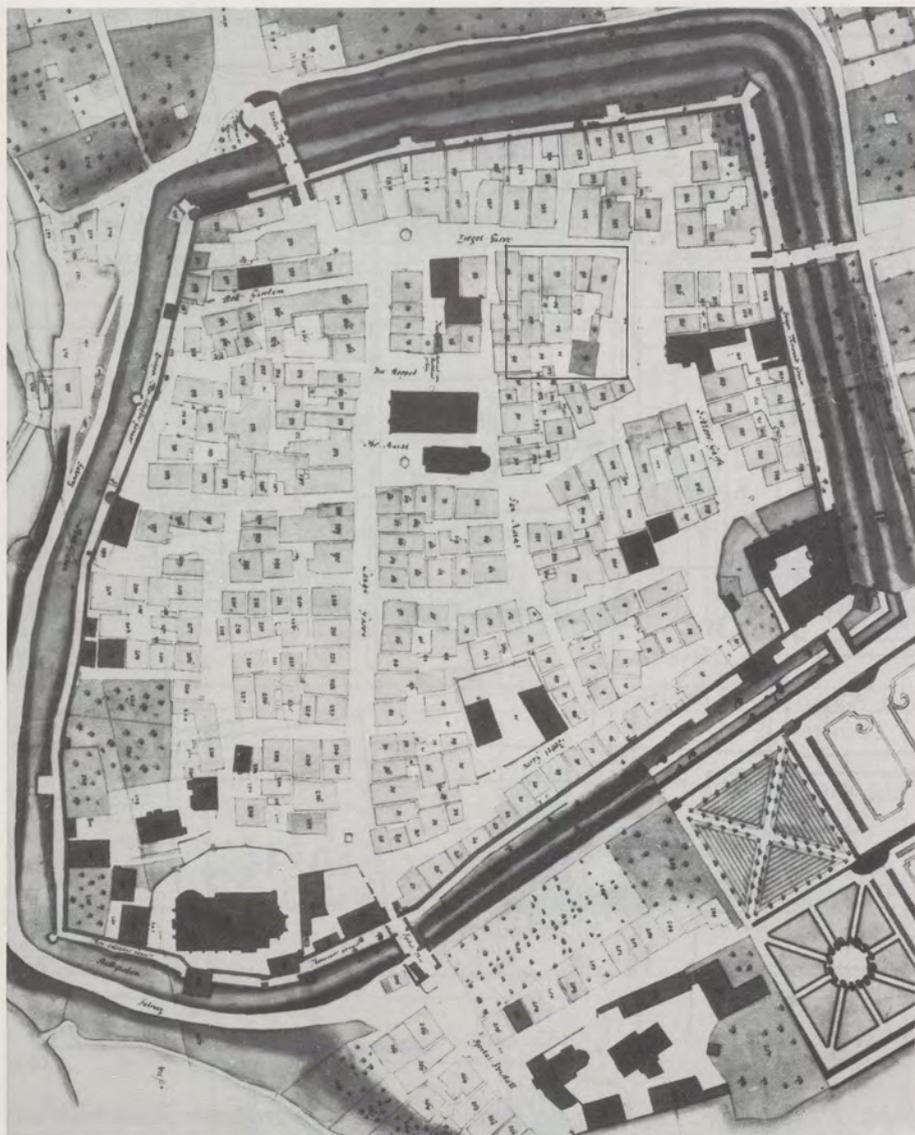


Abb. 1 Plan der Stadt Crailsheim von J. Chr. Horland, 1738, mit eingetragener Baugrube (nicht maßstäblich). Aus: Hist. Atlas von Baden-Württ, I, 9 mit Ergänzungen von K. Wiedmann.

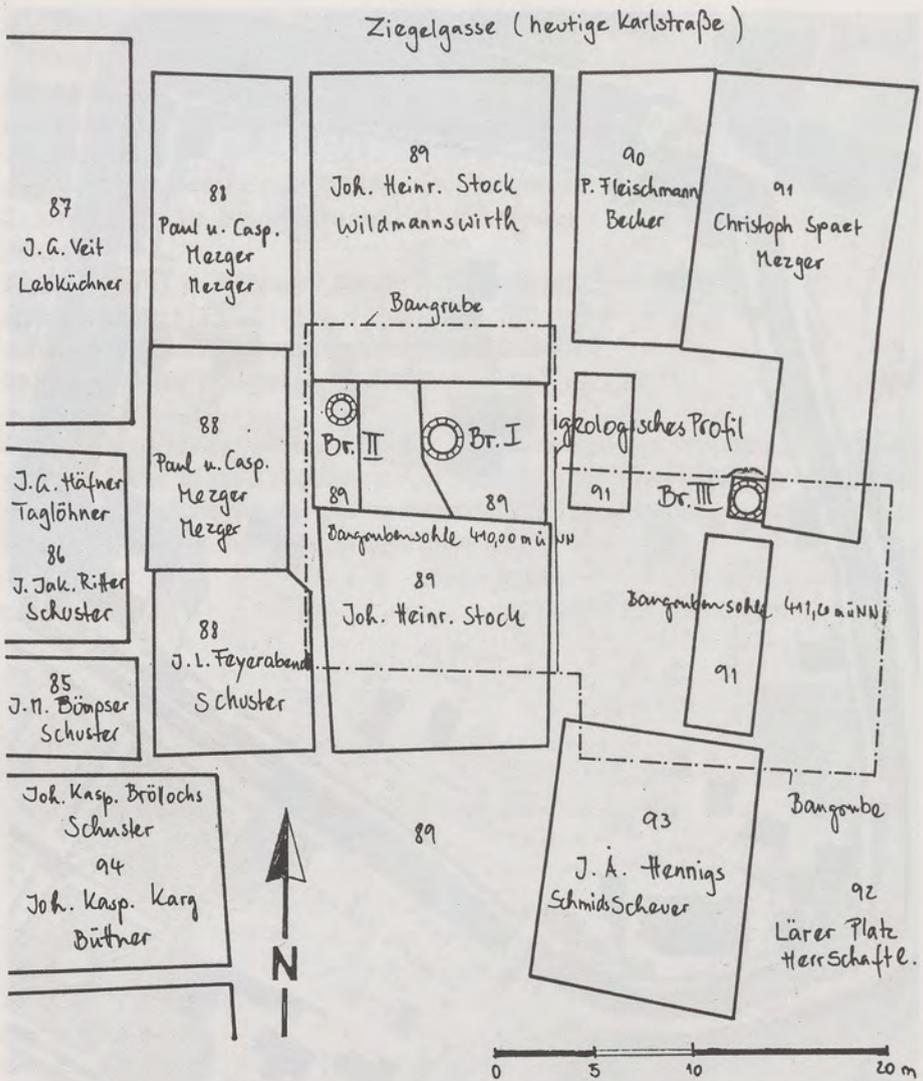


Abb. 2 Crailsheim, Lageplan der Brunnen I—III. Vergrößerter Ausschnitt aus dem Horlandschen Plan von 1738 mit den damaligen Besitzern und eingetragener Baugrube (nicht maßstäblich) Höhen bezogen auf NN. Aus: Hist. Atlas von Baden-Württ. I, 9 mit Ergänzungen von K. Wiedmann.

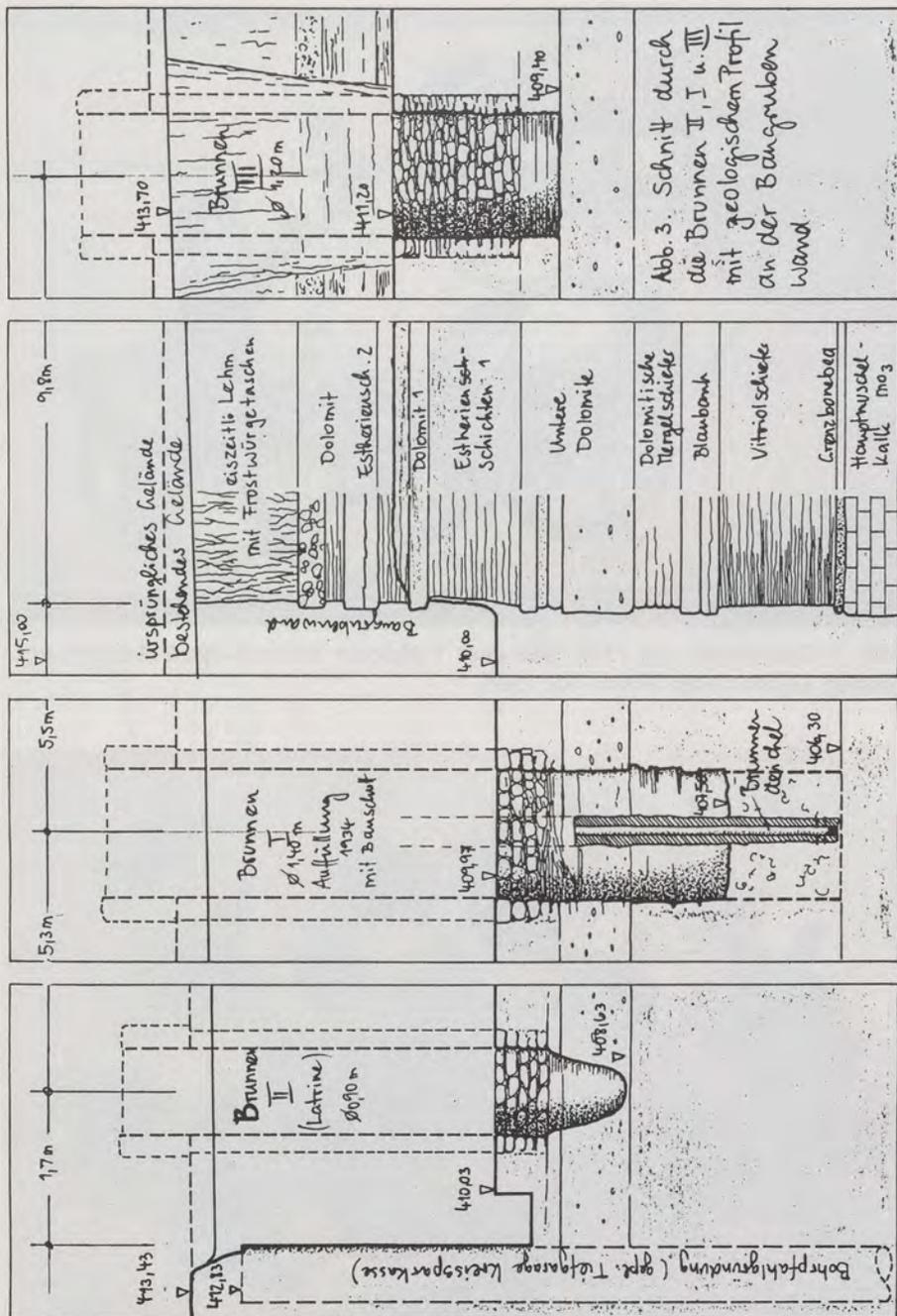


Abb. 3. Schnitt durch die Brunnen I, II u. III mit geologischem Profil an der Baugrubenwand.

Abb. 3 Crailsheim, Geologisches Profil im Bereich der Baustelle mit den eingebundenen Brunnen. Geologisches Profil, K. Wiedmann.

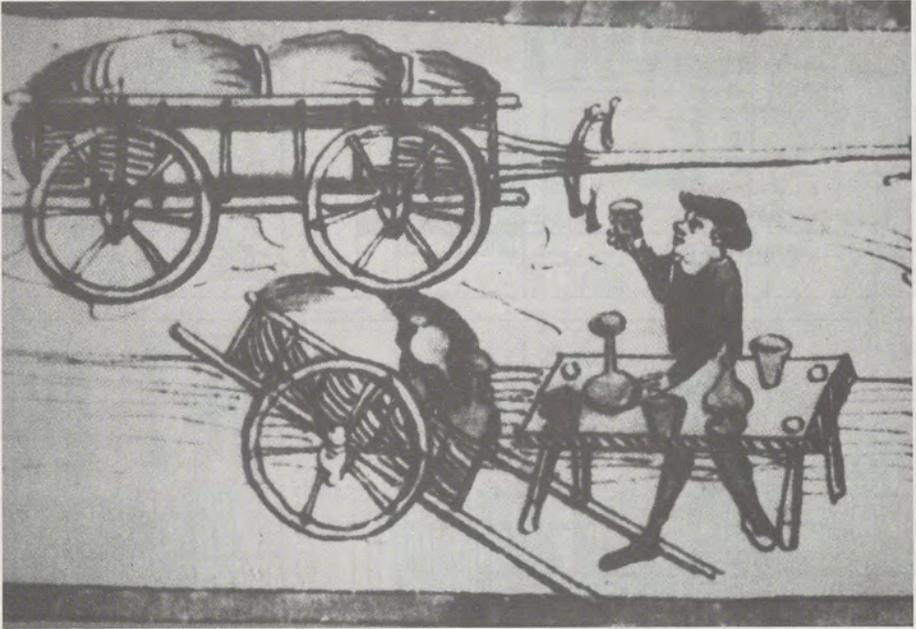


Abb. 4 Glashändler um 1500. Aus dem Volkacher Salbuch, nach Ausstellungskatalog, Glasmuseum Wertheim, 1986.

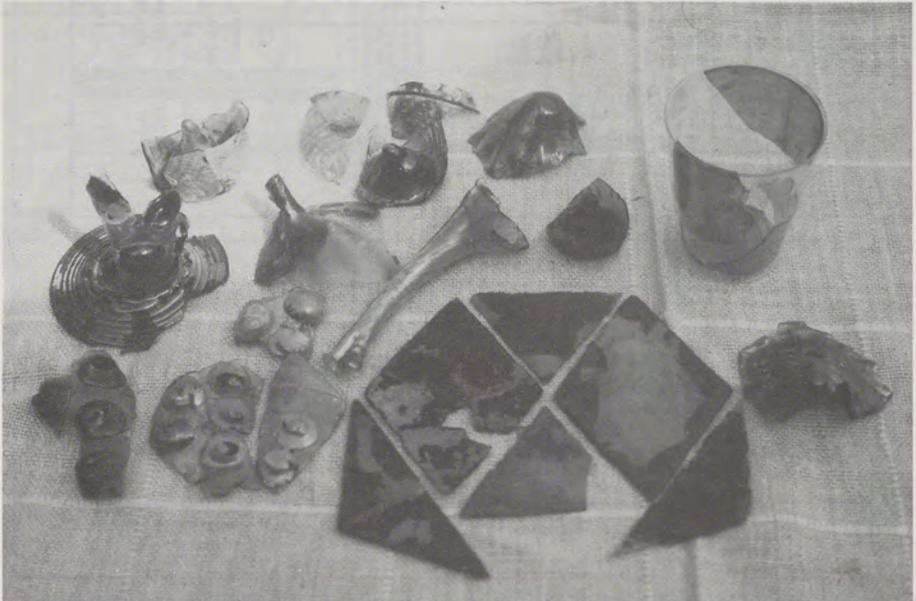


Abb. 5 Crailsheim, Auswahl von Glasfunden aus der Kloake. G. Stachel.

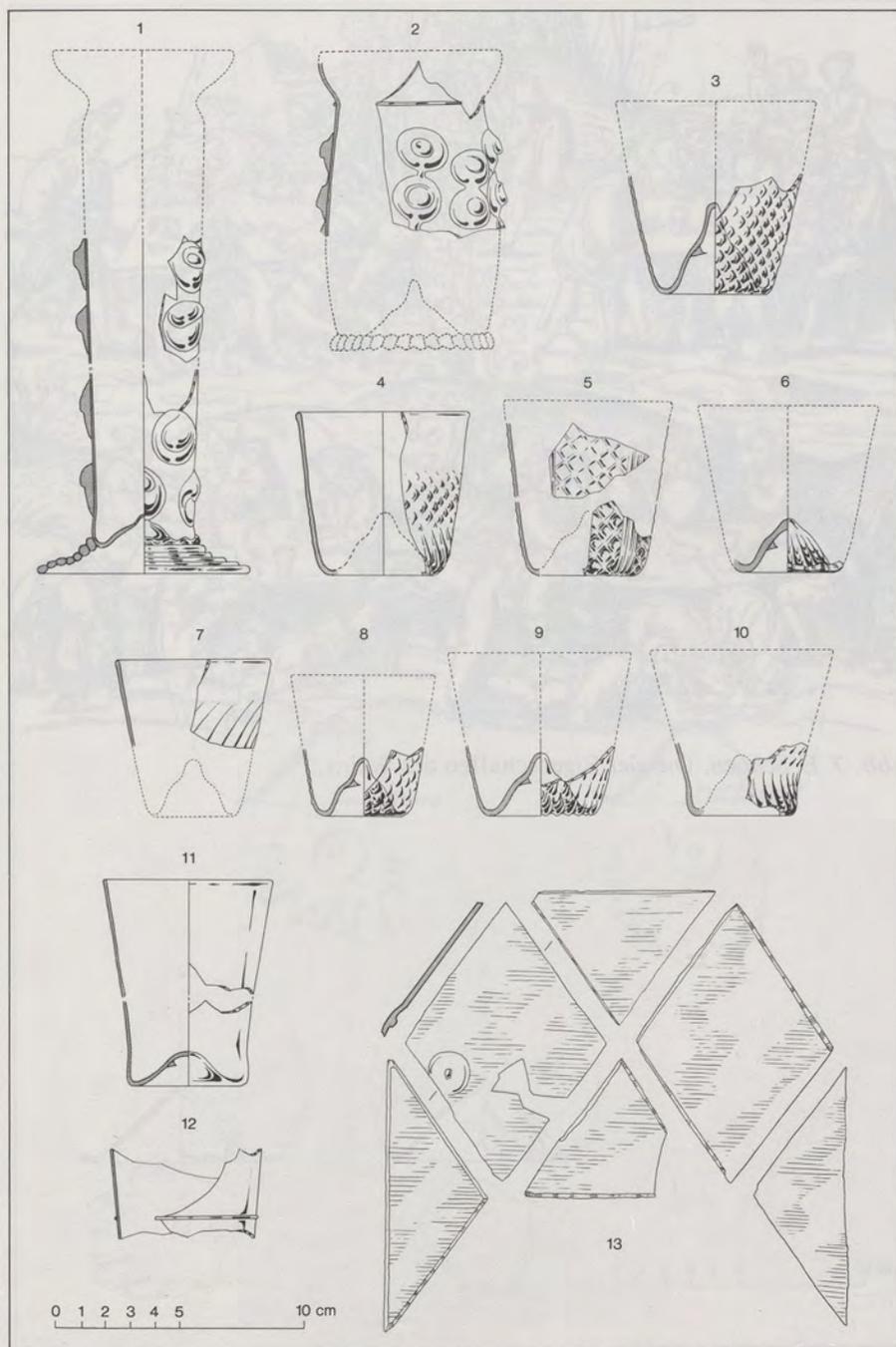


Abb. 6 Crailsheim, Glasfunde aus der Kloake M 1:3. Th. Schwarz, Landesdenkmalamt Stuttgart (LDA)



Abb. 7 E. Schoen, Die vier Eigenschaften des Weins.

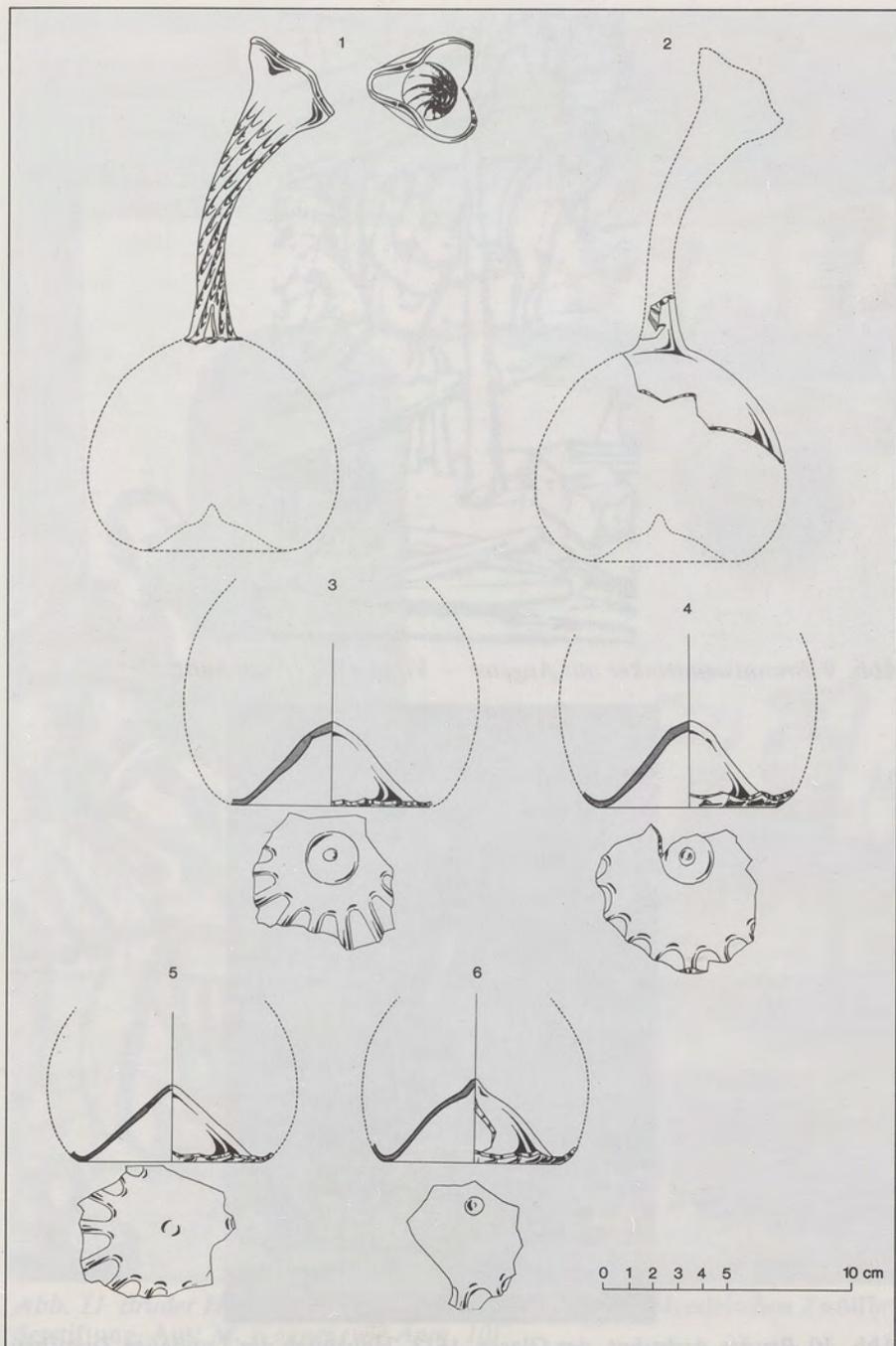


Abb. 8 Crailsheim, Glasfunde aus der Kloake, Angster, M. 1:3. Th. Schwarz, LDA



Abb. 9 Brantweinrinker mit Angster – Virgil 1502 (Ausschnitt)



Abb. 10 Bruder Asdrubat, der Glaser, 1613, Hausbuch der Landauer Zwölfbrüderstiftung (Ausschnitt). Aus: M. Wagner: Das alte Nürnberg, 1980.



Abb. 11 Bruder Hanß, der Hafner, 1594, Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung. Aus: M. Wagner (wie Anm. 10)

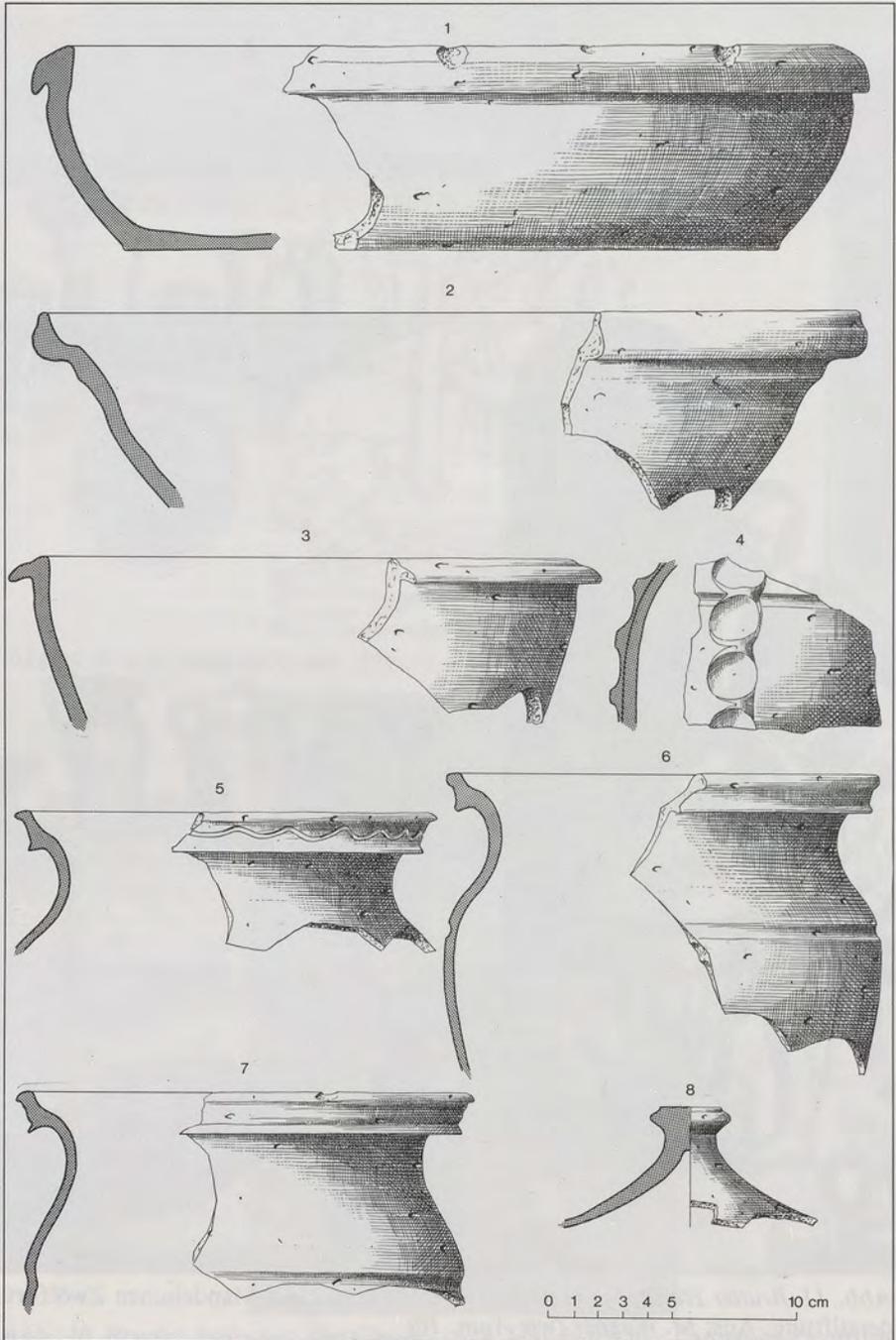


Abb. 12 Crailsheim, Keramikfunde aus der Kloake, Bratkacheln, Schüssel und Töpfe M. 1:3. Th. Schwarz, LDA.



Abb. 13 Bruder Wilhelm am Herd, 1475, Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung. Aus: Wirtshaus zum Wilden Mann. Funde aus dem mittelalterlichen Nürnberg, 1984.

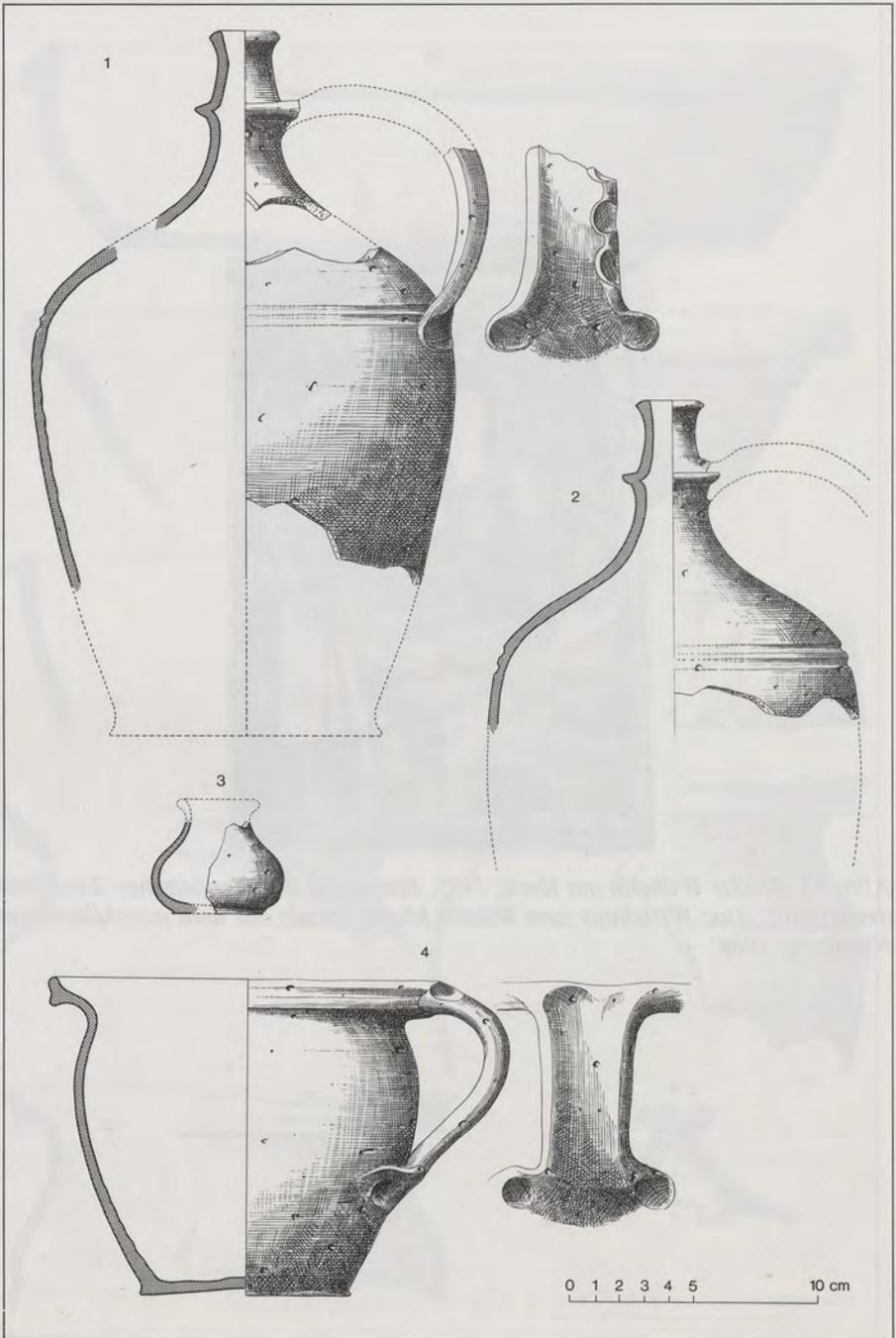


Abb. 14 Crailsheim, Keramikfunde aus der Kloake, Tonflaschen, Schröpfkopf? Topf und Henkel M. 1:3. Th. Schwarz, LDA.

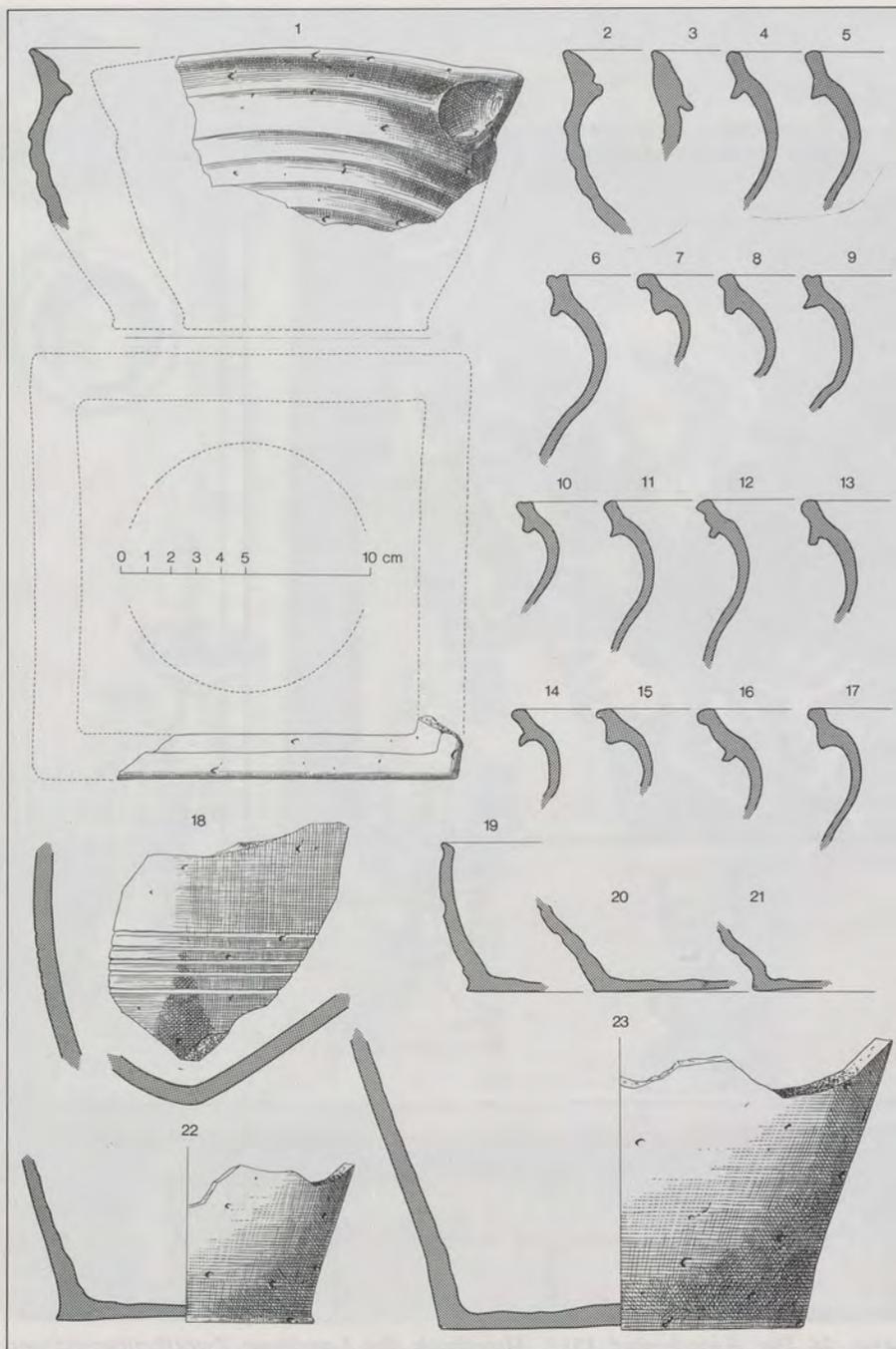


Abb. 15 Crailsheim, Keramikfunde aus der Kloake, Schüsselkachel, Randprofile, Wand- und Bodenstücke M. 1:3. Th. Schwarz, LDA.



Abb. 16 Der Rotschmied 1511, Hausbuch der Landauer Zwölfbrüderstiftung.
Aus: M. Wagner, 1980.

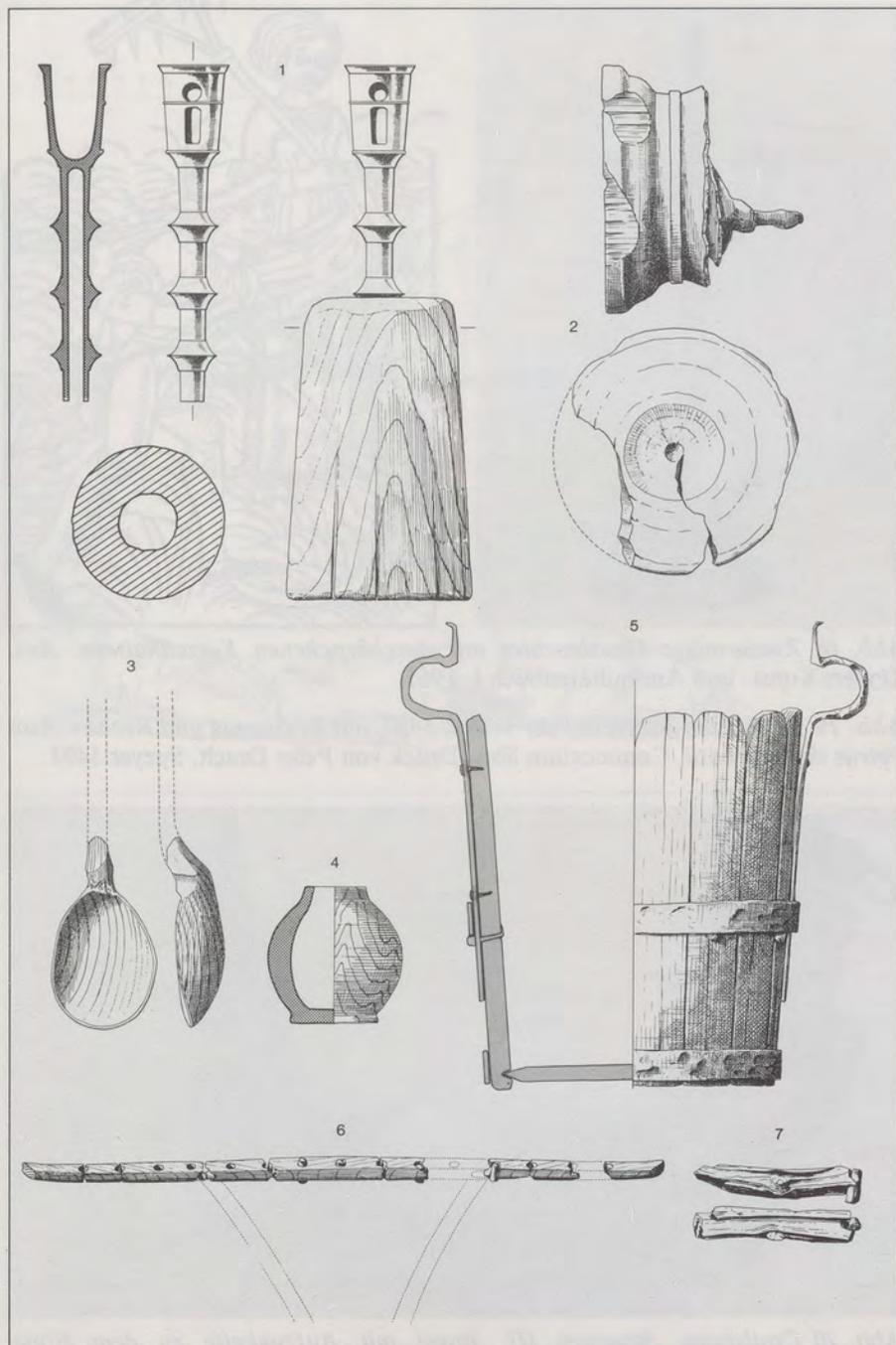


Abb. 17 Crailsheim, Hausleuchter und Holzfunde aus der Kloake und Brunnen III. 1—4 M. 1:3; 5—7 M. 1:6. Th. Schwarz, LDA.



Abb. 18 Zweiarmiger Hausleuchter mit durchbrochenen Kerzenhaltern. Aus: *Keyser's Kunst- und Antiquitätenbuch I*, 1965.



Abb. 19 Bäuerliche Arbeit auf der Wiese, 1493, mit Brustsense und Rechen. Aus: *Petrus de Crescentii, Commorium libri*. Druck von Peter Drach, Speyer 1493.



Abb. 20 Crailsheim, Brunnen III, Bügel mit Aufzugkette zu dem Eimer
Abb. 17.5. G. Stachel

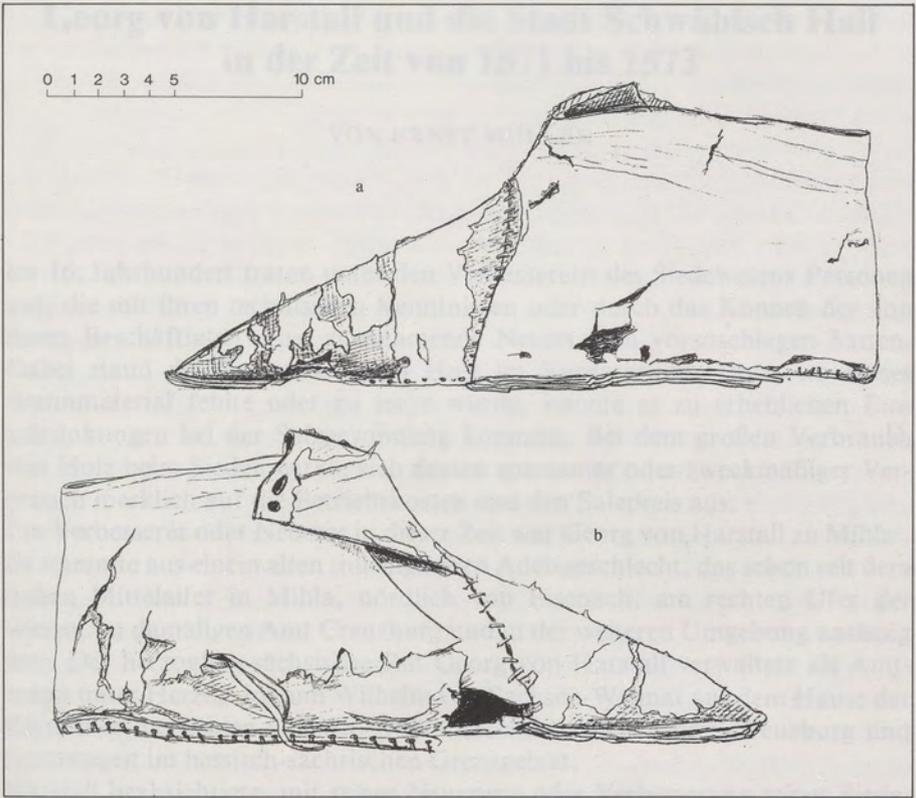


Abb. 21 Crailsheim, Lederfunde aus der Kloake, Schuh, rekonstruiert. Th. Schwarz, LDA.

Georg von Harstall und die Stadt Schwäbisch Hall in der Zeit von 1571 bis 1573

VON ERNST MÜLLER

Im 16. Jahrhundert traten unter den Verbesserern des Siedewesens Personen auf, die mit ihren technischen Kenntnissen oder durch das Können der von ihnen Beschäftigten ernst zu nehmende Neuerungen vorzuschlagen hatten. Dabei stand die Einsparung von Holz im Vordergrund. Dort, wo dieses Brennmaterial fehlte oder zu teuer wurde, konnte es zu erheblichen Einschränkungen bei der Salzgewinnung kommen. Bei dem großen Verbrauch von Holz beim Sieden wirkte sich dessen sparsamer oder zweckmäßiger Verbrauch merklich auf die Betriebskosten und den Salzpreis aus.

Ein Verbesserer oder Neuerer in dieser Zeit war Georg von Harstall zu Mihla¹. Er stammte aus einem alten thüringischen Adelsgeschlecht, das schon seit dem hohen Mittelalter in Mihla, nördlich von Eisenach, am rechten Ufer der Werra, im damaligen Amt Creuzburg und in der weiteren Umgebung ansässig war. Der herzoglich-sächsische Rat Georg von Harstall verwaltete als Amtmann unter Herzog Johann Wilhelm von Sachsen-Weimar aus dem Hause der Einestiner die beiden von der Werra durchflossenen Ämter Creuzburg und Gerstungen im hessisch-sächsischen Grenzgebiet.

Harstall beabsichtigte, mit seiner Neuerung oder Verbesserung seines Siedeverfahrens in der Saline Salzungen an der Werra, den üblichen Verbrauch an Holz beim Sieden zu senken, die von alters her überlieferte Gewohnheit, beim

1 Hier und nachfolgend wird zur Tätigkeit Georg von Harstalls in Salzungen (jetzt Bad Salzungen, Bezirk Erfurt, DDR) auf *A. Rach*: Geschichte der Salzungen Saline von ihren Anfängen bis 1934. Mit XVI Tafeln Abbildungen, Bad Salzungen 1935, S. 8—35 verwiesen. Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte, hrsg. von *K. Ulshöfer* u. *H. Beutter*: Zur Salzgewinnung im Wandel der Zeit. In: Forschungen aus Württembergisch Franken Bd. 22, 1983: Zur Erwähnung von Georg von Harstall unter dem Jahr 1571 ist zu bemerken, daß es sich bei seinem Verfahren um keine Luftgradiierung handelte. *W. Carlé*: Die Verbesserer des Salinenwesens. In: Haalquell (Haller Tagblatt) 18 (1966), S. 25—27. Entgegen der dortigen Feststellung schwiege sich Georg von Harstall nicht über sein Instrumentarium aus. Auch die fachmännische Befragung nach seiner Siedetechnik war mehrfach möglich. *W. Matti*, Verfassung und Wirtschaftspolitik der Saline Schwäbisch Hall bis zum Jahr 1802. Tübingen. Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Dissertation 1952 (Mschr. im Stadtarchiv Schwäbisch Hall), S. 138.

2 »Beißer« war der Zusatz zur Sole, um den Siedevorgang zu fördern und den Konzentrationsgrad der Sole zu erhöhen. Sie wurde aus dem Schlotter gewonnen. Nachdem schwarze Erde, auch »Kart« genannt, mit Wasser zu einer teigartigen Masse vermengt worden war, wurde aus diesem Material, dem Schlotter, auf beiden Seiten unter jeder Pfanne der Herd gebaut. Auf den hartgebrannten, noch heißen Schlotter wurde wöchentlich, nachdem die Pfanne ausgehoben worden war, aus dem Vorratstrog Solewasser in einer Menge, die einem Pfanneninhalt entsprach, gegossen. Der Schlotter verband sich mit dem Solewasser zu einer steinartigen Masse, der Beißer. Sie wurde vierteljährlich herausgebrochen. Der Herd mußte dann neu gebaut werden.

Siedevorgang einen Zusatz, die sogenannte Beißer², beizumengen, nicht mehr zu verwenden, den Salzertrag zu erhöhen und die Qualität des Salzes zu verbessern. Er behauptete, im Gegensatz zu den Salzunger Pfännern, die mit sechs Klaftern³ Holz unter Zusatz von Beißer sechs Körbe Salz siedeten, bei der gleichen Holzmenge ohne Beißer einen Ertrag von 13 Körben⁴ zu liefern. Von einem regen Geschäftssinn getrieben, bot er vielerorts seine Neuerung an. Schon im Jahre 1569 trug er seine *neue erfundene kunst* dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen vor. Dieser ließ sein Angebot durch seinen Salzgrafen Johannes Rhenanus in der Saline Sooden prüfen. Dort wurde zu dieser Zeit bereits versucht, durch die Feuerung mit Braunkohle, durch die Verwendung von Backsteinrosten und durch die Beimengung von Meersalz aus Bremen, das Siedeverfahren zu verbessern. Der Landgraf lehnte Harstalls Begehren mit dem Bemerkten ab, ihn künftig mit diesen Dingen zu verschonen. Im Februar des Jahres 1571 bat der 72jährige Harstall Herzog Johann Wilhelm, seine Neuerung in der Saline Salzungen einrichten und ausprobieren zu dürfen sowie ihn und seine Erben zum Schutz vor Nachahmern mit entsprechenden Privilegien auszustatten⁵.

In Salzungen, südlich von Eisenach im Werratal gelegen, waren schon im Jahre 775 Salzstätten vorhanden. Davon schenkte Karl der Große in diesem Jahr den Zehnten dem Kloster Hersfeld. Die Bedeutung des Ortes, der im 13. Jahrhundert städtische Rechte erwarb, beruhte durch die nachfolgenden Jahrhunderte auf seinen Salzquellen, die bis heute, genutzt durch ein Heilbad, zur Förderung der Stadt beitragen. Im 16. Jahrhundert befanden sich in Salzungen zwölf Siedehäuser, Pfannstätten oder Nappen. Die Besitzer dieser Nappen waren, nachdem die Adligen und die Kirche daraus verdrängt worden waren, zum überwiegenden Teil Salzunger Pfännerfamilien, nach denen die Nappen benannt wurden. Das Sieden besorgten Siedeknechte. Mitglieder von angesehenen Pfännerfamilien gehörten als Ratsherren dem Stadregiment an und gewannen dadurch nicht nur Einfluß auf die die Saline betreffenden Beschlüsse, sondern sie konnten auch dem Bestreben des Landesherrn, ihrem obersten Gerichtsherrn, entgegenzutreten, die Salinenverfassung zu seinen Gunsten zu ändern. Dieser hatte seit dem 15. Jahrhundert in der Salzunger Saline Fuß gefaßt. Er besaß dort ein Viertel der sogenannten Steinnappe, das er meistens an Amtleute verpachtete. Sie wurde deshalb auch Amtsnappe genannt. Durch die Sequestration als Folge der Reformation ging die dem Kloster Allendorf in Salzungen gehörende Propsteinnappe 1528 in herzoglichen Besitz über. Sie blieb außerhalb der Gemeinschaft der Pfänner selbständig und wurde vom Herzog verpachtet. Die Salzunger Pfänner waren als Pfannerschaft in einer vom Rat der Stadt und vom Landesherrn bestätigten Ordnung

3 Ein Waldklafter nach Eisenacher Holzmaß = 2,3721 m³.

4 Ein Korb oder Stück Salz etwas mehr als 1 Malter Fuldaer Maß, als Gewicht etwa 2 Zentner.

5 Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Haalarchiv A 572 (künftig nur: A 572), Nr. 5: Herzog Johann Wilhelm, Weimar, 20. Febr. 1571. Abschr.

zusammengeschlossen. Jede Nappe umfaßte 96 Anteile, so daß die ganze Saline 1152 Anteile aufwies. Davon besaß der Landesherr 120 Anteile. Die Teilhaber in jeder der elf pfännerschaftlichen Nappen, deren Besitz an Anteilen unterschiedlich war, bildeten eine Siedegemeinschaft oder Ganerbschaft. Alle elf Siedegemeinschaften und die Propsteinappe waren dem Reihensieden unterworfen. Jede Nappe erhielt zum Sieden durch den Borngießer aus den zwei Brunnen nur eine bestimmte Menge Sole in Eimern zugewiesen. Die Aufsicht über das Salzwerk und die in den Nappen Beschäftigten führten zwei Salzgrafen, die von einem Schreiber, der dem Salzgrafen auch bei seinen Geldgeschäften zur Hand war, und einem Knecht unterstützt wurden.

Die Stadt Salzungen besaß zwei Stadtherren. Seit 1567 gehörte der sächsische oder thüringische Teil der Stadt Herzog Johann Wilhelm von Sachsen-Weimar, und der hennebergische Teil fiel nach dem Aussterben des gräflich-hennebergisch-achacher Hauses im Jahre 1549 Katharina von Henneberg, eine geborene Gräfin zu Stolberg, als Wittum zu, wobei die Ernestiner Hoheitsrechte beanspruchten. Die landesherrliche Aufsicht nahmen ein herzoglich-sächsischer und ein gräflich-hennebergischer Amtmann gemeinsam wahr.

Herzog Johann Wilhelm war von dem Nutzen des Angebotes seines Rates Georg von Harstall ohne Probesieden so überzeugt, daß er ihm am 19. Februar 1571 die herzogliche Propsteinappe für seine Versuche und auf seine eigenen Kosten pachtweise überließ. Über die Siedeergebnisse hatte Harstall dem herzoglichen Amtmann des Amtes Salzungen Rechnung zu legen. Der Herzog versprach sich, durch Harstalls Vorhaben mehr Einfluß auf die von der Salzunger Pfännerschaft beherrschte Saline zu gewinnen. Er rechnete auch mit der Einschränkung des Holzverbrauches, um den umliegenden Wald, der durch den Salinenbetrieb nicht nur sehr geschädigt, sondern zum Teil schon verödet war, zu entlasten. Außerdem waren inzwischen durch die teure Beschaffung von Brennholz aus benachbarten Wäldern die Betriebskosten und der Salzpreis gestiegen. Johann Wilhelm, der an Harstalls Neuerung *ein genediges guttes gefallen* fand, befahl in Anbetracht des *vortreffentlichen landesnutz* seinen Hauptleuten, Amtleuten, Schossern, Schultheißen, Richtern und überhaupt seinen Untertanen im Herzogtum, die Freiheiten Georg von Harstalls zu schützen⁶.

Als Harstalls Erwartungen sich für ihn so vorteilhaft erfüllten, bot er unter Berufung auf seinen Landesherrn im März des gleichen Jahres seine Neuerung dem Rat der Stadt Schwäbisch Hall an, um die dortigen Sieder von der ... *merkliche und unträgliche unkost von geholtz...* zu befreien. Er fügte eine Abschrift der Anweisung seines Landesherrn an seine Untertanen vom 19. Februar 1571 bei und kündigte die Zusendung seiner Privilegien an. Harstall schlug vor, auf eigene Kosten in der Stadt ein Werk herzurichten und auszu-

6 Ebd.

probieren. Mit der Vorbereitung seines Vorhabens beabsichtigte er, seinen Pfannenschmied zu beauftragen⁷. Ohne Zeitverzug und ohne Kenntnisse über Harstalls Neuerung lehnte der Rat seinen Antrag ab. Er ließ ihn wissen, daß Ähnliches schon mehrfach vorgetragen worden und hierzulande kein Mangel an Holz sei. Man wolle an den alten Gewohnheiten festhalten und sich nicht durch Neuerungen Unannehmlichkeiten einhandeln⁸. Zur gleichen Zeit bewarb sich Harstall, vermutlich mit nicht ganz lauterem Mitteln, über einen Verwandten in der kaiserlichen Kanzlei um einen Schutzbrief des Kaisers⁹.

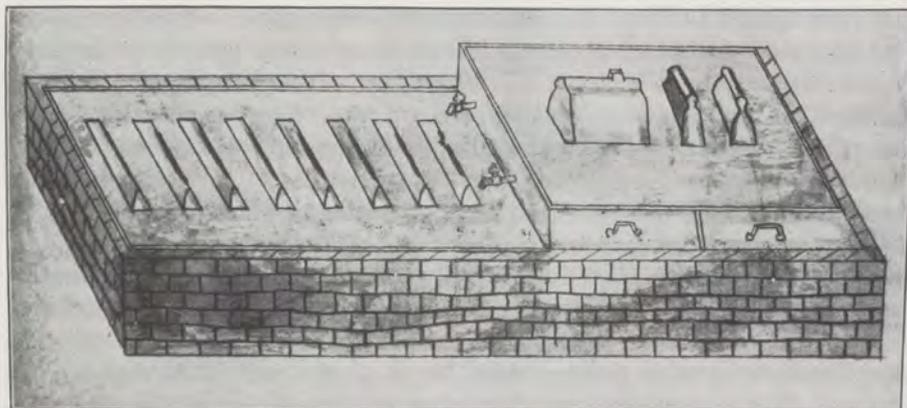
Georg von Harstalls Neuerung stand die Salzunger Pfännerschaft ablehnend gegenüber. Sie war gegen einen geschlossenen Herd mit Rostanlagen und Pfannen aus Eisen- und Kupferblech und blieb bei ihren alten Gewohnheiten der Siedetechnik, Beißer als Zusatz zu verwenden, um den Siedevorgang zu fördern und den Konzentrationsgrad der Sole zu erhöhen. Mit der Beißer, die sie aus dem Schlotter bei Abbruch des Herdes vierteljährlich gewannen, mußten sie sparsam umgehen. Harstall erneuerte die Propsteinappe. Seine Scheide- und Salzpflanzen oder -kästen standen anfangs zwischen Ziegelsteinwänden auf Rostanlagen. Durch hervorstehende, nach oben gearbeitete Rippen in den Pfannen wollte er die Hitze möglichst wirksam nach vielen Seiten verteilen. Aus einem Soletrog, in dem die zugewiesene Sole aus den Brunnen gesammelt wurde, kam sie in den Scheidekasten. In ihm wurde das *wilde Wasser* von ihr geschieden. Aus dem erhöhten Scheidekasten gelangte die so vorbereitete Sole durch Röhren in die tieferliegende Salzpflanze, wo die Sole nach kurzem Sieden zu Salz wurde (Abb.)¹⁰. Harstall errichtete in seiner Nappe mehrere solche Anlagen. Er verwandte anfangs in seinem Herd keinen Schlotter und setzte seiner Sole auch keine Beißer zu. Allerdings störte sein großer Solerverbrauch das gleichmäßige Reihensieden der Pfännerschaft empfindlich. Zur laufenden Wartung seiner Geräte, die scheinbar anfällig waren, stellte er mehrere Pfannenschmiede ein, wodurch sich seine Unkosten erhöhten. Sein niedriger Holzverbrauch schien den Pfännern auf die Dauer nicht gesichert. Ein Versuch, zwischen Harstall und den Pfännern einen Vergleich herbeizuführen, war bei Verhandlungen in Eisenach im Mai 1571 an den unbilligen Forderungen Harstalls, am Mehrertrag des gesamten Salzwertes beteiligt zu werden, und an den höheren Kosten, die die Pfänner mit der harstallschen Siedetechnik auf sich zukommen sahen, gescheitert. Im Laufe der Zeit warfen sich die rivalisierenden Parteien immer heftigere Beschuldigungen vor, bis es schließlich zu gegenseitigen Behinderungen im Betriebsablauf und zu tätlichen Auseinandersetzungen kam. Es ging soweit, daß der Herzog eingreifen und Geld- und Freiheitsstrafen androhen mußte. Trotzdem behaupteten

7 Ebd. Nr. 1: Georg von Harstall, 1. März 1571. Or. mit Beilage: Nr. 5 (s. Anm. 5).

8 Ebd. Nr. 3: Rat der Stadt Schwäbisch Hall, 12. März 1571. Konz.

9 A. Rach, S. 27. A 572, Nr. 19: Simplicius Barthais, Salzung, 9. März 1573. Or.

10 Abbildung aus: A. Rach, Tafel X: Harstalls Scheide- und Pfannkasten 1571.



die Pfänner, daß Harstall im Gegensatz zu ihnen die doppelte Zeit für das Sieden von drei Körben Salz benötige. Erneute Vergleichsverhandlungen scheiterten wiederum. Der Herzog, dem aufgrund der widersprechendsten Nachrichten aus Salzungen an einer Einigung der Parteien lag und auch vorher seinem Rat kein Zeugnis ausstellen wollte, setzte nun im September 1571 ein Probesieden zwischen den Parteien an. Dazu wurden von ihm zwei Salzgrafen aus Halle an der Saale und andere Sachverständige eingeladen. Nach Ablauf dieser Veranstaltung wurde dem Herzog bestätigt, daß Harstall mit sechs Klaftern Holz ohne Zusatz von Beiße 13 Körbe Salz gewonnen hätte und bei Verwendung eines Zusatzes der Nutzen sicher noch größer gewesen wäre. Die Pfänner konnten mit der gleichen Menge Holz und mit Beiße auch nur 13 Körbe Salz vorweisen. Aufgrund dieses Ergebnisses erhielt Harstall das gewünschte und von ihm lang ersehnte Zeugnis des Herzogs. Als geschäftstüchtiger Mann ließ er davon, in der Absicht, es bald außerhalb des Fürstentums für seine Zwecke zu verwenden, in Eisenach ein Transsumpt anfertigen¹¹. Indessen hatte im September die Stadt Halle, wohin er sich ebenfalls mit seiner Neuerung gewandt hatte, sein Angebot abgelehnt. Sicher standen die Salzgrafen aus Halle während des Probesiedens in Salzungen mehr auf der Seite der Pfänner. Harstall schrieb alle seine Mißerfolge außerhalb des Fürstentums dem Einfluß seiner Gegner, den Salzunger Pfännern zu. Seine Siedeergebnisse in der Propsteinappe, die der herzogliche Schosser nach Ablauf von 52 Wochen am 15. November 1571 nach Weimar abrechnete, erbrachten bei der Verwendung von 576,5 Klaftern Holz und dem Ertrag von 1156 Körben Salz, die mit einem Durchschnittspreis von zwei Gulden verkauft wurden, einen Reingewinn von fast 1400 Gulden. Von diesem behielt Harstall

¹¹ A 572, Nr. 6: Öffentliches Zeugnis des Herzogs Johann Wilhelm, Weimar, 20. Okt. 1571. Transsumpt des Eisenacher Stadtschreibers und Notars Michael Vogk, Eisenach, 27. Okt. 1571 mit Erklärungen der Zeugen Jobst Schützenmeyster, Stadtkämmerer, und Heinrich Schmidt, Apotheker, in Eisenach. Or.

fast 1000 Gulden für sich, die restlichen 400 Gulden gab er an die herzogliche Kammer ab¹². Aufgrund dieses Siedeergebnisses wurde ihm die herzogliche Propsteinappe für ein weiteres Jahr verpachtet. Seinem Bemühen, auch den herzoglichen Anteil an der Amtsnappe zu pachten, wurde nicht entsprochen. Harstalls Erfolge hielten nicht an. Er hatte mit der Holzbeschaffung Schwierigkeiten, und die Anfertigung seiner Pfannen wurde teurer. Die Pfännerschaft in Salzungen mißtraute ihm nach wie vor und beschuldigte ihn, doch Beißer zu verwenden. Solche und andere bedenkliche Äußerungen veranlaßten den Herzog, Harstalls Werk am 25. März 1572 zu besichtigen und ein neues Probesieden am 28. Oktober 1572 in Salzungen zu veranlassen. Wiederum wurden Sachverständige aus Halle und einheimische Sieder zur Beaufsichtigung dieses Vorganges geladen. Jede Partei mußte zwei Siedevorgänge mit und ohne Beißer nach vorheriger Reinigung der Pfannen unter strenger Beobachtung der vom Landesherrn eingesetzten Kommission bei gleicher Zuteilung von Sole und Holzkohle durchführen. Tag und Nacht beobachteten die Sachverständigen die Siedevorgänge, zu denen Unbefugte keinen Zutritt hatten. Harstalls Siedeergebnis lag unter dem der Pfännerschaft. Im Endergebnis konnte sie gegenüber Harstall 79 Pfund Salz mehr aufweisen. Dagegen sparte Harstall sieben Zentner und drei Pfund Holz ein. Umgerechnet konnte die Pfännerschaft einen Mehrgewinn von 31 Groschen verbuchen. Für seinen Nachteil machte Harstall das Herbstwetter und unerfahrene Handwerker verantwortlich. Nachdem seine Siedeergebnisse sich in der folgenden Zeit auch nicht wesentlich verbesserten, erhoben sich nun auch im Umkreis des Herzogs Stimmen gegen ihn. Inzwischen lehnten die Herzöge von Bayern und Braunschweig seine Angebote, seine neue Siedetechnik einzuführen, ab. Am 3. Februar 1573 wandte sich Harstall unter Beifügung seines herzoglichen Zeugnisses über das Probesieden vom September 1571 an den Rat der Stadt Schwäbisch Hall mit der Bitte, eine eigene Salzhütte einrichten zu dürfen, ihn unter den Siedern aufzunehmen und mit Privilegien auszustatten. Er kündigte das Kommen seines Dieners Tobias Greif an, ein Eisenacher Bürger, der vermutlich in der Propsteinappe tätig war. Ihm sollte der Rat in Schwäbisch Hall volles Vertrauen schenken. Greif erläuterte sodann in Schwäbisch Hall die Neuerungen seines Herrn. Er erkundigte sich nach dem Salzgehalt der Sole, nach der Ausrüstung der Salzstätten, nach den Maßen der Pfannen, nach der Verwendung des Zusatzes beim Sieden, den man in Schwäbisch Hall Gewöhrr nannte, nach den Kosten für das Holz, das im Laufe von vier Stunden ver-

12 Ebd., Nr. 7: Harstalls Rechnung über die Siedeergebnisse in der Propsteinappe vom 19. Nov. 1570 bis 13. Okt. 1571 über 46 Siedewochen. Diese Rechnung unterschied sich von der Rechnung, die der Schosser am 15. Nov. 1571 über 52 Siedewochen in Weimar vorlegte. Harstall rechnete in 46 Wochen 536,5 Klafter Holz und 1081 Körbe Salz auf, deren Verkauf zu unterschiedlichen Preisen 1991 Gulden einbrachten. Nach Abzug der Holzkosten in Höhe von 626 Gulden und 51 Gulden für Löhne blieben als Reingewinn 1314 Gulden, von denen er nach seinen Angaben 400 Gulden an die herzogliche Kammer in Weimar abführte.

brannt wurde, überhaupt nach dem gesamten Arbeitsablauf. Außerdem nahm er zwei Wasserproben aus dem Brunnen, aus dem in Schwäbisch Hall die Sole geschöpft wurde und aus der *Grube* nach Salzungen mit¹³. Zugleich wurde ein Schreiben des Herzogs Johann Wilhelm an den Rat der Stadt überbracht, in dem dieser die Einsparung von Holz bei Harstalls Siedeverfahren anpries und das Anliegen seines Rates befürwortete. Obwohl das herzogliche Schreiben schon am 5. Mai 1572 ausgestellt worden war, fand der Rat in Schwäbisch Hall, der am 10. Februar 1573 den Eingang dieses Schreibens vermerkte, keinen Anlaß, sich darüber zu wundern¹⁴. Im Gegensatz zu seiner Reaktion auf Harstalls Angebot vom März 1571 befaßte sich der Rat nun eingehender mit dem harstallschen Antrag und der herzoglichen Fürsprache. Er erbat sich bei beiden Aufschub, da er in dieser Angelegenheit nicht allein entscheiden könne, weil ihm am Salzwerk nur der geringere Teil zustehe. Zur Beratung über diese Anträge mußten auch die Sieder, die Hauptbeteiligten am Salzwerk, herangezogen werden. Zugleich wurde auf die frühere Absage von Harstall hingewiesen¹⁵.

Wenige Tage, nachdem diese Zwischenbescheide nach Thüringen abgegangen waren, ließ der Stättmeister Conrad Büschler den Junker Paul Holzschuher aus Niedernhall¹⁶ und die Ratsherren Caspar Büschler, Ezechiel Beyschlag, Gilg Schubelin und Johann Merklin als Sachverständiger zur Beratung zusammenkommen¹⁷. Holzschuher hatte einen umfangreichen Fragekatalog aufgestellt, dem der Rat in erweiterter Form zustimmte. Seine 13 Fragen berührten den gesamten Verlauf des harstallschen Siedeverfahrens. Breiten Raum nahmen dabei die Kosten des Unternehmens sowie die Einsatzfähigkeit, Haltbarkeit, Erneuerung und die Wiederverwendung der einzelnen Teile der Einrichtung ein. Die Fragen betrafen außerdem die Siededauer, die Holz Trocknung, die Nützlichkeit der Verwendung von Eisen oder von teurem Kupfer,

13 Ebd., Nr. 4: Georg von Harstall, 3. Febr. 1573. Or. mit Beilagen: Nr. 2, *Fragstück* (12 Punkte), Nr. 6 (s. Anm. 11).

14 Ebd., Nr. 9: Herzog Johann Wilhelm, Weimar, 5. Mai 1572. Or. Als das herzogliche Schreiben ausgefertigt wurde, befand sich Harstall in heftigen Auseinandersetzungen mit der Salzunger Pfännerschaft. Er sah sich gezwungen, selbst nach Salzungen zu kommen, wohin er in einer Sänfte getragen wurde und in einer Herberge wohnte. Vermutlich hatte er schon zu dieser Zeit die Absicht, sich erneut an die Stadt Schwäbisch Hall zu wenden. Im Februar 1573 wird der Herzog nicht mehr gewillt gewesen sein, ihn zu unterstützen.

15 Ebd., Nr. 8 und 10: Rat der Stadt Schwäbisch Hall an Herzog Johann Wilhelm und Georg von Harstall, 13. Febr. 1573. Konz.

16 Ebd., Nr. 11: Rat der Stadt Schwäbisch Hall, 13. Febr. 1573. Konz. Paul Holzschuher wurde 1576 in Niedernhall kurfürstlich-mainzischer Schultheiß und amtierte 25 Jahre (s. *J. H. Rauser: Niedernhaller Heimatbuch 1981 = Heimatbücherei Hohenlohekreis Bd. VII, S. 170*). Nr. 12: Paul Holzschuher, Niedernhall, 15. Febr. 1573. Or. Conrad Büschler, s. *G. Wunder* und *G. Lenker: Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395 bis 1600 = Württembergische Geschichtsquellen Bd. 25, 1956, S. 161, Nr. 1157*.

17 Caspar Büschler, Ratsherr, s. *G. Wunder* S. 162, Nr. 1166. Ezechiel Beyschlag, s. *G. Wunder* S. 123, Nr. 532. Gilg Schubelin, s. *G. Wunder* S. 585, Nr. 7887. Johann Merklin, Ratsherr, s. *G. Wunder* S. 449, Nr. 5817.

die Anzahl der von Harstall beschäftigten Sieder und Siedeknechte, deren Wochenlohn und deren Kenntnisse über die Siedetechnik. Außerdem sollte noch die Größe und das Gewicht der Körbe oder Salzstücke, die Qualität des Salzes und die Existenz eines kaiserlichen Privilegs für Harstall erfragt werden¹⁸. Holzschuher schlug dem Rat vor, diese Fragen seinem Vertrauten in Salzungen, dem hennebergischen Amtmann Simplicius Barthais, mit einem Boten zu übersenden. Der Rat stimmte diesem Vorschlag zu¹⁹, und beabsichtigte seinerseits, den Ratsherrn und Sieder Jörg Müller, der Jüngere, und den Stammsieder Joachim Buhel nach Salzungen zu schicken, um dort Erkundungen über Harstall einzuziehen²⁰.

Während der Rat der Stadt Schwäbisch Hall annahm, daß er vorerst Harstall zum Abwarten veranlaßt habe, blieb dieser mit seiner Absicht, in Schwäbisch Hall sein Werk aufzubauen, nicht untätig. Durch schnelles Handeln glaubte er, die Entscheidung des Rates der Stadt, die sich seiner Meinung nach noch länger hinziehen würde, zu seinen Gunsten beeinflussen zu können. Darin bestärkte ihn der Bericht seines Dieners Tobias Greif, wonach ... *etliche aus eueren mittel gerne gesehen, das meine erfindung und kunst hette muchten angericht und forderlich ins werk und proba gesetzt werden*. Er sandte Jakob Weber aus Eisenach mit Rissen und Maßangaben von seinen Scheide- und Salzpfannen, mit einem Musterrohr und mit Anweisungen über die Herstellung dieser Geräte nach Schwäbisch Hall. Ein Kupferschmied der Stadt sollte beauftragt werden, nach Webers Angaben ein Werk einzurichten und für das Probesieden vorzubereiten. Dazu beabsichtigte Harstall, einen weiteren Beauftragten zu schicken. Erneut versicherte er der Stadt den Nutzen seiner Neuerung. Dabei stützte er sich auf die von Tobias Greif mitgebrachten Wasserproben. Bei deren Untersuchung hatte er festgestellt, daß der Zentner Sole aus dem Brunnen fünf Pfund und aus der *Grube* 10 1/2 Pfund Salz ergeben würden. Aufgrund dieses Ergebnisses könne er mit seinem Siedeverfahren in Schwäbisch Hall aus einem Zentner Wasser etwa 18 bis 20 Pfund Salz gewinnen. Er verglich diesen Ertrag mit der Salzförderung in Halle, wo aus einem Zentner Wasser des sogenannten *deutschen bronnen* 21 1/2 Pfund bestes Salz erzeugt würden. Er rechnete sogar damit, daß in Schwäbisch Hall der Ertrag noch höher sein könnte²¹.

Da dem Rat der Stadt noch keine Nachrichten aus Salzungen vorlagen, blieb ihm nach diesem erneuten Vorstoß Harstalls nichts anderes übrig, als die An-

18 A 572, Nr. 13 und 15: *Fragstücke* von Paul Holzschuher (8 und 13 Punkte), die am 20. Febr. 1573 im Rat verlesen und gebilligt wurden.

19 Ebd.

20 A 572, Nr. 13 und 14: Notiz über den Beschluß des Rates der Stadt Schwäbisch Hall, 20. Febr. 1573 und Wegweisung vom 21. Febr. 1573 für Jörg Müller, Sieder, s. *G. Wunder* S. 463, Nr. 6043 und Joachim Buhel, Stammsieder, s. *G. Wunder* S. 157, Nr. 1085. Ob diese beiden Bürger Schwäbisch Halls tatsächlich in Salzungen waren, ist nicht überliefert.

21 Ebd., Nr. 16a: Georg von Harstall, 21. Febr. 1573. Or. Nr. 16b: Beilage, Verzeichnis über die Anfertigung von Instrumenten. Nr. 16c—d: weitere Beilagen.

hörung Webers und den Empfang der mitgebrachten Unterlagen und Muster zu bestätigen und ihn nochmals recht eindringlich auf die bereits Mitte Februar ihm angekündigte Entscheidung hinzuweisen. Harstall wurde gebeten, diesen Zeitpunkt abzuwarten und keinen weiteren Beauftragten zur Vorbereitung seines Werkes zu senden²².

Jakob Weber übermittelte nach seiner Rückkehr, daß die älteren Sieder in Schwäbisch Hall an der Brauchbarkeit des Kupfers für Siedezwecke gezweifelt hätten, weil das Salzwasser das Kupfer zerfresse und durch die wiederholte Erneuerung der Geräte die Herstellungskosten steigen würden. Außerdem glaubten sie, daß bei der Verwendung von Kupferröhren viel Hitze verloren ginge. Da in Salzungen diese Mitteilung so ausgelegt wurde, daß in Schwäbisch Hall doch Interesse für Harstalls Unternehmen bestünde, versuchte Tobias Greif, ohne eine Entscheidung seines Herrn abzuwarten, diese Zweifel zu zerstreuen²³. Er ließ den Rat der Stadt wissen, daß das Kupfer viel beständiger als das Eisen sei, das von Rost zerstört würde. Außerdem ließe sich das Kupfer leichter bearbeiten, und die unbrauchbar gewordenen Gegenstände würden bei ihnen vom Kupferschmied für das halbe Geld wieder zurückgenommen. Hinsichtlich des Hitzeverlustes verwies Greif auf die Konstruktion des Herdes, die ein Entweichen von Hitze nicht zuließ. Mit dem Hinweis auf Erfahrungen in Hessen hielt Greif nicht mit seiner Meinung zurück, daß es bei alten Siedern Gewohnheit sei, sich nur ungern Neuem zuzuwenden und dadurch bisher dem Siedewesen Schaden zugefügt worden wäre. Er ließ den Rat wissen, daß nach den Berechnungen Harstalls in Schwäbisch Hall bei der Anwendung seiner Siedetechnik noch ein weiterer Nutzen von 1500 Gulden erzielt werden könnte.

Bevor das Schreiben des Tobias Greif in Schwäbisch Hall eintraf, erhielt Paul Holzschuher von seinem Mittelsmann aus Salzungen die gewünschte Nachricht, die er sofort an den Stättmeister Conrad Büschler weitergab. Zugleich teilte er mit, daß ihm weitere Nachrichten über die Einsparung von Holz beim Sieden zugegangen und angeraten worden waren, und er in Anbetracht der Notwendigkeit, in Niedernhall beim Salzsieden Holz einzusparen, diese Vorschläge prüfen wollte²⁴.

Der hennebergische Amtmann stand ganz und gar auf der Seite der Salzunger Pfännerschaft. Er wußte über Harstall nichts Gutes zu berichten und berief sich dabei auf dessen ungehaltenes Auftreten gegenüber der herzoglichen Kommission während des zweiten Probesiedens. Er berichtete, daß dessen Neuerung der Pfännerschaft mehr als 1000 Gulden Schaden eingebracht habe und Harstall durch seine Praktiken auch seinen Kindern mit seinen Schulden

22 Ebd., Nr. 17: Rat der Stadt Schwäbisch Hall, 2. März 1573. Konz.

23 Ebd., Nr. 23: Tobias Greif, Eisenach, 19. März 1573. Or.

24 Ebd. Nr. 18: Paul Holzschuher, Niedernhall, o. D. eingegangen 16. März 1573. Or. Conrad Büschler, s. Anm. 16.

in Höhe von 3000 Gulden sehr schade. Seinen Kindern habe ... *seine kunst im geringsten nicht umb ein scherflein befunden und ist ime gleich wie dem Teufel, wann man denselbigen zu gast ledet und nicht nach seinem gefallen lebet, mus man sich mit ihm raufen*. Harstall, der mit schönen Worten goldene Berge verspreche, habe mit seiner Behauptung, daß er mit der von den Pfännern beim Sieden verbrauchten Holzmenge 13 Körbe Salz gewinne und die Pfänner nur sechs Körbe zuwege brächten, ... *umb einen guten baurnschritt gefehlet*. Vielmehr hätten die Pfänner bei dem zweiten Probesieden das bessere Salz gehabt und hätten ihren Siedevorgang viele Stunden vor Harstall abgeschlossen. Bei diesem Sieden wären auch Johann Wilhelm und sein ganzer Hofstaat zugegen gewesen. Barthais behauptete, daß Harstall das *durch liste und unfug* zuerkannte Zeugnis des Herzogs wieder aberkannt worden sei, ... *weyl der effectus seinem geruembten fürgeben nach nicht respondiert*. Ein kaiserliches Patent besitze Harstall nicht. Auf die detaillierten technischen Fragen Holzschuhers ging der Amtmann, der sicher kein Fachmann war, nur recht allgemein ein. Die Gewinne, die Harstall erzielte, würden durch die hohen Kosten für die Erhaltung des Werkes und für die Löhne aufgebraucht. Zur Güte des Salzes berichtete er, daß man den harstallschen Sieder Hans Drinckhaus bei dem Verkauf seines Salzes im benachbarten hennebergischen Wasungen mit Ruten aus der Stadt habe herausjagen und austäuben wollen. Ob die Öfen Harstalls mit Ziegelsteinen oder mit Schlotter gebaut seien, das habe er den Boten von Holzschuher prüfen lassen. Zuvor habe Harstall Öfen mit gewölbten Ziegelsteinen gebaut. Doch nun baue er wohl seine Öfen wie die Pfänner mit Schlotter, ... *so muß er unser, und wir nicht seiner kunst prauchen*. Abschließend bat der Amtmann um die Geheimhaltung seines Briefes und betonte, daß die gesamte Salzunger Pfännerschaft hinter diesem Bericht stünde²⁵.

Der Rat der Stadt Schwäbisch Hall beeilte sich nun, dem Herzog von Sachsen-Weimar und Harstall eine abschließende Stellungnahme zukommen zu lassen, wobei ihm der Tod des Herzogs am 2. März 1573 noch nicht bekannt war. Die beiden Briefe entsprachen sich inhaltlich. Der Rat erklärte, mit großem Fleiß Harstalls Vorschläge erwogen zu haben, lehnte sie jedoch *mit allem glimpf* ab. Es habe sich ergeben, daß sein Verfahren sich in der baulichen Enge der Stadt nicht anwenden ließe. Sollte der Rat der Stadt seinen Wünschen nachkommen, so würde diese Absicht von den am Werk beteiligten Siedern nicht unterstützt werden und zum Streit führen. Man wollte auf keine Änderungen oder Neuerungen eingehen und bei den bisherigen Gewohnheiten bleiben, die sich nicht verbessern ließen. Im übrigen seien in Schwäbisch Hall die Umstände andere als in Thüringen oder Sachsen²⁶. Bei Holzschuher bedankte sich der

25 Ebd., Nr. 19: Simplicius Barthais, Salzungen, 9. März 1573. Or.

26 Ebd., Nr. 20, 21 u. 28: Rat der Stadt Schwäbisch Hall an Herzog Johann Wilhelm, Georg von Harstall und Paul Holzschuher, 23. März 1573. Konz.

Rat der Stadt dafür, daß er durch seine Bemühungen großen Schaden und Unkosten von der Stadt abgewandt habe. Wenige Tage danach erhielt auch Tobias Greif, auf dessen Anliegen nicht weiter eingegangen wurde, mit dem Verweis auf die Antwort an Harstall eine knappe Absage²⁷.

Harstall gab sich noch nicht zufrieden. Seine hohen Schulden zwangen ihn, von seinem Angebot nicht abzulassen, in der Hoffnung, damit seine finanzielle Lage noch verbessern zu können²⁸. Inzwischen waren durch die ernestinische Landesteilung vom 6. November 1572 die Ämter Creuzburg und Gerstungen sowie der sächsische Anteil am Amt und an der Stadt Salzungen an die Neffen Johann Wilhelms, Herzog Johann Ernst mit der Residenz in Eisenach und seinen Bruder Johann Kasimir, der in Coburg residierte, gefallen. Sie eröffneten die ernestinischen Linien Sachsen-Eisenach und Sachsen-Coburg. Da die beiden Herzöge noch unmündig waren, übernahm Kurfürst August von Sachsen, der Albertiner aus Dresden, die Vormundschaft. Er entledigte sich der führenden Beamten des Herzogs Johann Wilhelm. Noch einmal versuchte Harstall, der sich noch als Amtmann der beiden Ämter Creuzburg und Gerstungen bezeichnete, trotz der Absage aus Schwäbisch Hall am 8. April 1573 mit ausführlichen Darlegungen, die Stadt für sein Vorhaben zu gewinnen²⁹. Er vermutete, daß die ungenügende Kenntnis über sein Verfahren, dessen Vorteile er erneut hervorhob, zur Ablehnung geführt hätten. Mit einer Abrechnung seiner Siedeergebnisse in der Propsteinappe über 46 Wochen in den Jahren 1570 und 1571³⁰, die von der Rechnung des Schossers aus dem Jahre 1571 leicht abwich, belegte er den Nutzen seines Verfahrens, der ihm bei Abzug aller Unkosten einen Gewinn von jährlich 1300 Gulden eingebracht habe, und der sich durch die Aufstellung von weiteren Pfannen noch verbessern ließe. Mit dem Hinweis darauf, daß seine Einnahmen in Salzungen bei der ernestinischen Landesteilung mit berücksichtigt worden waren, hob er die Bedeutung seines Werkes hervor. Einer seiner Söhne sollte in Schwäbisch Hall ein kleines Siedehaus einrichten und vorführen. Schließlich verwies er auf seine Unstimmigkeiten mit der Pfännerschaft in Salzungen, die mit ihm getroffene Vereinbarungen nicht eingehalten habe. Der Rat der Stadt, der im Zusammenhang mit dem harstallschen Angebot 60 Gulden und 15 Schock an Botenlöhnen und Zehrungsgeldern ausgegeben hatte³¹, antwortete auf dieses Schreiben Harstalls nicht mehr.

Seine Söhne Hans David und Otto Erich übernahmen im November 1573 pachtweise, zusammen mit dem Salzunger Bürger Valten Fulda, der schon während der Auseinandersetzungen Georg von Harstalls mit der Pfännerschaft im Jahre 1571 als angesehener Sieder zu ihm übergegangen und in sein

27 Ebd., Nr. 24: Rat der Stadt Schwäbisch Hall, 26. März 1573. Konz.

28 A. Rach, S. 34.

29 A 572, Nr. 25: Georg von Harstall, 8. Apr. 1573, Or. mit Rechnung s. Anm. 12.

30 Ebd. s. auch Anm. 12.

31 A 572, Nr. 26: Endabrechnung des Rates der Stadt Schwäbisch Hall von 1571—1573.

Werk eingetreten war, den Betrieb ihres Vaters, die Propsteinappe, und den herzoglichen Anteil an der Amtsnappe. Sie beendeten den Streit mit den Pfännern.

Die von ihrem Vater verfolgte Absicht Holz einzusparen, wurde im Jahre 1589 für die Salzunger Sieder so dringend, daß neue Siedeverfahren erforderlich wurden. Im Gegensatz dazu war für die Sieder in Schwäbisch Hall in dieser Zeit, die Notwendigkeit Holz einzusparen, nicht gegeben. Sie hatten an diesem Brennstoff keinen Mangel, und das Angebot Harstalls war daher für sie auch nicht bedeutend. Wie der Fragenkatalog von Paul Holzschuher jedoch zeigte, interessierte sie die Siedetechnik und die neuen Öfen Harstalls. In dieser Hinsicht war Harstalls Neuerung allerdings nicht beständig und ausgereift genug. Ebenso wenig wie er die Salzunger Pfänner von seiner neuen Technik überzeugen konnte, gelang es ihm auch nicht, die Sieder in Schwäbisch Hall dafür zu gewinnen. Schließlich kehrte er selbst, wie ihm nachgesagt wurde, und es hinsichtlich seines Nutzens für ihn wohl auch vorteilhafter war, zu den alten Gewohnheiten der Siedetechnik wieder zurück. Erst im Jahre 1607 trat auch an die Sieder in Schwäbisch Hall aufgrund von Holzmangel und der damit verbundenen steigenden Holzpreise die Frage nach neuen Techniken der Salzgewinnung heran³².

32 A. Rach, S. 36—37. T. Rupp; Die Holzversorgung der Saline Schwäbisch Hall. Forstamtl. Referendararbeit 1980 (Mschr. im Stadtarchiv Schwäbisch Hall); S. 29—31. W. Matti: Die Haller Siedemethode im 17. Jahrhundert. In: Der Haalquell (Haller Tagblatt) 8 (1956), S. 19—20.

Stadt und Staat im Kleinformat*

Was gibt der »kleine Gegenstand« für die »große Forschung« her?

VON FRANZ MOEGLE-HOFACKER

Wie Sie alle wissen, fällt Ihr Waldenburger Jubiläum in ein rechtes Jubiläumsjahr. Große Städte wie Berlin feiern ihre Weltgeltung. Ein Stift wie Öhringen gedenkt in diesem Jahr seiner bedeutenden Ursprünge und seiner Stifterin, der Kaisermutter Adelheid. Bebenhausen, das ehemalige Zisterzienserkloster, erinnert sich seiner wechselvollen Vergangenheit. Beide Male wird uns mittelalterliche Kultur- und Frömmigkeitstradition vor Augen geführt – Bereiche, die für uns hier im heutigen Waldenburg nur als mehr oder weniger pflichtmäßiges Bildungsgut verfügbar sind. Selbst Napoleon, dessen Zeitalter mit einer großen Ausstellung derzeit in Stuttgart gefeiert wird, ein Zeitalter, das die Welt veränderte, zumindest aber das alte Europa in der Ordnung, die ihm der Westfälische Friede anno 1648 gegeben hat, selbst er, dessen Wirken auch hier, in Ihrer hohenlohischen Heimat, die alten Strukturen zerschlagen hat, selbst dieser große Weltveränderer und die großen und zahlreichen Schlachten, die er geschlagen hat, sind uns – wenn wir ganz ehrlich sein wollen – doch eigentlich bloß aus dem Unterrichtsstoff der längst abgesehenen Geschichtsstunden noch in mehr oder weniger guter Erinnerung.

Anders verhält sich's nun mit unserem in diesem Jahr zu begehenden Geschichtsjubiläum hier in Waldenburg. Zwar hätten sicher die wenigsten von Ihnen, hätte man vor zwei, drei Jahren eine Blitzumfrage auf der Straße oder an den Stammtischen im Städtchen gemacht, auf Anhieb gewußt, daß 1687, vor dreihundert Jahren also, eine sogenannte „Bürgerordnung“ erlassen worden ist. Aber ganz sicher ist, daß alle von Ihnen, verehrte Anwesende, wenn wir heute von der Geschichte Ihrer, unserer kleinen Stadt sprechen, eine ganz bildhafte, konkrete Vorstellung haben.

»Stadtkleinode« nennt Otto Borst einmal seine Stadtbeschreibungen zum ehemaligen Königreich Württemberg. Er bezeichnet darin Waldenburg – und sieht's so sicher nicht bloß mit den Augen dessen, der seine Heimatstadt beschreibt, als „eine wunderschöne Stadt . . . eine Stadt wie eine Krone«. ¹ Und eine Schilderung dieses Waldenburg wie in der erwähnten Darstellung, ist es nicht das, was in vielen von Ihnen, von uns, den berühmten Aha-Effekt auslöst, »ja – genau so war es, genau so hab' ich's immer empfunden«.

* Vortrag anlässlich des Jubiläums »300 Jahre Waldenburger Bürgerordnung« im Juni 1987 in Waldenburg, überarbeitet 1988.

1 O. Borst: Stadtkleinode in Württemberg. Geschichten im Gehäuse, 1986

Erlauben wir uns deshalb heute abend einmal eine Geschichtsstunde, bei der wir uns in Anlehnung an Jean Pauls Wort »am langen Seil der Liebe« zu unserem Untersuchungsgegenstand hinziehen lassen. Hinterfragen wir einmal ganz bewußt die These, »Subjektivität und Emotionalität, welche die Festlegung dessen, was als Heimat bezeichnet wird, mitprägen, wirken auf Heimatgeschichte zurück. Deshalb kann Heimatgeschichte nicht Geschichte als Wissenschaft, sondern nur wissenschaftsnahe Geschichte sein, weil sie nicht emotionslos betrieben und daher nie im wissenschaftlichen Idealsinne rational-logisch erforscht und geschrieben zu werden vermag«. ² Schließen sich nun Problembewußtsein und ein ganz persönlich gefärbter Zugang zum Untersuchungsgegenstand tatsächlich aus? Erlaubt die Untersuchung der strukturellen Bedingungen, die Anwendung moderner Forschungsmethoden nicht das farbige Material kleiner und kleinster Räume? Lösen sich uns die historischen Grundfragen – wie es denn nun wirklich gewesen? – nur im großen Rahmen der epochalen Geschichte?

Damit, meine Damen und Herren, sind wir bei der Kardinalfrage angelangt, die sich jeder in der Heimatgeschichtsforschung Engagierte stellen muß – etwa so: »Zu welchem Ende und mit welcher Berechtigung studiert der Mensch/oder Historiker Heimatgeschichte?« Sehen wir einmal von der ganz allgemeinen Antwort ab, die auf die Frage nach Sinn und Berechtigung jeder Art von Forschung stehen kann: Jeder Forschungsgegenstand habe seine Berechtigung vollkommen in sich selbst, so muß eine Gesellschaftswissenschaft, wie sie das Fach Geschichte nun denn auch ist, doch, so meine ich, verantwortungsbewußt begründen können, weshalb wir unsere Beziehung zu unserer Heimat zu unserem Forschungsgegenstand gemacht haben.

Gerade in jüngster Zeit ist hier sicher den Geschichtsinteressierten unter Ihnen, allerdings im Zusammenhang mit der Bewältigung des Dritten Reiches, der sogenannte Historikerstreit bekannt. Er wurde geführt vor dem Hintergrund, daß der jüngeren Generation weitgehend ein historisches Identitätsgefühl fehle. ³

Hierzu sei nun die Frage erlaubt, ob es nicht gerade daran liegt, daß die großen historischen Ereignisse – Schlachten, Vertragswerke und dergleichen, wie wir das eingangs schon kurz festgestellt haben – von uns, soweit wir nicht von Berufs wegen als Fachhistoriker tagtäglich damit zu tun haben, in der Regel nur in der etwas verstaubten Schublade »Schulwissen« abgelegt sind, und manchmal klemmt sie auch ein bißchen, weil sie schon lang nicht mehr geöffnet wurde.

² These vorgestellt zur Diskussion der Definition »Heimatgeschichte« – »Regionalgeschichte« bei C.-H. Hauptmeyer: *Heimatgeschichte heute*. In: ders., (Hg): *Landesgeschichte heute*, 1987, S. 77–96, S. 82

³ vgl. z. B. H. Fleischer: *Zur Kritik des Historikerstreits*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Beil. zur Wochenzeitung »Das Parlament«. B. 40–41/88, 1988, S. 3–14. J. Kocka: *Deutsche Identität und historischer Vergleich*, ebd. S. 15–28

Dagegen werden wir alle doch unmittelbar angerührt, und bei jedem von uns tauchen plastische Bilder auf, wenn uns eine Schilderung unserer Heimatstadt vorgestellt wird. Zum Teil haben wir solche Eindrücke selbst gehabt, haben die Zeit vor der Zerstörung Waldenburgs miterlebt, und wir können mitreden, wenn einer etwa die gute alte autolose Zeit so sehr hochleben läßt: als man nämlich noch zu Fuß schwer bepackt vom Bahnhof nach Waldenburg hinaufschnaupte nach einem Einkaufstag in der nächsten größeren Stadt.

Der Gefahr, alles einseitig in einem verklärten Licht zu sehen, erliegen wir gerade dort nicht, wo wir aus unmittelbarem Erleben auch die Schattenseiten nachvollziehen können. Auch sehen wir, wenn wir uns auf die Betrachtung dieses unseres Lebensumfeldes konzentrieren, wohl mit einiger Wehmut die Äcker unter Neubausiedlungen verschwinden, aber wir müssen uns zugleich auch mit der ebenso vor der Haustür erfahrbaren Realität auseinandersetzen, daß bäuerliche Betriebe aufgegeben werden müssen, und daß bisheriges Kulturland vielleicht brach liegt.

Schon an diesen ganz wenigen Beispielen wird uns deutlich, wie wir bei der bescheidenen Beschränkung auf die sogenannten »kleinen« Forschungsgegenstände auf eine Fülle von Problemen des menschlichen oder gesellschaftlichen Zusammenlebens stoßen, wo Interessenausgleich nicht bloß ein Schlagwort der Politologie, sondern eine reale Bedingung des menschlichen Miteinanders ist.⁴

Gerade wenn Geschichte mit den modernen Methoden der Forschung: psychologischer, politologischer oder sogar kybernetischer Art angegangen wird, sehen wir uns auf die Forschung direkt an der Basis verwiesen. Lassen Sie mich deshalb, in Anlehnung an einen bedeutenden Grundsatz eines Vollblutpolitikers und großen Gegenspielers des länderverschlingenden »Dicken Friedrichs«, des württembergischen Königs Wilhelm I., an einen Grundsatz, der in die Verfassung eingegangen ist, daß nämlich die Gemeinden die Grundlage des Staats-Vereins seien – lassen Sie mich daran anknüpfend also die Formulierung wagen: Die Heimat- und Ortsgeschichte ist – richtig betrieben – die Grundlage der Geschichtsbetrachtung⁵.

Aber, könnte man hier einwenden, wäre es, um die Geschichte eines kleinen hohenlohischen Städtchens zu verstehen, da nicht doch richtiger, sich mit der Geschichte »in bezug aufs Bedeutendere« zu befassen, also z. B. mit »Hohenlohe und Napoleon« oder mit der europäischen Friedensperiode vor Napoleon: dauerte sie nun 150 Jahre vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Französischen Revolution, und welche Bedeutung hatte das für unsere Region? Müssen

4 vgl. hierzu auch »Heimat als Interaktionsfeld« bei U. Jeggler: Wandervorschläge in Richtung Heimat. In: Die Horen, Bd. 114, 1979, S. 47–53, S. 50

5 F. Moegle-Hofacker: Zur Entwicklung des Parlamentarismus in Württemberg. Der Parlamentarismus der »Krone« unter König Wilhelm I., 1981, bes. S. 21 f. (Veröffentl. der Kommission f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 97)

wir etwa die französischen Grenzkriege mit ihren Zerstörungen im Westteil unseres Landes mituntersuchen? Ganz sicher haben diese Fragestellungen ihre Berechtigung. Aber genauso zeigt sich auch hier wieder: wollen wir uns über wirtschaftliche Bedingungen, Wiederaufbau nach dem Dreißigjährigen Krieg etwa, über Lebensgefühl, Denkweise, Herrschaftsformen, Recht, Staatlichkeit kundig machen – und dies sind alles Aspekte, die bei der Frage nach den sogenannten großen Zusammenhängen in der Geschichte gestellt werden müssen –, so sehen wir uns wieder zurückverwiesen auf unsere ganz konkreten Überlieferungen auf der Basis der Ortsgeschichte.

In Anlehnung an die Erkenntnisse der Kulturwissenschaftler formuliert, bedeutet das: Die Beschäftigung mit dem »kultural Vorgegebenen«, mit einer Umwelt, die sich aufgrund eigenen erinnernden Eingebundenseins erschließt, vermittelt uns zunächst einmal Identität⁶ als Bezugspunkt unseres Verstehens. Dies wiederum ist für jedes wissenschaftliche Erkennen, für das Erfassen der sogenannten »großen Zusammenhänge« und des Andersartigen unabdingbare Voraussetzung und schließt Kritikfähigkeit ein.

Kehren wir nun also noch einmal zum Dreißigjährigen Krieg zurück, der großen europäischen Kulturkatastrophe, die der Zeit unmittelbar vorausging, mit der wir uns anlässlich unseres Bürgerordnungsjubiläums hier noch näher befassen wollen. Hier sind uns die Eckdaten vom Geschichtsunterricht her noch wohl vertraut; der Prager Fenstersturz, der Westfälische Friede; die großen Kontrahenten sind uns bekannt, das Wallensteindrama unseres Landsmanns Schiller, der *Simplicissimus*-Roman Grimmelshausens sind allgemeines Bildungsgut. Aber gerade diese Kunstwerke, in denen ihre Schöpfer zu erfassen suchen – vielleicht paßt hier auch, aus bestimmten Gründen, der uns für die jüngere Geschichte geläufige Begriff der »Bewältigung« – verstellen aber nicht gerade sie, als Kunstprodukte, die bestimmte Inhalte vermitteln wollen, den direkten Zugriff auf die »wirkliche Überlieferung«, das, was erlaubt, uns ein eigenes Bild zu machen, weil es nicht dem künstlerischen Gestaltungsprinzip unterworfen war?

Zugegebenermaßen ist es ein außergewöhnlicher Glücksfall, wenn trotz der fürchterlichen Zeitläufte, in denen die meisten Menschen nicht einmal das nackte Leben retten konnten, sich eine solche Überlieferung – eine Quelle, wie es der Historiker nennt – erhalten hat, die nicht – wie bestellte Chroniken für Regierende oder auch Propagandaflugschriften – für einen ganz bestimmten Zweck hergestellt ist: Ich spreche hier vom Tagebuch eines einfachen Bauern und Schuhmachers aus der Ulmer Gegend, eines gewissen Johannes Heberle.⁷

6 In der Definition von »Identität [...] als Ausdruck und Ergebnis der ›Rollendistanz‹ [...]« *H. Bausinger*, Identität. In: ders. (Hg.): *Heimat heute*, Zeitungskolleg, Deutsches Institut für Fernstudien, Universität Tübingen, Bd. Textsammlung, 1980, S. 33–35, S. 33 f.

7 *G. Zillhardt*: *Der Dreißigjährige Krieg in zeitgenössischer Darstellung*; Hans Heberles »Zeytregister« (1618–1672). *Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm*, Bd. 13, 1975

Wieder sind wir nun also bei unserer Suche nach Überlieferung aus erster Hand, Überlieferung, die möglichst unmittelbar die Geschehnisse abbildet, auf die Geschichte an der Basis gestoßen, dort, wo die allgemeine Beschreibung ersetzt ist durch das unmittelbare, uns heute noch direkt anrührende »wir« – das was »wir erlebt haben« . . .

Lassen Sie mich Ihnen eine kurze Leseprobe geben: *In summa es so ein jämmerlicher handel geweßen, das sich einem stein solt erbarmet haben, wüll // geschweigen ein menschliches hertz. Dan wir seyen gejagt worden wie das gewiltdt in wälden. Einer ist ertapt und ubel geschlagen, der ander gehauwen, gestochen, der drit ist gar erschossen worden, einem sein stückhle brot und kleider abgezogen und genomen worden. Darumb wir Gott nit können gnug loben und preißen für den edle Friden, den wir erlebt haben. Dan waß haben wir außgestanden in denen 30 fluchten, die allein nach der stat Ulm geschehen sindt. Eine ist geschehen bey finster nacht und grossem weter, die ander in schne und große kelte, die drite ist geschehen in gefehrlichkeit mit dem kriegs volckh, das wir offft umb unser armut komen auff dem weg, ja, umb leib und leben.*⁸

*Zu der zeit, weil es so jämmerlich ist hergangen, und kein roß und vied gar vast da war, auch der ackherbau stil gelegen und wiest war, dazumall ist der Heidhoff und das Zimerlaw zusammengewachßen, welches zu meiner zeit ein gantzes feldt war. Dan es waren gemeindt eckher, das ich selber daran geschniten hab. Jetzundt ist es ein holz worden, daß welcher nach Bernstat wil, muß jetz durch das holz gehen, welches zuvor nit gewesen ist.*⁹

Dies ist nun der Zustand von Land und Menschen, wie er sich uns allenthalben darbot, nur wenige Jahrzehnte vor dem Erlaß unserer Waldenburger Bürgerordnung. Verwüstung und Entvölkerung des Landes, Zerstörung aller Grundlagen menschlichen Zusammenlebens. Es ist sicherlich berechtigt, von einem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Chaos zu sprechen.

Hier nun verstehen wir die Notwendigkeit, daß wieder »Ordnung« ins Leben der Menschen gebracht, daß ein Rahmen gefunden werden mußte, in dem das Leben der einzelnen, aber auch der kleinen, kleinsten und auch großen deutschen und europäischen Staaten wieder geregelt seinen Gang nehmen konnte. Diese Lebensordnung, die das Chaos regeln sollte und die sich die Menschen des Barock gaben – und hier wäre es vielleicht auch reizvoll nachzudenken über »Steifheit und Überschwang«, die ganze Gegensätzlichkeit des Lebens, die von dem – kunsthistorisch betrachtet – geschlossenen barocken Rahmen zusammengehalten wird – diese Ordnung für Menschen und Staaten also hatte – mit allen Einschränkungen menschlicher Unzulänglichkeit und permanenter kriegerischer Begehrlichkeit einzelner Staaten – als Rahmenbedingung der Entwicklung für hundertfünfzig Jahre Geltung bis zur Französi-

⁸ Zillhardt, Heberle, S. 225.

⁹ ders., Heberle, S. 167

schen Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts und bis zur napoleonischen Umgestaltung.¹⁰

Die Waldenburger Bürgerordnung vom Jahr 1687 ist demnach eine unter vielen Rechtsordnungen der damaligen Zeit. Sie diene, wie wir uns das klargemacht haben, der Notwendigkeit, das gesellschaftlich-staatliche und wirtschaftliche Zusammenleben in Waldenburg zu regeln. Vor allem greift sie dabei auf das zurück, was bisher durch örtlichen Brauch und Herkommen geregelt war. Wie uns die Einleitung der Bürgerordnung berichtet, will sie von der Bürgerschaft beschlossen sein und wurde von den Regenten des damaligen gräflichen Hauses Hohenlohe, Waldenburgs Besitzern, genehmigt.¹¹

In einer Zeit, die von so starken konfessionellen Gegensätzen geprägt war und die, von der Reformation herkommend, für Staat und Gesellschaft das Vakuum auszufüllen hat, das nach der Ablösung der alten kirchlichen Ordnung und Gerichtsbarkeit entstanden war, ist aber die Ordnung des öffentlichen Lebens nicht trennbar von der christlichen Lehre¹²: Deshalb können wir davon ausgehen, daß wir uns in der Bürgerordnung nicht nur einem pragmatischen Regelwerk, lediglich Fragen des täglichen Lebens oder des wirtschaftlichen Wiederaufbaus gegenübersehen werden, sondern daß es sich hier um ein Zusammenwirken der verschiedenen gesellschaftlichen Kräfte handelt; der Kirchen, der Landes- und Stadtherrschaft, der Bürger.

Wir stehen hier also am Beginn moderner staatlicher Ordnung, die zwar nicht erkennbar ist als Grundlage für das »persönliche Regiment«¹³ des Landesherrn, die aber hinausführt aus dem Zustand der Regellosigkeit zum »Aufgeschriebenen, Nachlesbaren« – bzw. aus Gründen der Lesefähigkeit jährlich einmal Vorgelesenen – vom gewohnheitsmäßig so gehandhabten Recht zur Rechtsvorschrift.

Wenn also jemand vorhatte, nach Waldenburg zu ziehen – und Waldenburg war wohl schon immer ein anziehendes Städtchen – dann ging's nicht einfach so, daß man halt zu einem »guten Bekannten« ging, der einem Unterschlupf bot, nein, dafür gab's jetzt ganz genaue Vorschriften: Zuerst meldete man sich bei der gräflichen Herrschaft, *dann auch bei dem Bürgermeisteramt gebührend an...* (BO 22) kurz, der Waldenburger des Jahres 1687 genoß jetzt das, was uns allen heute auch wohlbekannt ist – ich will mich dabei als Beam-

10 vgl. *Koselleck*: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, 1979 (suhrkamp taschenbuch 757), S. 24

11 Alle Textzitate (BO) nach: Stadt Waldenburg (Hg.), *Bürgerordnung zu Waldenburg von 1687. Ein Beitrag zur Geschichte des südwestdeutschen Bürgertums. Kommentiert von O. Borst*, Bearb. von *F. Moegle-Hofacker*, 1987. vgl. dort auch: *O. Borst*, *Zur Waldenburger Bürgerordnung*, S. 55–80, S. 59

12 *F. Moegle-Hofacker*: *950 Jahre Stift Öhringen. Veröffentl. des Hohenlohe-Zentralarchivs 1987*, S. 39 (Vervielf.) und *G. Franz*: *WFR 73* (1989) S. 45–70

13 *G. Oestreich*: *Verfassungsgeschichte vom Ende des Mittelalters bis zum Ende des alten Reiches*. In: *Gebhard, Handbuch der Deutschen Geschichte Bd. 2*, S. 361–426

ter jeder wertenden Bemerkung enthalten – er hatte es mit einer Bürokratie zu tun, er erlebte – *cum grano salis* – einen »modernen Staat«.

Die Bürger sollten nun »erzogen« werden – und das ist, wie wir schon gesehen haben, in den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg mit seiner unbeschreiblichen Verrohung und dem Verlust jeden Gefühls für ein menschenwürdiges Zusammenleben bis hin zu Berichten von Kannibalismus, ganz sicher ein großer Fortschritt. – Sie sollten dazu erzogen werden, ihren Streit nicht handgreiflich abzumachen so, *daß einer den andern in die Haar und gar zu Schlägen... gerathen* (BO 15) und dabei womöglich auch noch Schlagwerkzeuge verwenden oder *gar einander Schaden zufügen* würde (BO 15). Im Gegenteil, sie sollten lernen – was selbst heute in unserem modernen Staat noch keineswegs Allgemeingut ist –, daß Gewalt allenfalls zu blutigen Köpfen, nicht jedoch zu einer vernünftigen Lösung der Probleme führt: Sie sollten nämlich die *Sach bey dem Amt... anbringen... allda rechtlichen Bescheids erwarten* (BO 15).

Wir müssen allerdings, gerade wenn wir einen Seitenblick auf die heutigen Verhältnisse in einem modernen Rechtsstaat werfen, einräumen, daß zwar viele Bestandteile des modernen Rechtswegs vorhanden sind: z. B. Zuständigkeit eines Gerichts – für Waldenburg demnach: für wichtige Sachen ist die gräfliche Kanzlei (BO 15), für weniger wichtige das Amt zuständig (BO 15), ferner sollen Ermittlungen durchgeführt werden. Dem Zuwiderhandelnden wird auch schon mal konkret ein Strafmaß angedroht (BO 17), daß er z. B. aus der Stadt gewiesen werden könne – dieses Schicksal erwartete etwa den unverbesserlichen *versoffenen Tropfen* (BO 16) – oder daß es zehn Kreuzer Strafe kosten würde, wenn der Brunnen nicht (BO 27) *sauber und rein gehalten* werde, also der Wasserschutz nicht ernst genommen und zugelassen würde, wenn vom »Salatwaschen, Kübelfegen, Viehtränken« (BO 27) *der Unrath wieder zurück in den Bronnen laufen kann*. Insgesamt aber fällt auf, daß die neue Rechtsordnung von 1687 dem potentiellen Sünder mehr vor Augen hält, daß ihn eine Strafe erwartet. Oft ist sie sogar noch nicht einmal festgelegt, sondern in die Verfügung der gräflichen Herrschaft gestellt – daß also nur die Strafandrohung, nicht aber das Strafmaß vorher bekannt ist.

Viel weniger ist dagegen von den Rechten die Rede, die der einzelne Bürger hat – wenn man einmal von der Festsetzung der Entlohnung öffentlich Bediensteter absieht (es waren schließlich Beamte, die die Bürgerordnung verfaßten). Und es fällt auf, daß Rechte der Bürger, sofern sie als solche bezeichnet sind, meist nur dort in der Bürgerordnung definiert sind, wo's um ganz praktische Regelungen geht: so z. B. bei der Regelung über (BO 33) die Nutzung der wilden Obstbäume. Wenn sie auf gemeindeeigenem Boden stehen, muß das Fallobst (nur ein klein wenig Fallobst aufzulesen ist erlaubt) der Schweineherde des Gemeindegirten überlassen bleiben; lediglich bei Obstbäumen auf Privatgrundstücken haben die einzelnen Bürger das Recht, sie so zu nutzen wie sie wollen.

Wenn wir nun also diese Rechtsordnung, die die Bürgerordnung darstellt, im wesentlichen als ein Korsett ansehen müssen – und wir werden auf die ethischen Grundwerte dieser Rechtsordnung später noch einmal einzugehen haben –, das den Bürger des Jahres 1687 und der folgenden Zeit an seine Pflichten gemahnt und ihm sein Verhalten mit Vorschriften eingrenzt, so können wir doch gleichzeitig feststellen, daß trotz des negativen – modern ausgedrückt würde es heißen »repressiven«¹⁴ – Grundtons dieser Rechtsordnung, die immer an das »Du sollst . . . – Du sollst nicht . . .« der Zehn Gebote erinnert, dem Bürger aus der genauen Kenntnis, was er nicht darf – und das war schon eine stattliche Menge – eigentlich auch eine gewisse »Rechtssicherheit« erwächst nach dem Motto: Alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt.

Nun fragen wir Heutige uns aber doch angesichts des Umstands, daß in der Bürgerordnung gleich in der Einleitung großer Wert darauf gelegt wird, es handle sich um eine Ordnung, die die Bürgerschaft *daselbst einzuführen gesonnen* sei (BO 10) – woher es wohl kommen mag, daß es damals für alle Beteiligten völlig selbstverständlich war, daß das Maß der bürgerlichen Teilhabe am Staat sich lediglich in einem selbst auferlegten und von den Regierenden zugestandenem, derart eng gezogenem, von religiösen Werten eingefassten Rahmen bewegt?

Wir könnten nun natürlich wieder darüber spekulieren, ob nach der totalen Maß- und Regellosigkeit und der unmenschlichsten Enthemmung das Pendel eben zurückschlug und man sich wieder nach einer festgefügtten Ordnung, nach einem »Halt« sehnte. Religiosität wäre dann nichts weiter als eine unschwer zu erklärende Zeiterscheinung. Auch bei der Bewertung solcher Fragen hilft uns wieder ein Blick in die Geschichtsquellen an der Basis weiter. Wenn wir etwa in Johannes Heberles Tagebuch einen langen, selbstgedichteten Dankchoral nach dem Bericht über einen Sturz vom Baum ebenso finden wie gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges nach auswärtigen Nachrichten über Fälle von Kannibalismus ein gedichtetes Gebet – dann merken wir, daß der Stellenwert der Religion für den einzelnen sowohl in seinem eigenen Geschick, als auch in der Zeit der allgemeinen Orientierungslosigkeit des hin- und herschwankenden Krieges mit seinen wechselnden Bündnissen – mal ist man kaiserlich, mal schwedisch – so groß ist und grundlegend, daß wir Religion im weitesten Sinn bis hin zum Aberglauben, zumindest für nicht der Welt der Gebildeten angehörende Schichten, als ein durchgängiges Element des Lebensgefühls im gesamten 17. Jahrhundert ansehen müssen.¹⁵ Betonung des religiösen Elements als »Gegenbewegung des Pendels«, wie wir uns das vorhin gefragt haben, können wir also ausschließen.

Wir dürfen demnach sicher sein, daß es sich zumindest in den Grundzügen –

14 *Borst*, Bürgerordnung, S. 69

15 *F. W. Kantzenbach*: Protestantisches Christentum im Zeitalter der Aufklärung (= Evangelische Enzyklopädie Bd. 5/6) 1965, S. 37 f.

weil auch hier der Idealfall, die Bergpredigt als Lebensmodell, Utopie bleiben muß¹⁶ – , daß es sich nicht um ein »von oben« übergestülptes Weltbild handelt, wenn in der Bürgerordnung fast durchgängig religiöse Begründungen für die einzelnen Regelungen des bürgerlichen Zusammenlebens gegeben sind. *Zuvorderist*, im ersten Artikel der Bürgerordnung haben wir denn auch eine grundlegende Vermahnung zu *gottgefälligem Leben und Wandel*, die an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig und nichts und niemand ausläßt: *ein jeder Bürger, Inwohner oder Hintersaß solle sowohl für sich selbst ein feines erbarne, christliche nüchtern, mäßigen, und also Gott wohlgefälligen Lebens und Wandels – als auch sein Weib, Kind und Gesind zu gleichmäßiger christlich- und gottseeliger Übung anzuhalten, befließigen, die Predigten göttlichen Worts sowohl an Sonn-, Fest-, Feyer- und übrigen Predigttagen, als auch die Betstunden und Kinderlehren fleißig und eiferig besuchen* (BO 12). Sei es die Kindererziehung, sei's der bekanntlich seit Anbeginn der Menschheit problematische Bereich des friedlich gutnachbarlichen Zusammenlebens, sei's das weite Feld der ehelichen Beziehungen, aber auch Familienfeste (BO 6) wie Hochzeiten, die ganz persönliche Lebensgestaltung – Spaziergang etwa statt Gottesdienstbesuch – oder die zu derbe Sprechweise: *daß bey manchem, wann ihm nur der Mund aufgeht, die Rede gleich mit einer Gottslästung... angefangen* (BO 13) – es gibt keinen Bereich der persönlichen und zwischenmenschlichen Beziehungen, der nicht von der Bürgerordnung in dieses theologische Beziehungsnetz eingebunden wäre.

Für die Waldenburger der damaligen Zeit war die Welt also noch so geordnet wie schon im Mittelalter: Die Religion war damals noch weit davon entfernt, Sache des einzelnen zu sein, eine Privatsphäre in Glaubensdingen gab es für den Durchschnittsbürger nicht. Gut und böse, oben und unten, die Einteilung der Menschen wie in einer Pyramide in Verantwortungsträger und solche, die von ihnen abhängig, die ihnen »anvertraut« waren, und über die sie – gleichsam wie in einem Naturgesetz – bestimmten. Es ist eine starre, festgefügte Gesellschaftsordnung, bei der jeder seinen Platz kennt und zu akzeptieren hat.

Für uns Heutige, auf dem Hintergrund unseres naturwissenschaftlich-technischen Weltbilds, ist dieses unverrückbare System, dessen normative Rechtsausformung des »Du sollst«, nur schwer nachzuvollziehen. Wir müssen uns dabei aber immer bewußt bleiben, daß der Bewußtseinshorizont unserer Waldenburger, unseres damaligen Hinz oder Kunz Normalverbrauchers, trotz gelegentlich zu bestrafenden Kirchenschlafs, von der Sonntagspredigt und der Christenlehre, dem jeden geläufigen *Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war*¹⁷ geprägt war, daß sich also keiner bei allen Verstößen, die diese

16 Borst verweist in diesem Zusammenhang etwa auch auf den württembergischen Theologen Andreä. Borst, Bürgerordnung, S. 68

17 Philipper 2,5

Bürgerordnung so vehement beklagt, eine Gesellschaft hätte vorstellen können, die nicht vom biblischen Weltbild hergeleitet gewesen wäre. Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Erklärungen unseres Weltbilds durch einen Kopernikus, Galilei oder Kepler waren, wie wir wissen, keineswegs allgemeiner geistiger Besitz, die Forschungen Newtons noch im Entstehen – die ganze Bildung, alles, was an geistigen Hilfsmitteln den Menschen zur Verfügung stand, um die Wirklichkeit, wie sie sich darbot, die Naturerscheinungen um sich her zu begreifen, ist einzig dieses von der mittelalterlichen Kirche vermittelte Weltbild mit seinen Einschlüssen des antiken mittelmeerischen Kulturerbes, des Hexenglaubens, der Astrologie, der Kometenfurcht; alle Arten finstersten Aberglaubens sind Ausdruck des begrenzten Instrumentariums, das Nicht-Erklärbare einzuordnen: – und hier blieb im vor-naturwissenschaftlichen Weltbild nur der Bezug auf übersinnliche Mächte. Selbst ein großer Geist wie Kepler beschäftigte sich neben der Astronomie mit der Astrologie.

Die uns aus heutiger Sicht zunächst nur schwer zu beantwortende Frage, wie das unsere Bürgerordnung dominierende religiöse Element zu bewerten sei, haben wir durch eingehende Beschäftigung mit möglichst vielen Facetten der damaligen Lebensbedingungen »im kleinen« zu lösen versucht. Wir haben uns ein Bild verschafft von der konkreten Lebensführung, dem Wissensstand, den wirtschaftlichen Verhältnissen, der Sprechweise, der Unsitten, der »unfrommen« Regelverstöße, wie sie die Bürgerordnung recht anschaulich aufreißt. Interpretationen, die uns aus der »großen Forschung« hier zur Verfügung stehen, wie »Religiosität als Zeiterscheinung und Gegenbewegung des Pendels« oder »Religion als Instrument des Herrschaftserhalts« verlieren an Gewicht gegenüber dem Verständnis der Bürgerordnung als dem von größtmöglicher Akzeptanz getragenen Ordnungsgefüge für das Zusammenleben der damaligen Waldenburger.

Nur so, aus diesem – politologisch gesprochen – allgemeinen Grundkonsens können wir die uns heute so illiberal, fremd erscheinende, ja skurrile und zum Teil unerträglich die Privatsphäre mißachtende Rechtsordnung der damaligen Zeit, wie sie uns in der Waldenburger Bürgerordnung gegenübertritt, begreifen. Es kann nämlich, und das ist ein allgemeiner Grundsatz historischer Erfahrung, keine Rechtsordnung geben, die nicht von den Bürgern akzeptiert und als in ihr Weltbild passend begriffen wird.¹⁸

Nun stellt sich jedoch für Menschen, die gewohnt sind, sich selbst im festgefühten Verbund der so geprägten Gemeinschaft zu sehen in Haus, unmittelbarer Nachbarschaft und Stadtgemeinde, darüber hinaus aber alle Vorkommnisse – Unwetter, Kriege, Schicksalsschläge – als direkt von Gott gesteuerte

18 K. W. Deutsch: *Functions and Transformations of the State: Notes toward a General Theory*, 1980. (Veröffentlichungsreihe d. Internationalen Instituts f. Vergleich. Gesellschaftsforschung, Wissenschaftszentrum Berlin) p. 6

Antworten auf menschliches Verhalten zu verstehen, im täglichen Leben, gerade wenn es christlicher Lebensmaxime gemäß »fried-, freund- und nachbarlich zu leben« gilt (BO 14), die Frage, was vorzukehren ist, wenn die verschiedenen Interessen unter einen Hut gebracht werden sollen – sei es bei der Nutzung der stadt eigenen Weideflächen durch Schafherden, die von ortsansässigen Metzgern aufgemästet und dann, zum Vorteil eben nur des einzelnen Metzgers und Viehhändlers, weiterverkauft werden sollen (BO 19), sei es bei der noch alltäglicheren Nutzung des Brunnens, bei dem das schmutzige Spülwasser vom Salatwaschen und Kübelfegen nicht einfach dem nächsten Wasserholer ins Trinkwasser gekippt werden durfte (BO 27 Art. 16).

Hier nun wird unseren Vätern der Waldenburger Bürgerordnung spätestens klar, daß die vorgeblich homogene, in gleicher Weise nach den Grundsätzen der Religion untereinander lebende Gemeinschaft der Bürger, selbst bei noch so vorbildlicher christlicher Friedfertigkeit, doch aus ganz verschiedenen Einzelmenschen besteht mit ganz verschiedenen Bedürfnissen, die dann einander widersprechen können.

Dies schon aufgrund der verschiedenen Erwerbssituation – der eine ist Viehhändler und will möglichst billig auf allgemeiner Gemeindeweide sein Vieh mästen, die andere findet's rationeller (vielleicht ist sie Wirtin), ihren großen Abwasch gleich am Brunnen zu erledigen, und nicht das Spülwasser in mehreren beschwerlichen Traglasten erst heimschleppen zu lassen: kurz, innerhalb der vorgeblich gleichartigen Gemeinschaft muß jetzt, gerade für die pragmatische Abgrenzung von Rechten in ganz banalen Fällen an die Einzelnen, aus denen sich die Bürgerschaft zusammensetzt, gedacht werden.

Das heißt, aus dem »Menschen im Verbund«, wie ihn schon die mittelalterliche Weltordnung definiert hat, wird nun der einzelne als »Rechtsteilnehmer«. Die bürgerliche Gesellschaft kann nicht mehr nur als Ganzes, auf christliche Lebenshaltung festzulegende festgefügte Gemeinschaft angesprochen werden, nein, der Großteil der zu ordnenden Belange und zu lösenden Probleme betrifft Bürger, die erst in ihrer vielfältigen Gesamtheit ein wirkliches Abbild der Waldenburger Bürgerschaft und ihrer pluralistischen Lebensrealität ergeben. Allein aus der Notwendigkeit des Interessenausgleichs, auch in den Arbeitsverhältnissen, dem »Arbeitsrecht«, wo die Dienstboten von ihren Arbeitgebern fair behandelt und entlohnt werden sollen, andererseits aber auch sie ihrerseits treu und zuverlässig gegenüber ihren Arbeitgebern sein sollen, aus der Notwendigkeit struktureller Verbesserungen (heute würde man das Strukturförderungsprogramm nennen), wenn etwa die Bürgerordnung anregt, um den darniederliegenden Weinbau wieder anzukurbeln, Gassen- bzw. Besenwirtschaften einzurichten, hier wieder mit Rücksicht auf die Wirte nur als Kalt-Imbiß-Lokale (es gibt nur Brot und Käse) – aus all diesen Notwendigkeiten des täglichen Lebens in der Stadt ergibt sich für uns in der historischen Analyse ein bemerkenswertes Phänomen: die starre, auf überkommene Wertordnungen hin angelegte, bisher so unbeweglich erscheinende Gesellschaft



Ausschnitt aus der Karte des Waldenburger Forsts von Joh. Heinr. Wagner, 1783/84 (Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, Inv.-Nr. 395)

fängt an, sich quasi von selbst – oder besser, weil's die reale Situation, die Lebenswirklichkeit erfordert – zu verändern.

Für uns als Betrachter beginnt sich – nicht aufgrund von Ideen, sondern, wie gesagt, aufgrund des reinen Sachzwangs – die uns bisher so fremdartig erscheinende Waldenburger Bürgerordnung durchaus als ein ganz wichtiges Dokument der gesellschaftlichen Entwicklung zu erschließen. Nicht der tumbe, bevormundete Bürger, der gottergeben alle Schicksalsschläge erträgt, das »Seine« – im Anklang an den bekannten Choral – getreu verrichtet und ansonsten regelmäßig in die Kirche geht, singt und betet, tritt uns hier als Regelfall der Waldenburger Bürgerschaft entgegen. Nein, abgesehen von den gesetzlich zu vermahrenden *Tropfen*, wir haben Bürger, denen bei ihrem wirtschaftlichen Handeln Eigenverantwortlichkeit in den Grenzen gegenseitigen Interessenausgleichs abverlangt wird, eine gewisse Mündigkeit, sich wirtschaftlich zu entfalten innerhalb eines vorgegebenen Rahmens. Dies nun, meine Damen und Herren, die Selbstverwirklichung – hier zunächst wirtschaftlich-alltäglicher Art – innerhalb eines vorgegebenen Rechtsrahmens unter Wahrung der Interessen aller Beteiligten, dies sind Grundsätze, wie wir sie als Grundlage des modernen Staats kennen.

Wir sehen weiter, daß sogar das übermächtig scheinende Gewicht der ideellen Prägung – im Fall der Bürgerordnung der religiösen Vorgaben – hier eine Entwicklung zur Moderne letztlich nicht aufhalten kann. Vielleicht müßte man hier auch in Klammern anmerken, daß Ideen, geistige Inhalte, wie etwa der Protestantismus, auch zum Beweis des Gegenteils dienen: so z. B. in der allgemein akzeptierten These, daß gerade der Protestantismus, der in unserer Bürgerordnung als restriktive Kraft zur angeblichen Aufrechterhaltung unaufgeklärter Herrschaftsformen herausinterpretiert werden könnte, die Grundlage wirtschaftlichen Fortschritts einer Gesellschaft sei.¹⁹

Wir haben es also hier – ohne auf die Interpretation aus »geistig-ideellen Strömungen« mit ihrer gesamten Problematik zurückgreifen zu müssen – mit einer Entwicklung zur Moderne zu tun, wie sie sich aus der genauen Betrachtung eines realen kommunalen Funktionsmodells ergibt, eben unserer Waldenburger Bürgerordnung. Hier können wir geradezu die These der Kybernetiker anhand der Ortsgeschichte verifizieren, daß dort, wo ein neues System sich etabliert, das funktioniert – dies ist hier bei uns der Fall in der Bürgerordnung – das System aus sich selbst bestrebt ist, durch Verbesserung, durch Einführung neuer Elemente (hier »Strukturförderung«, nicht bloß Fortschreibung des Gewohnheitsrechts) sich selbst zu evolutionieren.²⁰

Auch andere Essentials kybernetischer soziologischer Modelle wie »Kleinräu-

19 M. Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, 1904/1905

20 K. W. Deutsch: The Nerves of Government. Models of Political Communication and Control, 1963, p. 248 ff.: »The Politics of Growth«

migkeit« und »Vernetzung«²¹, bieten sich uns bei der Beschränkung auf die Fallstudie »Ortsgeschichte« von selbst an. Gerade in der spielerisch-subjektiven, emotional beteiligten, auch ironischen Rückholung aus der historischen Distanz werden solche konstitutiven Elemente dieser Kleinsysteme in der Empirie offengelegt. Die Menge der Elemente für das Untersuchungsmodell ist so groß, daß sämtliche innewohnenden Möglichkeiten erfaßt werden, aber so klein, daß die Gesamtmenge klein genug ist, um noch überschaubar werden zu können. Deshalb ist ein solcher »gesamter Datensatz« gerade aus ortsgeschichtlichen Modellen absolut geeignet zur Erprobung der modernen informations- bzw. kommunikationstheoretischen Denkmodelle, deren Anwendung im Bereich der komplexen sozio-ökonomischen Systeme hier an realen, historisch vorgegebenen Einheiten überprüfbar wird.

Die »kleine Geschichte« hat also den Vorteil, real existierende Modelle auch über einen längeren Zeitraum hinweg analysieren zu können und so die Unwägbarkeiten synchroner und großräumiger Analysen zur Gewinnung von Modellen im Bereich der sogenannten »Tiefenprozesse« auszuräumen²² bzw. durch die empirisch vorgegebenen Daten in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit zu minimieren.

Oder, um die hohe Theorie auf einen Nenner zu bringen, meine Damen und Herren: Wir können, aus der Betrachtung der Geschichte »im kleinen«, der Ortsgeschichte, Einsichten gewinnen, die zum Bereich der modernen Wissenschaftstheorie gehören: Ortsgeschichte als Grundlage der Geschichtsschreibung? – hatten wir eingangs gefragt. Ich glaube, wir können uneingeschränkt mit Ja antworten.

21 *F. Vester*: Ballungsgebiete in der Krise. / Urban Systems in Crisis. Eine Anleitung zum Verstehen und Planen menschlicher Lebensräume mit Hilfe der Biokybernetik. Im Auftrag des Bundesministeriums d. Innern im Rahmen d. Umweltforschungsplans erst. 1976, S. 26

22 *K. W. Deutsch/B. Fritsch*: Zur Theorie der Vereinfachung: Reduktion von Komplexität in der Datenverarbeitung für Weltmodelle (= Sozialwiss. u. Praxis, Bd. 8) 1980, S. 8 ff.

Die Macht der Bilder und das historische Argument

Überlegungen zur Eröffnung der Ausstellung »Hexenwahn und Hexenverfolgung in und um Schwäbisch Hall«*

– Im Gedenken an Gerd Wunder –

VON HEIDE WUNDER

Als ich die Anfrage erhielt, ob ich bereit wäre, zur Eröffnung der Hamburger Hexenausstellung in Schwäbisch Hall zu sprechen, konnte ich mich nicht sofort zu einer Zusage entschließen; denn schon zu oft hatte ich die Erfahrung gemacht, daß es kaum möglich ist, gegen die »Macht der Bilder«, die diese Ausstellung ausmachen und die fest in unseren Köpfen verankert sind, mit den Ergebnissen der historischen Forschung zu den Hexenprozessen des 15.—18. Jahrhunderts anzukommen. Die bis heute anhaltende Wirkung der Hamburger Hexenausstellung von 1979 hat mich dann doch bewogen, die Herausforderung anzunehmen, nämlich die Bildprojektionen zum Anlaß zu nehmen, um über den Platz der Bilder im Zusammenhang mit den Hexenverfolgungen der frühen Neuzeit nachzudenken. Die Konzeption der Haller Ausstellung kommt dieser Absicht entgegen, sie nutzt die Bildtafeln der Hamburger Ausstellung als Bilderfries, als »Rahmen«, während die Haller Zeugnisse, insbesondere die Akten der neuentdeckten Hohenloher Hexenprozesse, im Zentrum stehen, so daß, wer die Mühe des Entzifferns nicht scheut, den Verlauf der Prozesse nachlesen kann.

Moderne historische Ausstellungen wollen die Betrachter auf dem neuesten Stand der Forschung informieren, ihnen die Quellen historischen Erkennens als Vielfalt zeitgenössischer Zeugnisse vor Augen führen, vor allem aber durch das Anschaulichmachen eines an sich abstrakten Prozesses – der Geschichte nun einmal ist – die kritische Auseinandersetzung mit geläufigen Vorverständnissen provozieren. Zu den bevorzugten Exponaten für Ausstellungen gehören figürliche und bildliche Darstellungen, seien es die großen Werke der »hohen Kunst«, die vielen Werke lokaler Meister oder die in vielen Exemplaren verbreitete »populäre« Kunst. Diese Darstellungen scheinen für sich selbst zu sprechen, unmittelbar ins Auge zu springen, ohne langer Erklärungen zu bedürfen. Im Verständnis vieler Betrachter bilden sie reale Zustände und Verhältnisse ab. Sie merken an dieser distanzierenden Ausdrucksweise, daß ich mit dieser Ansicht nicht übereinstimme, denn Künstler

* Leicht überarbeitete Fassung des Vortrages am 17.6.1988 zur Eröffnung der Ausstellung »Hexen« im Hällisch-Fränkischen Museum.

verarbeiten Vorstellungen und Erfahrungen, insofern gehören ihre Bilder zur jeweiligen »Realität«, aber sie bilden nicht Wirklichkeit ab.

Diese grundsätzlichen Überlegungen drängen sich besonders auf, wenn es um »Hexen« geht. Ist es ein Zufall, daß die Hamburger Hexenausstellung ganz wesentlich von Bildern lebt, ebenso die neue Saarbrücker Hexenausstellung mit dem bezeichnenden Titel »Hexenwelten«? Oder ist dieser Sachverhalt möglicherweise nur darauf zurückzuführen, daß diese Ausstellung erdacht und zusammengestellt wurde, als führende Historiker die Meinung vertraten, daß Hexenprozesse kein Thema seien, das mit den Instrumenten der Geschichtswissenschaft zu bearbeiten sei, so daß wegen dieser fachwissenschaftlichen Vernachlässigung die ganze Breite des zur Verfügung stehenden Materials unbekannt war? Oder sollte diese Form der Ausstellung doch mit dem Thema »Hexen« zusammenhängen, das die Phantasie der Menschen nicht nur in der Gegenwart beflügelt hat?

Wenn Sie mit diesen Fragen im Gedächtnis die Hamburger Bildtafeln betrachten, werden Sie entdecken, daß hier keineswegs nur die Bilder des 15.—18. Jahrhunderts verwandt worden sind, um den Pakt mit dem Teufel, den Hexensabbat, das zauberische Handeln von Frauen und die Gerichtsszenen zu dokumentieren. Vielmehr werden – unkommentiert – vor allem Phantasien des 19. Jahrhunderts einbezogen, um die fehlende zeitgenössischen Zeugnisse zu ersetzen. Ihre Tendenz ist eindeutig: die fanatischen Gesichter der Inquisitoren und die gierigen Blicke, mit denen sie zusehen, wie die Folterknechte den nackten Körper der angeklagten Frau nach dem Teufelsmal absuchen (Abb. 1). Viele dieser Darstellungen zeigen eine eindeutig antiklerikale Tendenz und dokumentieren zugleich Männerphantasien über Frauen: Die Frau erscheint ihnen entweder als unschuldig Opfer oder als femme fatale. Unbestreitbar können diese Darstellungen aus dem vorigen Jahrhundert nur das dokumentieren, was sich Künstler und Autoren unter Hexen vorstellten und mit ihnen mehr oder weniger zutreffend assoziierten, nicht jedoch die »historischen Hexen«. Dennoch sind diese Hexenbilder wichtig, weil sie die Faszination dieses Themas zeigen.

Wir verdanken dem 19. Jahrhundert nicht nur viele unserer Hexenbilder – nicht zuletzt Ludwig Richters Hexe in »Hänsel und Gretel« –, sondern ebenso die ersten wissenschaftlichen Werke sowie die Flut von kulturgeschichtlichen und kulturkritischen Veröffentlichungen zu diesem Thema. Das wäre an sich nicht weiter erwähnenswert, wenn nicht das allgemeine Wissen über Hexen und Hexenverfolgungen auf diesem Stand geblieben wäre, ohne die neueren Forschungsergebnisse zur Kenntnis zu nehmen. Immer noch werden die Hexenprozesse ins »finstere Mittelalter« verlegt und der frauen- und körperfeindlichen Kirche die Hauptschuld am schrecklichen Tod der verfolgten Frauen angelastet: Immer noch wird verbreitet, es seien neun Millionen Frauen in Europa verbrannt worden, und die Menschen eines ganzen Zeitalters seien vom Hexenwahn befallen gewesen.



Abb. 1: F. Piloty, *Suche nach dem Teufelsmal*, aus: J. Scherr, Germania, 1978

Einiges läßt sich gleich richtigstellen. Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation fanden die Hexenprozesse im 15. bis 18. Jahrhundert statt, und zwar nicht in der Regie der einen, allmächtigen Kirche, die es seit der Reformation gar nicht mehr gab, sondern vor weltlichen Gerichten. Die Verfolgung der Hexen gehört also in die frühe Neuzeit, in die Zeit der Entstehung eines neuen humanistischen Menschenbildes und der modernen Wissenschaften. Säkularisierung und Rationalisierung kennzeichnen auch die entstehenden modernen Staaten, die nach der Monopolisierung der legitimen Ausübung von Gewalt strebten, wozu insbesondere der Ausbau des Gerichtswesens und die Professionalisierung der Gerichtspersonen im gelehrten Richtertum gehörten. Die Zahl der hingerichteten Personen kann auch heute nur geschätzt werden, die niedrigste Schätzung beläuft sich für das Heilige Römische Reich auf 20 000. Das Schreckensbild ständig brennender Scheiterhaufen scheint wohl gebannt, nicht aber unser Grausen vor der Tatsache, daß es überhaupt gerichtliche Hexenverfolgung geben konnte, und daß der größte Teil der Opfer Frauen waren. Das enthebt uns jedoch nicht der Pflicht, das Ausmaß der Hinrichtungen sorgfältig zu ermitteln und uns bei der Frage nach den Ursachen nicht mit allzu einfachen Erklärungen zu begnügen. So haben neuere

Untersuchungen ergeben, daß in größeren Städten die Hexenverbrennungen etwa zehn Prozent aller Hinrichtungen ausmachten, und daß das eigentlich frauenspezifische Delikt mit schwersten Folgen für »Leib und Leben« Kindsmord war. Ohne allen Zweifel war Zauberei/Hexerei ein Delikt mit besonderem Frauenbezug, während die anderen mit peinlichen Verfahren verfolgten Delikte, z. B. Raub, Mord, Diebstahl, vor allem Männerdelikte waren. Obwohl in der Bilanz der Hinrichtungen, soweit sie bisher bekannt ist, die Hexenverbrennungen – entgegen dem landläufigen Urteil – nur einen vergleichsweise kleinen Anteil haben, erregten sie bereits bei den Zeitgenossen großes Aufsehen.

Um dieses Aufsehen zu erklären, komme ich noch einmal auf meinen Ausgangspunkt zurück, die »Macht der Bilder«. Die gleiche Skepsis wie gegenüber den historisierenden Hexenbildern des 19. Jahrhunderts ist gegenüber den bildlichen Darstellungen angebracht, die aus der Zeit der gerichtlichen Verfolgung von Frauen als Zauberinnen und Hexen selbst stammen. Vor allem bei den zahlreichen Darstellungen der populären Graphik bleibt immer zu fragen, für welche Absicht, in welchem literarischen und historischen Zusammenhang die jeweilige bildliche Darstellung steht und was sie veranschaulichen sollte. Ein gutes Beispiel sind die Illustrationen zu Ulrich Molitors »Gerichtsspiegel« aus dem Jahre 1490, in dem der Jurist erörtert, ob es überhaupt Hexen geben könne. Diese Schrift, die die große Unsicherheit der Zeitgenossen in dieser Frage dokumentiert, ist nämlich mit Holzschnitten illustriert, die diese Fragehaltung nicht erkennen lassen, sondern Hexen und Hexenwerk als Tatsache hinstellen (Abb. 2, 3). Ein anderes Beispiel sind die Darstellungen des Hexensabbat. Niemand wird behaupten wollen, die Künstler hätten die Hexenwelt, in der der Teufel Herr der Welt ist, tatsächlich gesehen. Sie erfanden vielmehr Bilder für das dämonologische Konstrukt »Hexensabbat«, das zuerst sprachlich, in Traktaten, formuliert worden war. Auch die Bilder, die zeitlich mit den Hexenprozessen korrespondieren, transportieren vor allem Imaginationen und Vorstellungen, und zwar derjenigen Personen, die als Richter in den Gerichtsstuben und als Juristen und Theologen in ihren Fakultäten zur Begutachtung der Prozeßakten wie in der Ausbildung der Juristen mit diesem Feindbild »Hexe« eine zentrale Position einnahmen. Die Wirksamkeit der Hexenbilder der Gelehrten läßt sich nicht zuletzt dadurch erklären, daß dieses »gelehrte Bürgertum« in engen verwandtschaftlichen Beziehungen zum älteren städtischen Bürgertum stand, aus dem die »ratsverwandten« Personen im Stadtrezimant stammten.

Das gelehrte Hexenbild enthält die Erklärung dafür, warum nicht nur – wie im Mittelalter – Schadenzauber, sondern Zauberei überhaupt vor Gericht kam und zum todeswürdigen Vergehen wurde. Zauberei wurde zum *crimen exceptum*, zum außerordentlichen Verbrechen, dem nur mit außerordentlichen Mitteln begegnet werden konnte. Die entscheidende Frage war, woher Zauberer und Zauberinnen ihre Fähigkeiten nahmen, denn eigentlich wider-



Abb. 2: Eine Hexe schießt das Bein eines Mannes lahm. Anonymer Holzschnitt zu Ulrich Molitor, *Tractatus von den bösen Weibern, die man nennet die hexen.* Ulm 1490/1491



Abb. 3: Zwei Hexen sieden Hagel. Anonymer Holzschnitt zu Ulrich Molitor (wie Abb. 2).

sprach ihr Treiben den Vorstellungen von der Allmacht Gottes. Obwohl Gutes wie Böses durch Zauber bewirkt werden konnte, traten seit dem 14. Jahrhundert die Klagen über die Zunahme von Schadenzauber immer mehr in den Vordergrund. Diese Macht, Böses zu tun, wurde seit dem 15. Jahrhundert so erklärt, daß Frauen einen Pakt mit dem Teufel schließen, der durch den Beischlaf besiegelt wird und durch den die Frauen die Fähigkeit erlangen, Schaden zu stiften (Mensch und Tier krank machen, töten, Hagel und schlechtes Wetter beschwören – »Gewitterhexe« – usw.). Daß dieser Pakt überwiegend zwischen einer Frau und dem Teufel geschlossen wird, geht auf die gelehrten und kirchlichen Anschauungen über die Natur der Frau zurück. Da Eva aus Adams Rippe geschaffen worden sei, besitze sie nicht die gleiche Gottesebenbildlichkeit wie Adam und sei, wie ihre Verführbarkeit durch die Schlange bezeuge, moralisch weniger stark als dieser. In diesem Sinne waren Frauen das »schwächere Geschlecht« – schwächer im Körper wie im Glauben – und

daher durch den Teufel verführbarer. Teufelspakt und Teufelsbuhlschaft sind jedoch in der Sicht der Kirche gleichbedeutend mit dem Abfall von Gott, dem größten Verbrechen, das ein Mensch begehen kann. Damit wird Zauberei zur Ketzerei, die mit den Mitteln der Inquisition zu verfolgen ist und die radikale Vernichtung durch den Feuertod zwingend fordert; nur so kann auch verhindert werden, daß sich das Böse in der Welt weiter ausbreitet. Verbunden mit Teufelspakt und Teufelsbuhlschaft war eine zweite Annahme, die die gerichtliche Verfolgung von Zauberern und Zauberinnen so bedrohlich machen sollte, nämlich die Vorstellung einer Hexensekte als einer vom Teufel gestifteten Verschwörung. Daher war es in den Hexenprozessen ein zentrales Anliegen herauszubekommen, wer noch dazugehörte. Die Folter wurde gerade auch dazu angewandt, die Namen anderer Zauberinnen und Zauberer zu ermitteln, was zu den Häufungen von Prozessen und Hinrichtungen führte.

Läßt sich die fürchterliche Logik des gelehrten Hexenglaubens »Aberglaube« und »Wahn« nennen, ein Sprachgebrauch, der bis heute geläufig ist? Aberglaube, d. h. »Gegenglaube« im Sinne der Kirche, sicher nicht, denn ihre Vertreter haben ihn ja ersonnen. Steht es uns an, diese Vorstellungen von der Macht des Teufels in der Welt als Wahn, d. h. als Krankheit, hier als kollektive Krankheit der Menschen eines ganzen Zeitalters, zu bezeichnen? Schließlich haben die Verfasser des Hexensyndroms mit den Denkmöglichkeiten ihres Zeitalters äußerst rational ein brennendes Problem zu Ende gedacht. Selbst die gelehrten Gegner der Hexenprozesse wollten nicht ausschließen, daß es Hexen gebe.

Bei aller Plausibilität, die das gelehrte Hexenbild in den Augen der Zeitgenossen für sich hatte, sie allein bewirkte nicht die Verfolgungswellen. Wie auch der Haller Dekan Jakob Gräter in seiner »Hexenpredigt« (1589) betonte, stand der Überzeugung, daß es Hexen gebe, die enorme Schwierigkeit gegenüber, die der Zauberei angeklagten Personen gerichtlich zu überführen und geständig zu machen, denn ohne Geständnis konnte es zu keinem Urteil kommen. Vor allem mußte es überhaupt zu einer Anklage kommen. Die Frauenfeindlichkeit der Kirche und der frühneuzeitlichen männlichen Gelehrtenwelt und ihre Hexenbilder allein hätten nicht zu einer gerichtlichen Verfolgung in dem bekannten Ausmaß führen können, wenn die gelehrten Fiktionen nicht mit der Wirklichkeit und Wirksamkeit des von den meisten damaligen Menschen geglaubten Schadenzaubers zusammengetroffen wären. Die Beschuldigungen kamen meist aus dem nächsten sozialen Umfeld der Beklagten und lauteten bezeichnenderweise auf »Zauberei«, nicht »Hexerei«. Daß Frauen sich selbst des Teufelspaktes und der Teufelsbuhlschaft bezichtigen, geschah erst in einer späteren Phase der Hexenverfolgungen und wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von den Gerichten gar nicht mehr ernst genommen, sondern führte eher zu der Frage nach dem Geisteszustand dieser Frauen. Die Anklage wegen Schadenzaubers führte unter den Bedingungen des gelehrten Hexenbildes vielfach zum Todesurteil, während im späten

Mittelalter meist Orts- oder Landesverweisung verhängt worden waren. Es ist zu vermuten, daß die Ankläger, sehr häufig Anklägerinnen, diesen Ausgang für die Beklagten zunehmend einkalkulierten. Für sie stellte eine Zaubereianklage offensichtlich die endgültige Lösung schwerwiegender Konflikte dar. Wenn ich auf den Haller Fall der als Zauberin beklagten und verurteilten Baderin Katharina Schloßstein sehe, so belegt er zudem Feindschaft zwischen Frauen. Dieser Sachverhalt erscheint wichtig, weil die Hexenverfolgungen fälschlicherweise nur als eine Verfolgung von zölibatären und frauenverachtenden Männern dargestellt werden.

Für den besonderen Frauenbezug der Hexerei gibt es neben den bereits angeführten »ideologischen« Argumenten einen ebenso wirksamen Sachverhalt: Der größere Teil des Schadens, um den es in den Anklagen ging, betraf unmittelbar die Arbeitsbereiche und Tätigkeiten von Frauen: Versorgung von Menschen und Tieren, Pflege von Kranken, Herstellung von Lebensmitteln, wie Bier und Butter, die marktgängige Waren waren. Wenn eine Überzahl von Zaubereianklagen über Schädigung in diesem Bereich berichteten, so erscheint es nur allzu verständlich, daß Frauen diese Schädigungen »aus Haß und Neid« oder aus »Bosheit« unterstellt wurden. So erklärt sich, daß Frauen andere Frauen verdächtigten, und daß den gefolterten Frauen vor allem andere Frauen als »Gespielinnen« auf dem Hexentanzplatz einfielen. Zur Erklärung von »Haß und Neid« zwischen Frauen reichen jedoch die wirtschaftlichen Motive nicht aus. Vielmehr scheint die bezeichnende Art von Kommunikation zwischen Frauen, die gern als »Tratsch« oder »Klatsch« bezeichnet wird, eine Rolle zu spielen: Frauen unterhalten sich weniger über Dinge und Sachen als über zwischenmenschliche Beziehungen. Ihre Kommunikation verläuft daher weniger objektvermittelt und distanziert als bei Männern, ist in sich konfliktgeladener und führt schneller zu Feindschaft und »Unfriede«. Gerade dieser »Unfriede«, den die Obrigkeiten der beginnenden Neuzeit als »Unordnung« fürchteten, weil er *Unordnung* stiftete, besaß einen spezifischen Frauenbezug und spielte sicher eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Art und Weise, wie Obrigkeiten die an sie gerichteten Denunziationen und Verdächtigungen wegen Zauberei behandelten.

Schließlich soll ein Sachverhalt erläutert werden, der in unserem Unverständnis gegenüber der gerichtlichen Verfolgung von Zauberei eine zentrale Rolle spielt. Seit der Aufklärung wird das eigentliche Skandalon der Hexenprozesse darin gesehen, daß sie gerichtliche Verfahren ohne Delikt gewesen seien. Ich habe am Beispiel des gelehrten Hexenbildes gezeigt, daß die Zeitgenossen sehr wohl ein Delikt vor Gericht brachten, nämlich den Abfall von Gott. Auch die Nachbarn und Nachbarinnen, die eine Frau wegen Zauberei anklagten, waren davon überzeugt, ein Verbrechen anzuzeigen. Wir glauben heute nicht an Hexen und können uns gar nicht vorstellen, daß der in allen Ständen verbreitete Zauberglauben tatsächlich eine Praxis gehabt haben könnte, die funktionierte und die Menschen in diesem Glauben bestätigte. Vor allem können wir

uns nicht vorstellen, daß es Männer und Frauen gab, die wirklich davon überzeugt waren, andere Menschen zauberisch schädigen zu können. Doch eben dies trifft zu, wie kleine Zauberbücher und Zaubergegeräte belegen, die sich noch heute gelegentlich in den Gerichtsakten finden. Daraus wird ersichtlich, daß es professionelle Zauberinnen und Zauberer gab, die als Magier, Schwarzkünstler und weise Frauen von dieser Tätigkeit lebten. Weise Frauen übernahmen nicht nur die Wiederbeschaffung von verlorenen/gestohlenen Gegenständen und die Suche nach vermißten Menschen, sie gaben ihre Ratschläge nicht nur bei Krankheiten und Liebeskummer, sondern übernahmen auch Tötungsaufträge. Viele Zaubereianklagen gegen diese Personengruppe wurden mit Betrug begründet und waren zudem häufig mit anderen Delikten, vor allem Diebstahl, verbunden. Selbst Schadenzauber wurde als Diebstahl verstanden, weil sich die Kläger der ihnen gehörenden Güter – sei es Gesundheit, Leben oder Besitz – beraubt sahen. Demgegenüber standen in den Kettenprozessen, die durch »Besagungen« von bereits angeklagten Frauen zustandekamen, meist Frauen vor Gericht, die nicht professionell zauberten, die sich jedoch irgendwie, sei es im Guten wie im Bösen, verdächtig gemacht hatten, so daß sie als Objekte von »Haß und Neid«, von Eifersucht und Rache ins Gespräch kommen konnten.

Welches ist nun der Platz der Bilder in den Hexenverfolgungen? Es scheint, daß sie – wie bei der Ausbreitung der Reformation – als Bildpropaganda zu bewerten sind, die die Wirklichkeit der Hexen und ihrer zauberischen Schandtaten bildlich einprägen sollten: das Zustandekommen der Teufelsbuhlschaft, das Geschäft des Zauberns und dessen verheerende Auswirkungen. Einen deutlichen Akzent setzen solche Hexenbilder, die Hexen mit dem Motiv des »Kampfs um die Hosen« verbinden und somit den Kampf um die Macht in den Geschlechterbeziehungen thematisieren. Damit war sowohl die Macht der Frauen über die Potenz der Männer gemeint als auch der tagtägliche Kampf um die Herrschaft, insbesondere zwischen Eheleuten. Der »Magie« des weiblichen Körpers (S. Schade) schien das »Naturwesen Mann« (M. E. Müller) mehr oder weniger hilflos ausgesetzt, eine Bedrohung, die alle Frauen zu potentiellen »Zauberinnen« machte. Die Verallgemeinerung des Zaubereiverdachts auf alle Frauen, die sich – mit theologisch-philosophischen Argumenten – bereits in den gelehrten Hexenbildern findet, zeigt sich also auch in der Bildsprache. In den Aktdarstellungen Dürers und Hans Baldung Griens ist diese Begründung für die Hexenverfolgung als Frauenverfolgung deutlich erkennbar. Diese Dimension der Zaubereianklagen ist von der bisherigen Forschung nur ganz allgemein benannt worden.

Während die Fachhistorie inzwischen die Bedeutung der Hexenprozesse als Signum der beginnenden Neuzeit erkannt hat und nicht mehr als einen »Betriebsunfall« der frühmodernen Geschichte oder als Stolperstein im »Prozeß der Zivilisation« ansieht, zögert sie immer noch, die Beziehungen der Geschlechter, die in den Interaktionen wie in den Diskursen zu »Hexen« eine so

zentrale Stellung einnehmen, als geschichtliche Dimension anzuerkennen. Doch die gelehrten Diskurse über Hexen und die darin erörterten Positionen zur »Natur« der Frau sind nicht verstehbar ohne Bezug zum realen Konfliktpotential zwischen den Geschlechtern, vor allem zwischen Eheleuten. Das überwältigende und anhaltende Interesse einer großen Öffentlichkeit an den Hexenverfolgungen, die primär als Frauenverfolgung dargestellt wird, ist keineswegs nur voyeuristisch, es dokumentiert offenbar für viele Menschen ein zentrales Problem ihrer Lebenserfahrung, ein Thema, das durch die »neuen Frauenbewegungen« im Zuge der 68er Bewegung zu einem gesellschaftspolitischen Thema ersten Ranges geworden ist.

Die historische Forschung sollte nicht länger zögern, die Geschlechterbeziehungen aus ihrer scheinbaren »Privatheit« zu lösen und zu historisieren, um der immer neuen Mythenbildung, welche die Geschlechtscharaktere der historischen Subjekte festschreibt, zu begegnen.

Ich habe versucht, die Argumente der historischen Forschung zu nutzen, um, soweit dies mit den Mitteln der Wissenschaft möglich ist, mehr Erhellung in die dunklen Vorstellungen über »Hexenwahn« und Hexenverfolgung zu bringen. Ich vertraue nun darauf, daß Ihnen Arthur Millers »Hexenjagd« die »Macht der Worte« und die von ihnen suggerierte »Macht der Bilder« in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit vor Augen führen wird.

Literaturhinweise

G. Schormann: Hexenprozesse in Deutschland, Göttingen 1981

S. Schade: Schadenzauber und die Magie des Körpers, Worms 1983

M. E. Müller: Zur Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft in Ehelehren der Frühen Neuzeit, Vortrag im Rahmen des Interdisziplinären Arbeitsgesprächs »Wandel der Geschlechterbeziehungen im 15. und 16. Jahrhundert« (Tagung der Werner Reimers Stiftung, Bad Homburg, September 1987)

W. Behringer: Hexenverfolgung in Bayern, München 1987

Geschichte der Oberen Schafscheuer, Gemeinde Murrhardt

VON ACHIM FRICK

Die Stadt Murrhardt, nordöstlich der Landeshauptstadt Stuttgart im Schwäbischen Wald gelegen, war einstens, vor dem Zeitalter der modernen Verkehrsmittel, etwa zehn Stunden von dieser entfernt. Nur eine knappe halbe Stunde murraufwärts gegen Hausen lag ein einzelstehender Hof, die Obere Schafscheuer. Das Anwesen grenzte mit seinen umliegenden Gütern südlich an die Murr und nördlich an den Linderstwald.

Im Gegensatz zur sogenannten Unteren Schafscheuer hat die Obere Schafscheuer als Wohnplatz die Zeiten nicht überdauert. Sie fiel in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts der Spitzhacke zum Opfer. Heute erinnert nichts mehr an das Anwesen und seine Bewohner. Der Grundbesitz ist neu überbaut und bildet mittlerweile einen Teil der Almsiedlung.

Der Grund, weswegen sich der Verfasser mit der Geschichte der Oberen Schafscheuer befaßt, ist der, daß sein Großvater Albert Kugler vor 100 Jahren, an einem Sonntag – glaubt man dem ewigen Kalender –, als Zwillingkind dort geboren wurde. Die Obere Schafscheuer war sein Elternhaus. Seine Bürgerrechtsurkunde von 1903, ausgestellt von der Stadtgemeinde Murrhardt, Oberamt Backnang, hat folgenden Wortlaut: Dem Johann Albert Kugler, ledig, Sohn des Karl Wilhelm Kugler, Bauer zu Obere Schafscheuer, geboren daselbst am 18. August 1889, wird hierdurch bezeugt, daß er der hiesigen Gemeinde mit Bürgerrecht angehört. Die Urkunde ist von dem damaligen Stadtschultheißen und Ratsschreiber Zügel unterzeichnet.

Über das private genealogische Interesse hinaus ist die Obere Schafscheuer aber auch von lokalhistorischer Bedeutung. Dies besonders deswegen, da die Stadt Murrhardt in früheren Zeiten eng mit dem Schäfereiwesen und der Schafzucht in Verbindung stand. Murrhardt hatte neben sechs Viehmärkten auch einen Schafmarkt. Zudem fanden in der Stadt und den Parzellen etwa 6000 Stück Schafe Überwinterung¹.

Letztlich ist die Geschichte der Oberen Schafscheuer auch deswegen interessant, weil der Hof jahrhundertlang seinen festen Platz in der Landschaft hatte und nicht zuletzt seine Bewohner Murrhardter Geschichte und Geschichten mit schrieben.

Gründe genug, die es rechtfertigen, den Hof Obere Schafscheuer dem Vergessen zu entziehen und den Versuch zu unternehmen, ihn bau- und familienge-

¹ Beschreibung des Oberamtes Backnang, Stuttgart 1871, S. 235

schichtlich darzustellen. Demgemäß wird im ersten Teil des Aufsatzes versucht, das abgegangene Anwesen nochmals erstehen zu lassen. Im Anschluß daran werden die ehemaligen Hofbesitzer geklärt mit dem Ziel, festzustellen, wann und von wem die Obere Schafscheuer erbaut wurde.

Verwaltungstechnisch war die Obere Schafscheuer in Murrhardt das Gebäude 248. Die Murrhardter Gebäudebeschreibung von 1841² vermerkt zu dem Anwesen folgendes: »Ein zweistöckiges Wohnhaus, die sogenannte Obere Schafscheuer, enthält im 1. Stock Stallungen und im 2. Stock ein heizbares Zimmer mit Küche und Kamin. An das Haus angebaut ist eine Scheuer mit Schafstall und Futterboden.« Zu dem Anwesen gehören ferner ein Backhaus und eine Wagenhütte.



Die einzige dem Verfasser derzeit bekannte Gesamtansicht des Anwesens gibt ein Ölgemälde des in Murrhardt ansässigen Malers Obenland, welches im städtischen Besitz ist. Das Wohnhaus, giebelseitig murrwärts blickend, ist nach dem letzten Umbau in den späten 30er Jahren dargestellt. Dabei wurden in die Traufseite die beiden der Murr nächsten Fenster gebrochen. Das Wohnhaus der Oberen Schafscheuer ist im Erdgeschoß aus Werk- und Bruchstein aufgemauert. Es besitzt dann einen im offenen Fachwerk ausgeführten Stock,

² Stadtarchiv Murrhardt (STA M)

der das mächtige biberschwanzgedeckte Dach mit zwei Bühnen trägt. Der Wohnstock hat vier doppelte Fenster nach Süden. Die Fenster auf der Giebelseite sind übrigens die einzigen, mit Ausnahme der bereits erwähnten, nachträglich herausgebrochenen traufseitigen und zweier winziger neben dem Aufgang zum Wohnhaus. Fast an der südöstlichen Ecke des Hauses, kurz über der Stalldecke, ragt ein hölzernes Abflußrohr aus der Wand. Es erlaubt, die Küchenabwässer ins Freie zu führen, die dann in der dem Haus vorgelagerten Miste versickern. In den Viehstall im Erdgeschoß gelangen wir direkt von außen durch die Stalltür an der südöstlichen Ecke des Hauses auf der Traufseite.

Nordwärts ist an das Wohnhaus eine Scheuer mit zweiflügeligem Tor, die hausabgewandt einen Schafstall enthält, angebaut. Die Firsthöhe des Scheueranbaus ist nur etwa halb so hoch wie die des Wohnhauses. Der dadurch teilweise freibleibende Giebel am Haus ist verbrettert.

Wir betreten nun, die Lutzensägmühle oder Hausen im Rücken, den Hofraum der Oberen Schafscheuer. Der Weg führt uns geradlinig auf die im Lauf der Jahre windschiefen Scheuerntore zu. Wir gehen über große Steinplatten, mit denen die Einfahrt gepflastert ist. Rechter Hand steht der Brunnentrog. Er wird mit fließendem Quellwasser gespeist. Hinter dem Brunnen befindet sich die Wagenhütte. Links, wenige Schritte abseits der Einfahrt finden wir das Backhaus. Ein kleines Gebäude, traufseitig zugänglich, an das giebelseitig der eigentliche Backofen angebaut ist. Gehen wir weiter entlang der Einfahrt, so stehen wir schließlich vor der steinernen Staffel. Sie beginnt am Abschluß des Wohnhauses zur Scheuer und führt hoch zum Wohnstock. Neben der Staffel liegt Astholz zum Anfeuern und fürs Backen. Holz wird auch im Raum unter der Staffel gelagert. 13 oder 14 sandsteinerne Stufen führen den Besucher, mit Blick zur Murr, hoch zum Wohnteil. Im Aufgangsbereich greift der Dachtrauf des Hauses über die Treppe und die hölzerne Plattform vor der Eingangstür. Neben der Eingangstür, mit einem vom Zimmermann gerundeten Türsturz, schlupfen die Katzen durch ein kleines Loch ins Hausinnere.

Wir gehen durch die Eingangstür und über die Schwelle und stehen jetzt in dem großen düsteren, die ganze Hausbreite durchspannenden Flur. Links an der Wand, zwischen den Türen, steht eine große Bank. Hier wurden die Bettler und wandernden Handwerksburschen verköstigt. »Dia send hald komma weil dr Hof oizehd war.«³ An den Flur schließen linksseitig, nach Süden, die eigentlichen Wohnräume an. Die erste Tür führt in die Küche. Anders wie in den anderen Räumen ist der Küchenboden mit großen Steinplatten ausgelegt. Sie geben den notwendigen Feuerschutz für den offenen aus Werksteinen gemauerten Herd. Der Rauch der Feuerstelle wird durch den an der Decke endenden, besteigbaren Kamin abgeleitet. Hier hängen auch die Würste und das Fleisch im Rauch, je nachdem von der Küche oder von der Rauchkammer auf der oberen Bühne zugänglich. Besteigt der Kaminfeger bei seinen Inspektionen den Schlot, so freut er sich über jedes Stück Rauchfleisch, das nicht recht-

zeitig abgenommen wurde. Des Finders Lohn besteht in einem Stück »Kaminfleisch«.

Von der Küche aus wird auch der Ofen in der Stube gefeuert. Er besitzt kein Ofenrohr. Sein Rauchzug endet ebenfalls in der großen Kaminöffnung.

Der Spülstein steht in der Ecke unter dem Fenster nach Süden. Sein Abfluß endet direkt ins Freie, wie wir bereits von außen gesehen haben. – Um sich eine greifbare Vorstellung der Wohn- und Lebensverhältnisse unserer Vorfahren zu machen, sei jedem ein Besuch im hohenlohischen Freilichtmuseum Wackershofen empfohlen. Dort im »Steigengasthof« können die Verhältnisse, wie sie auf der Oberen Schafscheuer anzutreffen waren, einschließlich der beschriebenen Küche, bestens studiert werden. –

Die Aufteilung und Einrichtung der Küche dürfte seit der Erbauung der Oberen Schafscheuer bis in die 30er Jahre dieses Jahrhunderts bestanden haben. Dann wurde modernisiert für die für das Gebäude bescheidene verbleibende Zeit von etwa 20 Jahren.

Der Spülstein wurde entfernt, die Küche quergeteilt. Es entstand ein weiteres, von der Küche zugängliches Zimmer. Ein Raum, gerade groß genug für ein Bett samt Tisch und einem Regal an der Wand. In ihm hat zuletzt der alte Kugler gelebt.

Herd und Kamin waren ebenfalls nicht mehr zeitgerecht. Beide verschwanden, ebenso wie der alte Ofen in der Stube. Ein unbesteigbarer Kamin wurde gebaut, dessen Fuß jetzt im Stall endete. Der Ofen bekam ein Ofenrohr und war dann direkt von der Stube zu befeuern. Die Abwasser des neuen Spülsteins flossen kanalisiert in den Stall. Mit dem Einbau der neuen, lichtschatfenden Fenster wurde auch der alte Steinboden ersetzt.

Die, wie bereits erwähnt, an die Küche anschließende Wohnstube ist ein großer Raum mit zwei Fenstern. Betreten wird sie einzig über die Tür vom Flur. Der Boden ist mit breiten Dielen ausgelegt, zu deren Reinigung Fegsand gestreut wird. Die Zimmereinrichtung ist karg. Tür- und ofennah steht ein Tisch mit Eckbank. Mehr in Raummitte befindet sich ein zweiter Tisch. Das Sofa steht in der Ecke zum dritten Zimmer unter dem Fenster. Hier in der Wohnstube spielt sich ein Großteil des Lebens im Haus ab. Am großen Tisch werden gemeinsam die Mahlzeiten eingenommen. Für Kinder, Eltern und Großeltern steht in der Regel nur eine Schüssel auf dem Tisch. Aus ihr wird gemeinsam gelöffelt. – »Wärs ein bischen mehr gewesen hätt es nicht geschad.« – Ist die Suppe gegessen, wird der Löffel abgeschleckt und im Tisch verstaut.

Kartoffeln waren ein wichtiges Nahrungsmittel. Mein Großvater hat des öfteren den folgenden Vers zitiert: »Des morgens in der Früh, des mittags in der Brüh, des abends im Kleid, Kartoffeln Kartoffeln in Ewigkeit.« Ihre Zubereitung erforderte wenig Aufwand. Wenn Feuer im Ofen brannte, wurden die Kartoffeln in der Warmhaltung des Stubenofens gekocht. Ein zusätzliches Herdfeuer konnte so gespart werden.

Neben dem Raum, in dem gegessen wird, ist die Wohnstube auch Ort zum

Ausruhen, Handarbeiten, Treffpunkt für Familienfeiern und geschäftliche Unterredungen und zuletzt auch einzig heizbares Zimmer im Haus. Hier wärmt man sich in der kalten Jahreszeit und trocknet die naß gewordene Kleidung am Ofen.

Die Schlafkammer der Eltern ist das dritte Zimmer auf der Südseite. Es ist nur von der Stube zugänglich. Zu dieser Kammer gehört das linke der vier Fenster in der Giebelfront.

Zurück im Flur finden wir, vom Eingang kommend, rechts zwei Kammern. Die erste liegt an der Außenwand zur Traufseite und reicht bis an den Scheuernanbau. Zu ihr gehören die beiden kleinen Fenster über der Aufgangsstafel. Außer einem Bett findet wenig Platz in der Kammer. Die zweite, an erste anstoßend, ist fensterlos. Man erzählt sich³, daß beide Kammern für die Ausdingbauern waren. Das läßt sich allerdings nicht zweifelsfrei bestätigen. Tatsache hingegen ist, daß der Raum der fensterlosen Kammer mitbenutzt wurde, um eine Futterschneid- und Dreschmaschine in der Scheuer aufzubauen.

Die Aufstellung von Maschinen erfordert in der Regel eine entsprechende Energieversorgung. Die war jedoch, denkt man an Elektrizität, auf der Oberen Schafscheuer noch lange nicht gegeben. Der Anschluß des Anwesens an die elektrische Netzversorgung erfolgte erst in den 30er Jahren, im Zuge des Anschlusses von Hausen. Vorher wurden die Maschinen über einen Göpel, angetrieben von zwei Stück Vieh, mechanisch bewegt. Dementsprechend wurde auch sparsam mit der Beleuchtung umgegangen. Vieles konnte im Dunkeln gefunden oder ausgeführt werden. Ansonsten half der schwache Schein einer Stallaterne, beziehungsweise das Petroleumlicht in der Stube, Licht ins Dunkel zu bringen.

Gehen wir den Flur weiter, so finden wir am Anschluß an die beiden Kammern im Flur einen Übergang in die Scheuer. Dieser Durchgang war unter anderem ideal für die Kinder. Wenn Zeit blieb, konnte man sich im Heu austoben und »Heuhopferles do«. Vom Flur könnten wir nun über eine kleine Treppe direkt ins Erdgeschoß mit den darin befindlichen Stallungen und dem Keller absteigen. Doch erstens wollen wir uns in diesem Stockwerk noch vollends umsehen, und zweitens werden wir es auch mit den Bewohnern halten. Ihnen war der Abstieg über die Notstiege auch meist zu beschwerlich, und »sie send hald gschwend Staffel na gsaut und durch Scheura nai«.

Am Ende des Flurs, der Eingangstür gegenüberliegend, führt eine Tür ins Freie. Hier ist auch der Abort, ein ans Haus angehängter Freisitz. Wir gehen die Treppe hinauf ins Dachgeschoß. Hier oben, das Dachgeschoß ist schon schräg, befinden sich noch zwei Kammern nach Süden. Sie reichen beidseitig bis an die Dachschräge, sind aber gerade gebaut. In den Kammern schlafen die Kinder der Familie. Die Betten sind mit Strohsäcken gefüllt, und als Zudecke gibt es Woldecken. Die Anzahl der Betten ist meist nicht ausreichend

3 Zeitzeugen (Anna Unrath *1889, Frida Beerweiler *1892, Herrmann Kugler *1902)

für die Kinderzahl. Oft schlafen deshalb zwei und drei in einem. Ein Vorteil dabei ist, daß es warm gibt. Der Nachteil der begrenzten Bettbreite kann durch Fuß-gegen-Fuß-Liegen ausgeglichen werden. Damit es in den Kammern in den Winternächten nicht ganz so kalt wird, wird der verbleibende Raum zwischen der Kammerwand und der Dachschräge nach dem Dreschen mit Stroh ausgefüllt.

Hier oben stehen auch die Schränke der Eltern. Der Vater hat für seine Kleider einen Kasten, die Mutter braucht zwei. Sie hat ihre Sachen und die Weißwäsche unterzubringen.

Die verbleibende Dachgeschoßfläche ist Stau- und Vorratsraum für die Frucht und sonstige Trockennahrung.

Damit sind wir mit unserem Hausrundgang am Ende. Die wichtigsten Dinge haben wir gesehen, um uns ein Bild der Oberen Schafscheuer machen zu können. Mehr ins Detail zu gehen, erforderte ein Übermaß an Recherche. Zudem muß die Verwirklichung grundsätzlich in Zweifel gezogen werden. Immerhin ist seit dem Untergang des Hofes und der Dokumentation durch den Verfasser bereits eine Generation ins Land gegangen. Ein Weiteres kommt hinzu. Wären die Kuglerkinder, die noch auf dem Hof geboren wurden, kein ausgesprochen »zäher Schlag«³, viele Informationen wären bereits unwiederbringlich verloren.

Zu Stall und Keller läßt sich in aller Kürze noch folgendes bemerken. Vieh hatte man auf der Oberen Schafscheuer bis zu zwölf Stück im Stall stehen und zudem zwei Ochsen. Die Ochsen wurden für Spanndienste gebraucht. Die Viehzucht war eng mit der Waldwirtschaft verknüpft. Nachdem man Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein auf die Stallfütterung des Viehs übergi¹,⁴, benötigte man auch entsprechendes Streu für den Stall. Da Stroh als Streu zu kostbar und in zu geringem Umfang verfügbar war, wurde Streulaub in den Wäldern gekehrt. Bei dieser Arbeit »durften« die Kinder der Familie mithelfen, ebenso wie ihre Mithilfe unter anderem beim Mosten gefragt war. Most war das Getränk der Bauern und ist auch heute nicht zu verachten. Die moderne Bereitung des Getränks unterscheidet sich allerdings wesentlich zu der althergebrachten. Heute wird das Obst in der Obstmühle gerissen und anschließend in Pressen gepreßt. Früher, auch auf der Oberen Schafscheuer, wurde das Obst im Werkeltrog zerquetscht⁵. Ein Steinrad, am langen Achsbaum in einem Holztro^g hin- und herbewegt, zerdrückte das eingefüllte Obst. Der Saft lief dann aus einer Rinne am Tro^g heraus.

Alle diesen Techniken sind, wie das Anwesen selbst, längst Vergangenheit und können allenfalls noch in einem der Museen bestaunt werden.

Die beschriebene Kargheit der Lebensweise und die einfachen Hilfsmittel dürfen allerdings nicht zu der Vermutung verleiten, daß hier Lebensumstände

⁴ Beschreibung des Oberamtes Backnang, Stuttgart 1871, S. 78

⁵ Mehl, H.: Dorf und Bauernhaus in Hohenlohe-Franken 1983, S. 65

des untersten sozialen Niveaus vorgestellt werden. Im Gegenteil, es gab Familien, die schlechter gestellt waren als die Bauern der Oberen Schafscheuer. Dem Verfasser ist zwar ein Vergleich von Einkommensverhältnissen nicht möglich, doch folgendes läßt sich sagen. Als 1808 das Hofgut (Haus und zugehöriger Grundbesitz) den Besitzer wechselte, betrug der Kaufschilling, wie damals die Kaufsumme bezeichnet wurde, 3600 Gulden. Im Vergleich dazu hinterließ 1833 der Schneiderobermeister Gottlieb Koch in Schwaikheim, nach einem 70jährigen Leben, seinen Erben lediglich 2045 Gulden. Zugegebenmaßen ist es fragwürdig, einen Hofbauern mit einem Handwerker vergleichen zu wollen; die vom Verfasser gegebenen Zahlen sollen auch nur als Orientierungshilfe dienen.

Daß der Hof jedenfalls als Besitz attraktiv erschien, beweist die Klagsache des ledigen Ludwig Kugler gegen die Katharina Eisenmann von 1820⁶. Ludwig Kugler, der von Kaisersbach stammt, brachte vor, sich im Spätjahr 1819, im Beisein beider Verwandtschaft, auf der Oberen Schafscheuer förmlich verlobt zu haben. Jetzt da er auf Erfüllung des Eheversprechens dränge, wolle sie nicht einwilligen. Katharina Eisenmann entgegnete durch vieles Zureden ihrer Verwandtschaft zu dieser Verlobung gezwungen worden zu sein, obwohl sie einen anderen lieber zum Mann nähme. Weiter entgegnete sie, und das kompliziere die Angelegenheit, sei sie von Ludwig Kugler im sechsten Monat schwanger. Aus diesem Grund war ihr Vorschlag, bliebe das Kind am Leben so wolle sie Kugler heiraten, wenn nicht, dann nicht.

Am 12. 7. 1820, sechs Tage vor der Niederkunft, fand das Paar zusammen. Sie haben geheiratet. Durch diese Heirat kam die Obere Schafscheuer in den Kuglerschen Besitz und blieb fortan, bis zu ihrem Untergang, vier Generationen in der Familie. Wie Ludwig Kugler, der Sohn des Bauern und ehemaligen Richters Friedrich Kugler, aus Kaisersbach nach Murrhardt kam, ist nicht zweifelsfrei zu klären. Daß seine ältere Schwester Christina seit 1804 in Hausen verheiratet war, nur etwa eine Viertelstunde von der Oberen Schafscheuer entfernt, dürfte hier möglicherweise eine Rolle gespielt haben.

Ludwig Kugler kam mit knapp 29 Jahren auf die Obere Schafscheuer und hatte mit seiner Frau sieben Kinder, von denen vier am Leben blieben. Ein halbes Jahr vor der Geburt seines letzten Kindes starb er, gerade 41jährig. Nach Einhalt des Trauerjahres vermählte sich seine Frau mit dem Schäfer Michael Knörzer. Er war ein Sohn des Friedrich Knörzer, Schafhalter in Waldenstein, einer Parzelle von Rudersberg.⁷ Gottlieb Jakob Knörzer, das Kind aus dieser Ehe, wurde, wie Vater und Großvater, Schäfer. Er heiratete spät. Mitte vierzig war er bereits bei seiner Vermählung 1882.

Die Eltern waren zu der Zeit schon beide tot, und das Hofgut wurde von seinem Stiefbruder Michael Kugler bewirtschaftet. Michael Kugler war der äl-

⁶ Bürgermeister-Protokoll v. 15. 4. 1820 (STA M)

⁷ Beschreibung des Oberamtes Welzheim, Stuttgart und Tübingen 1845, S. 238

teste Sohn aus der Kuglerschen Ehe. Seine ältere Schwester Jakobina Christina hatte den städtischen Waldschützen Karl Bärreuther geehelicht, der Bruder Adam war Bauer in Hausen und Karl Sattlermeister in Jagstheim. Michael Kugler, »dr Schafscheura Michel«, gab den nachfolgenden Bewohnergenerationen der Oberen Schafscheuer ihren Übernahmen. So wurde auch Wilhelm Kugler, sein zweitältester Sohn und Nachfolger auf dem Hof, wie auch dessen Sohn, »Schaf Michele« genannt. Wilhelm Kugler hatte am 24. 6. 1885 die Friederike Weller aus Unterneustetten geheiratet. Mit ihr feierte er 1935 goldene Hochzeit. Im 59zigsten Ehejahr starb die Frau, er im folgenden Jahr in den letzten Kriegsmonaten.

Wilhelm Kugler war ein äußerst interessanter Zeitgenosse. Ihn holte man bei allerlei Krankheiten und Gebrechen des Viehs und der Menschen. Er hat »braucht« und »isch oft em nachts fort gwä«³. Aber es kamen auch viele mit einem Anliegen auf den Hof.

Woher er sein Wissen schöpfte, aus einem »Brauchbuch« oder aus Überlieferungen seiner Vorfahren, ist schwer zu sagen. Aberglaube und der manchmal begrenzte Horizont der Zeit mag seine Mitmenschen verstärkt solchen Dingen zugänglich gemacht haben. Seine psychologischen und insbesondere volksmedizinischen Kenntnisse jedoch vollkommen in Frage zu stellen, in einer Weise wie dies Pfarrer Mayer⁸ tat, möchte ich bezweifeln. In seiner altertümlichen Schreibweise bemerkt Mayer nachfolgendes zum Viehharzte. »Zu sagen; dann auch dies wird man noch von mir erwarten; allerdings etwas beim Viehstand sehr wichtiges! Allein leider! Weiß ich hier sehr wenig besonderes zu erzählen. Viele unserer Bauern sind hier, wie alle anderen Bauern, sonderliche Menschen. Der Arzt für die Kuh ist gemeiniglich auch der Doktor für sie, und der Doktor für sie, ist auch der Arzt für die Kuh. Er ist kein anderer als der Landgautsche der Gellertischen Erzählung, ein Zahnarzt, oder ein Mann mit grünen Strümpfen, einem Knebelbart, von funkelnden Augen, und einer fürchterlichen schwarzen Perücke, ein Fallmeister. Hier in diesem wohnt eines manchen Vertrauen, dort in einem Winkel des Waldes, in einer Klinge, oder dort unter dem Grausen herhangender Felsen; dann er ist, der die Hexen peitschet, den Teufel bannet, der über alle Geheimnisse Gewalt hat, und Herr ist. Hier suchet er Hilfe, und zahlet die Hilfe, die man verspricht, willig und teuer, und klagt nicht, wann auch alle Mittel, Kräuter, Beiner, Lumpen vom Galgen und Rasen vom Rasensteine versagen. So sind manche Bauern auch bei uns, wie sie es sind allerorten, leichtgläubig beim Gaukler, abergläubisch beim Hexenbanner, voll Zweifel bei den Gelehrten, wo nur Natur ist sehen sie Wunder und durch jeden Schein sind sie geblendet, jeder Plauderer überredet sie leicht, das wesentliche lassen sie sich entfallen, und tappen nur nach dem

8 Mayer, J. F.: Lehrbuch für die Land- und Haußwirthe in der pragmatischen Geschicht der gesamten Land- und Haußwirtschaft des Hohenlohe Schillingfürstischen Amtes Kupferzell, Nürnberg 1773, S. 147

Schatten. Die Weisheit selbst predigt unter ihnen den Tauben, und sie sind doch stolz genug, sie zu verlachen und dünken sich weiser.«

Die Heilkräuter und ihre Anwendung und Wirkungen sind lange Zeit von der Schulmedizin belächelt worden und finden erst in jüngerer Zeit wissenschaftliche Rechtfertigung. Gerade die Schäfer aber hatten Zeit, sich mit der Pflanzenkunde und auch mit anderen Dingen zu beschäftigen und haben auf ihren Wanderungen vieles erfahren. Möglicherweise ist hier der Schlüssel für dieses spezielle Kapitel Hofgeschichte zu suchen.

Von den 15 Kindern der Familie des Wilhelm Kugler blieben 13 am Leben. Der Jüngste, Fritz, bekam die Obere Schafscheuer und hat das Gut nach dem Tod der Eltern in Teilen verkauft. Der Verkauf ermöglichte ihm einen persönlichen Neuanfang im Bayrischen, bedeutete aber gleichzeitig das schnelle Ende einer langen Familientradition und einer noch längeren Hofgeschichte. Wie bereits angedeutet, haben die Kugler zwar viele Jahre Hofgeschichte auf der Oberen Schafscheuer geschrieben, das Haus aber nicht erbaut. Sie haben das Anwesen mit seinen umliegenden Gütern gekauft. Nach den bisherigen Ausführungen des Verfassers könnte man annehmen, daß es sich bei der Oberen Schafscheuer um das elterliche Gut der Katharina Eisenmann handelte. Dies ist jedoch nicht richtig. Vielmehr war die Katharina Eisenmann die 1794 geborene Tochter des Tobias Eisenmann, Müller in der Hinterwester-murrer Sägmühle. Als die Tochter drei Jahre alt war, starb der Vater. 1800 verheiratete sich die Mutter ein zweites Mal. Der Ehevertrag vom 15. 7. 1799 zu dieser Ehe benennt Michael Eisenmann von der Oberen Schafscheuer als Pfleger der Waisenkinder.

Michael Eisenmann, der Pfleger der Kinder, war von Waltersberg gebürtig und wurde bei seiner ersten Eheschließung 1762 als Weber von Beruf vermerkt. Seine Frau war Witwe und brachte eine Tochter in die Ehe, gerade 14 Jahre jünger als er selbst. 1774 wohnte Michael Eisenmann mit seiner Familie in Hausen. Nach dem Tod seiner ersten Frau und nach seiner Wiederverheiratung mit der Witwe des Michael Schieber von Siebenknie kam er nach dort. 1782 bat er, in das Stadtbürgerrecht von Murrhardt aufgenommen zu werden. Er beabsichtige Güter in der Oberen Schafscheuer zu kaufen⁹. Das Gerichtsprotokoll vermerkt hierzu folgendes: »Da bekanntlich der Petent in gutem Prädikat und Vermögensumständen sich befindet so wird ihm inpetio willfährt gegen Bezahlung – Bürgergeld 14 fl, fürs Eichensetzen 30 ×, 1 Feuereimer 1 fl 20 ×, ins Zuchthaus 30 × und auf Martini 1 Scheffel Dinkel in natura zum Fruchtvorrat zu liefern (1 Gulden [fl] = 60 Kreuzer [x]).« Im selben Jahr seiner Bürgerannahme kaufte sich Michael Eisenmann dann auf der Oberen Schafscheuer ein, die ihm fortan mit seiner dritten Ehefrau auch Wohnort war. Seine dritte Frau war die Schwester des oben genannten Tobias Eisenmann, also Tante seiner Pflegkinder und zu ihm selbst Geschwisterkind.

9 Gerichtsprotokoll v. 23. 5. 1782 (STA M)

Die drei Ehen des Michael Eisenmann blieben kinderlos. Aus diesem Grund nahm er seine Pflegetochter Katharina an Kindesstatt an, und sie wurde zur Hofnachfolgerin bestimmt. Jetzt fehlte es nur noch an einem geeigneten Ehemann für sie. Der wurde in Johann Jakob Schuh, dem ledigen Sohn des Conrad Schuh von Hausen, gefunden. Jakob Schuh wurde 1782 geboren und war ein dutzend Jahre älter als seine Zukünftige. Da man sicherlich zu allen Zeiten bestrebt war, sein »Sach« zusammenzuhalten, konnte man nach dem in Frage kommenden Ehemann nur im Umfeld der Familie suchen. Damit fiel die Wahl auf den Zweitältesten der Schuh-Söhne. Seine Mutter war die Stieftochter des Michael Eisenmann aus erster Ehe. 1808 wurde der Kauf- und Heiratsvertrag zwischen den beiden »Kindern« für die Obere Schafscheuer geschlossen¹⁰ und im Januar des folgenden Jahres geheiratet. Jakob Schuh war gerade 27 Jahre alt geworden, Katharina Eisenmann noch keine 15 Jahre alt. Michael Eisenmann, der alte Hofbauer, mit seinen 68 Jahren wählte jetzt die Nachfolge geregelt, doch zu ungleich erwies sich das verkuppelte Paar. Im November 1812 ließen sich die beiden scheiden, und Jakob Schuh verließ die Obere Schafscheuer. Er verheiratet sich 1819 mit einer Dietrich-Tochter vom Hördthof, nachdem er bereits 1818 gegen eine geplante Wiederverheiratung seiner ehemaligen Frau nichts einzuwenden wußte¹¹. Katharina Eisenmann vermählte sich 1820, wie schon oben ausgeführt, mit Ludwig Kugler.

Die Gründe, die Michael Eisenmann 1782 bewogen, die Obere Schafscheuer zu kaufen, sind weitgehend unklar. Soweit jedoch bekannt ist, spielten familiäre Zwänge hierbei keine Rolle. Vielmehr ist davon auszugehen, daß er es verstanden hat, durch geschickte Heiratspolitik zu einer gewissen Wohlhabenheit zu gelangen. Die ermöglichte ihm den Kauf. Durch den Kauf konnte er sich in seiner sozialen Stellung verbessern. Daß er möglicherweise zur Realisierung des Kaufgeschäfts verwandtschaftliche Beziehungen einbrachte ist denkbar; denn solche bestanden zu den Vorbesitzern.

Auf der Verkäuferseite scheinen hauptsächlich Bequemlichkeitsgründe für den Verkauf des Hofguts maßgeblich gewesen zu sein. Nachdem Christina Magdalena Nägele starb, sie war in dritter Ehe seit 1767 mit Johann Georg Wüst auf der Oberen Schafscheuer verheiratet, verkaufte ihr Witwer im Mai 1782 das Hofgut. Mit seinem Verkaufserlös erwarb Johann Georg Wüst die Hälfte an einer neuerbauten, zweistöckigen Behausung mit gewölbtem Keller in der Brand- oder Entengasse in der Stadt. Hier wohnte er dann, auch nach seiner Wiederverheiratung mit Magdalena, der Witwe des Zimmermanns Michael Zügel, bis zu seinem Tod 1815.

Die oben genannte Christina Magdalena Nägele wurde 1718 als jüngstes Kind des Jakob Nägele auf der Oberen Schafscheuer geboren. 1739 verheiratete sie sich hier mit Michael Wurst von Klingen. Er ist der Stiefbruder der späteren

¹⁰ Kaufvertrag v. 15. 8. 1808 (STA M)

¹¹ Bürgermeisterprotokoll v. 23. 11. 1819 (STA M)

zweiten Frau des Michael Eisenmann. Im Jahr der Eheschließung kaufte Michael Wurst das halbe Anwesen von seinem Schwiegervater Jakob Nägele wie folgt: »Die Hälfte an einer ganzen Behausung und Scheuer außerhalb der Stadt bei den hienach beschriebenen Gütern stehend zinst dem Kloster jährlich samt $4 \times 3/4$ Hl. Handlohn und Weglösin tut zusammen 1 Gulden (fl) 23 Kreuzer (\times) $1 3/4$ Heller (Hl) und sind zur hierher gehörigen Hälfte $41 \times 3 3/4$ Hl angeschlagen. Äcker: Die Hälfte an 2 Morgen 4 Ruten im Linderst zwischen den Gärten und einem abgegangenen Weinberg gültet der Stadt jährlich zur Hälfte $3 \times$. Wiesen: Die Hälfte an 11 Morgen 3 Viertel $14 1/2$ Ruten im Linderst und Stritzich zwischen der Murr und dem Rain auch der Linderstwald zinst das ganze Stück dem Kloster und der Stadt in allem 30×5 Hl und vom Haber von 8 Tagwerk 2 fl $40 \times$ zusammen 3 fl 10×5 Hl. Zur Hälfte aber 1 fl $35 \times$. Den achten Teil an der Lutzensägmühle samt dem Geschirr.«

Michael Wurst war es nicht gegönnt, seinen Besitz lange zu bauen. Bereits im dritten Ehejahr starb er. Da er keine Kinder hinterließ, waren seine noch lebende Mutter und die Geschwister mit erberechtigt. Nach Einhalt der Trauerzeit heiratete Christina Magdalena Nägele 1743 den Murrhardter Müllersohn Albrecht Wieland. Der ledige Wieland war bereits 50 Jahre alt und Schmied von Beruf. Er kaufte zwei Jahre später die restliche Hälfte der Oberen Schafscheuer von seinem Schwiegervater. Bemerkenswert ist, daß das Anwesen zu der Zeit die Nägelinsche Schafscheuer genannt wurde, wie auch nachweislich in den Jahren 1745 und 1756.

1765 waren die Bewohner der Oberen Schafscheuer froh, weit außerhalb der ummauerten Stadt zu wohnen. Das Feuer in der Stadt war weit zu sehen. Vielleicht waren die Wielands auch beim Löscheinsatz. Doch die Bebauung war zu eng, und es gab für diese Katastrophe zu wenig Löscheräte. Innerhalb fünf Stunden brannten 119 Häuser und 34 Scheunen nieder¹². Fast die gesamte Stadt lag in Schutt und Asche.

1766 verunglückte Albrecht Wieland tödlich¹³. Er hatte nach Aussage derer, die dabeigewesen, in des Rotgerbers Christian Zeitter Haus nur wenige Schoppen Wein getrunken. Dadurch aber bei ohnehin hohem Alter so gewütet, daß man ihn aus Sorgfalt nicht heimgelassen, sondern in der Stubenkammer auf ein Bett gelegt. Ehe man sich aber versah, lag er, durch einen engen Fensterladen heruntergestürzt, tot vor dem Haus.

Jakob Nägele, der alte Hofbesitzer, war sicherlich froh, daß er diese Entwicklungen nicht mehr hatte miterleben müssen. Er hätte es nicht gutgeheißen, daß der Hof außer der Familie verkauft wird, zumal Enkel aus der Wielandschen Ehe seiner Tochter dawaren. Doch zu all dem konnte er seinen Rat nicht mehr geben. Er starb in den letzten Dezembertagen des Jahres 1749 im 85. Lebensjahr. Zeitlebens war er einer der honorigeren Bürger Murrhardts gewesen.

¹² Beschreibung des Oberamtes Backnang, Stuttgart 1871, S. 244

¹³ Totenbuch Murrhardt (Pfarrarchiv Murrhardt)

Mindestens seit 1695 und bis 1718 gehörte er dem Rat der Stadt an. Von 1725 bis 1739, aber vermutlich bis zu seinem Tod, war er Gerichtsverwandter. Er hatte also über 50 Jahre auf kommunaler Ebene mitgewirkt.

Jakob Nägele war Metzger von Beruf. Das Handwerk hatte er wahrscheinlich bei seinem Vater Claus erlernt, der ebenfalls Metzger und Wirt in Murrhardt war. 1685 heiratete Jakob Nägele seine erste Frau Margaretha, eine Tochter des Gerichtsverwandten Leonhard Mack von Murrhardt. Mit ihr wohnte und



lebte er in der Stadt. Knapp 32jährig starb sie bei ihrer vierten Geburt. Im Frühjahr des folgenden Jahres 1695 verheiratete sich Jakob Nägele ein zweites Mal: mit der Murrhardter Metzgerstochter Ursula Stigler. Mit ihr gemeinsam bereitete er ein Bauvorhaben vor, von dem nach seiner Ausführung wie folgt berichtet wird¹⁴: »Jakob Nägelen, Metzger, zinst jährlich aus seiner mit fürstlichen Gnaden unterm dato 2. März 1696 neuerbauten Schafscheuern bei dem Hohensteeg im Luzengrund zwischen seines Inhabers Wiesen und Acker rings um gelegen nämlich 1 Pfund Heller bringen Kreuzerwährung 43 Heller. Und sooft und manigmal solche Schafscheuer ausser einer Hand in die andere kommt, in welchem Weg das immer beschicht, gibt der so davon kommt dem Kloster Murrhardt ein Pfund Heller Weglösın und der dazu kommt ein Pfund Heller zu Handlohn alles Landwährung.«

¹⁴ Lagerbuch 1710 (STA M) S. 465

Der Metzger Jakob Nägele hat also 1696 die »Obere Schafscheuer«, oder auch die »Nägelinsche Schafscheuer« genannt, erbaut. Seine Beweggründe für dieses Unternehmen liegen heute weitgehend im dunkeln. Es erstaunt jedenfalls, daß der Erbauer kein Schäfer war. Doch dies ist möglicherweise unter dem Aspekt der Finanzkraft der jeweiligen zu sehen. Überdies hatte Jakob Nägele sicherlich gute Beziehungen aus seiner Ratstätigkeit. Man kann also davon ausgehen, daß diese ihm die Genehmigung für seinen Neubau erleichterten. Über die Frage jedoch, welchen geschäftlichen oder privaten Erfolg er sich aus dem Bau des Hofes versprach, läßt sich allenfalls spekulieren.

Tatsache jedenfalls ist, daß in der Gewerbeliste der Stadt Murrhardt von 1871¹⁵ nach der Gesamthäufigkeit die Schäfer auf Platz zwei und die Metzger auf Platz acht von 18 möglichen lagen. Das heißt es gab diese Berufe oft, woraus zu schließen ist, daß sie auch oft benötigt wurden. Geht man nun davon aus, daß zur Zeit der Erbauung der Oberen Schafscheuer ähnliche Verhältnisse geherrscht haben und davon, daß Schäfer und Metzger sich ergänzen, so sieht der Verfasser hierin Gründe für den Entschluß und die Notwendigkeit die Obere Schafscheuer Ende des 17. Jahrhunderts zu bauen.

Andererseits haben sich die angesprochenen Bedingungen heute und bereits schon vor 40 Jahren weitgehend gewandelt. Damit hatte auch die Daseinsberechtigung der Oberen Schafscheuer nach etwa 250 Jahren ihren Bestand verloren. Man könnte sagen, sie mußte abgerissen werden. Aber schade um das Anwesen ist es allemal.

15 Beschreibung des Oberamtes Backnang, Stuttgart 1871, S. 230—231

Johann Haigold aus Schwäbisch Hall-Tüngental (1817—1903)

Schultheiß, Förderer der Landwirtschaft, Landtagsabgeordneter

VON HANS-PETER MÜLLER

Seit dem Abstieg der vormaligen Reichsstadt Hall zur württembergischen Oberamtsstadt rekrutierte sich die nunmehr tonangebende Führungsschicht mehrheitlich aus Auswärtigen. Oberamtsmänner, Richter, sonstige höhere Beamte, Pfarrer, aber auch zahlreiche Lehrer kamen nun ganz überwiegend aus Altwürttemberg. Auch die Vertreter des Bezirks im Stuttgarter Landtag wurden in der Regel von auswärts »importiert«. Schließlich suchten die Angehörigen der einheimischen Bildungsschicht den beruflichen Aufstieg außerhalb der Heimat.

Eine bemerkenswerte Ausnahme zu den hier pauschalierend dargestellten Verhältnissen stellt die Rolle dar, die der heute beinahe gänzlich vergessene Johann Michael Andreas Haigold seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts im öffentlichen Leben seiner Heimat spielte. Der am 17. März 1817 in Haßfelden – dem Heimatort seiner Mutter – geborene Haigold blieb zeitlebens Bürger von Tüngental. Dort besaß sein Vater, Gemeinderat Johann Friedrich Haigold, nicht nur ein größeres landwirtschaftliches Anwesen, sondern auch die einzige örtliche Gastwirtschaft (»Zum Lamm«), mit der eine Bierbrauerei verbunden war. Der junge Haigold verlor seinen Vater bereits im elften Lebensjahr. 1842, nach dem Tod der Mutter, übernahm er die Führung des elterlichen Betriebes. Ein nicht sehr ergiebiger Lebenslauf schweigt sich zu seinem schulischen Werdegang aus, berichtet jedoch, daß Haigold in jungen Jahren *auch in der Fremde und im Ausland* Kenntnisse erwarb, schließlich als guter Wirtschafter seinen Besitz *zu vermehren und zu vergrößern wußte*¹.

Im Mai 1849 trat Haigold mit einer bemerkenswerten Initiative zum Straßenbau – in jener Zeit ein Dauerthema im schlecht erschlossenen Oberamtsbezirk – hervor. Er verfaßte im Namen *sämtlicher Gewerbe des unteren Kochertals, der Gegend von Tüngental, Vellberg, Sontheim und Bühlertann* eine längere Eingabe an das Oberamt Hall², das er zu schleunigem Handeln aufforderte. Haigold beklagte, daß die seit Jahren zum größten Teil fertiggestellte Verbindung von Geislingen im Kochertal zu den Staatsstraßen von Hall nach Crailsheim und Ellwangen durch die unausgeführt gebliebenen Anschlüsse im Raum Tüngental ihren Zweck nicht erfülle, die bisher aufgewen-

1 Gedruckte Leichenpredigt mit Lebenslauf von Pfarrer Weidner, Schwäbisch Hall 1903, S. 12.

2 Kreisarchiv Schwäb. Hall (KrA SHA) 1/488.

deten Mittel nahezu nutzlos vertan worden seien. Mit kritischen Worten hielt er der Behörde vor, daß die erforderlichen Gelder längst bewilligt seien, keinerlei technische Schwierigkeiten beständen, die betroffenen Gemeinden vor längerer Zeit bereits Steinlieferungen geleistet und inzwischen vergebliche Schritte unternommen hätten. Vor dem Hintergrund der seit 1846/1847 herrschenden schweren Wirtschaftskrise beschwor Haigold dann die Nachteile für die auf Verkehr und auswärtigen Absatz angewiesenen Gewerbe; deren Lage erfordere *dringende Abhilfe*. Ebenso wie der Weinbau des Kochertals litten auch die Holz und Holzwaren produzierenden Gegenden von Vellberg, Sontheim und Bühlertann an den zum Teil unbefahrten Straßen. Schließlich könnten die Landwirte in Tüngental und Matheshörlebach einen Teil ihrer Güter nur mühsam erreichen.

Der Schultheiß

Die Wahl Haigolds zum Ortsvorsteher der Gesamtgemeinde Tüngental Ende 1849 war so in doppelter Hinsicht naheliegend. Er gehörte zur einheimischen Honoratiorenschicht, aus der sich die damaligen Dorfschultheißen in aller Regel rekrutierten. Ökonomische Unabhängigkeit war notwendige Voraussetzung für das noch nicht als »Brotberuf« besoldete Amt. Gleichzeitig hatte ihn sein Eintreten für öffentliche Belange zum idealen und schriftgewandten Kandidaten gemacht. Die fehlende Qualifikation als Verwaltungsfachmann stellte kein Hindernis dar; erst Jahrzehnte später wurden ausgebildete – und dann oft ortsfremde – Ortsvorsteher die Regel. Einzige Voraussetzung seiner am 22. Dezember 1849 durch die Kreisregierung ausgesprochenen Ernennung³ – sie erfolgte auf Lebenszeit und zeigt die starke Stellung der damaligen Schultheißen – war die Aufgabe der Tätigkeit als Wirt. Gemäß den gesetzlichen Vorschriften verpachtete Haigold die Gastwirtschaft; die Brauerei und die Landwirtschaft führte er jedoch weiter⁴.

Die Gesamtgemeinde Tüngental, zu der vorher nur die beiden Teilorte Matheshörlebach und Otterbach gehörten, war 1849 um die Parzellen Altenhausen, Veinau, Ramsbach und Wolpertsdorf erweitert worden⁵ und zählte am 3. Dezember 1850 736 Einwohner⁶. Tüngental gehörte nunmehr zu den größeren Gemeinden des Bezirks Hall und war fast ausschließlich landwirtschaftlich orientiert. Die Oberamtsbeschreibung bezeichnete 1847 den Mutterort als *ansehnlich*, die Einwohner als *im Allgemeinen wohlhabend*. Auch über die meisten Teilorte lauten ihre Aussagen günstig⁷.

Haigolds über 25jähriges Wirken für seinen Heimatort soll nur exemplarisch

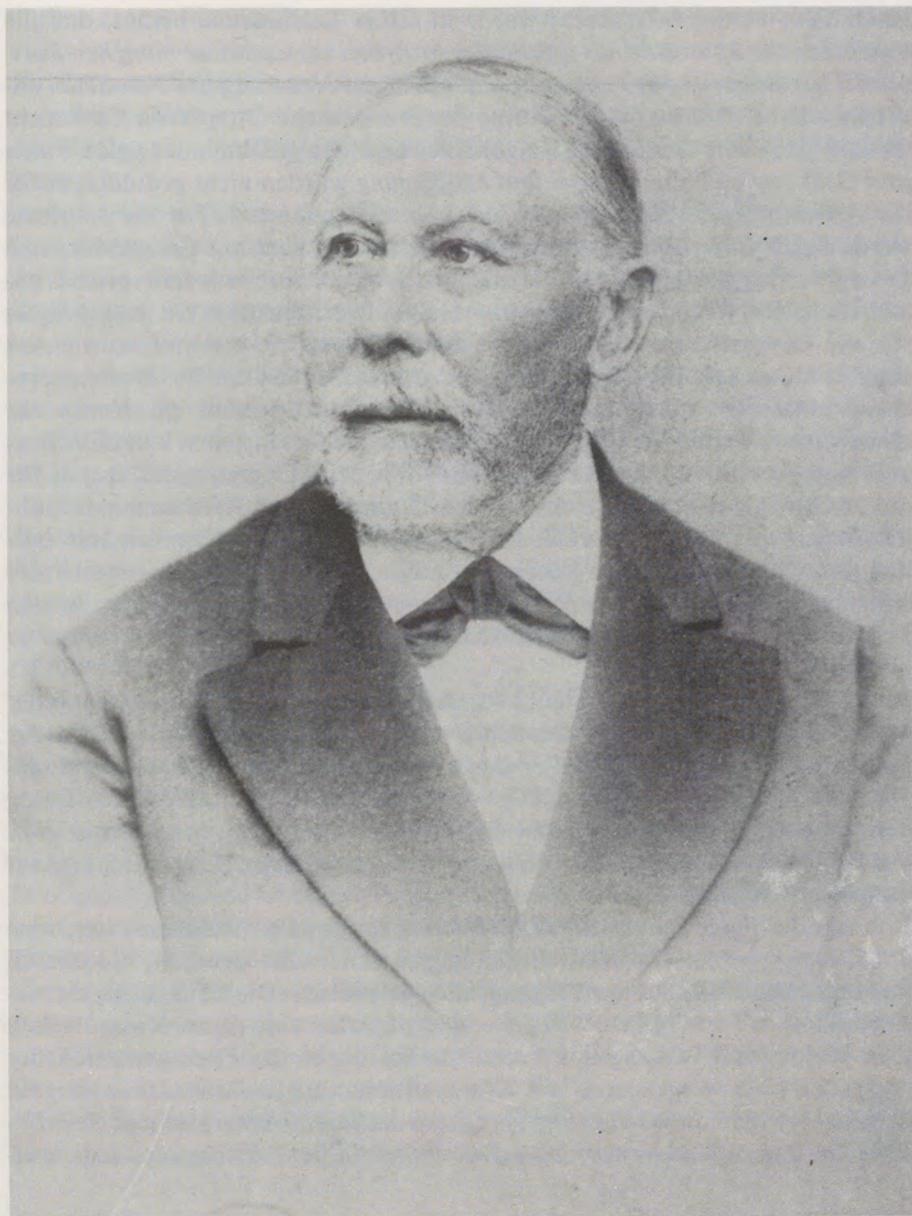
3 KrA SHA 1/A 55/6.

4 KrA SHA 1/412.

5 Regierungs-Blatt für das Königreich Württemberg 1849, S. 219.

6 KrA SHA 1/40.

7 Beschreibung des Oberamts Hall, Stuttgart u. Tübingen 1847, S. 266 ff. 309 ff.



Johann Haigold
* 17. 3. 1817 † 21. 3. 1903

geschildert werden.⁸ Zu Recht wurde in seiner Leichenrede betont, daß die Gemeinde *die Spuren seiner erfolgreichen Arbeit zeige, daß er manchen Fortschritt zur Besserung des Ungenügenden und zur Neuerung des Veralteten angebahnt habe*⁹. 1853 bzw. 1855 lobte der evangelische Ortspfarrer Cleß nicht nur die kirchliche Gesinnung Haigolds, er bescheinigte ihm auch, *gute Zucht und Ordnung zu halten. Bettel und Müßiggang würden nicht geduldet, dafür der Armenpflege... die nötige Aufmerksamkeit geschenkt*. Für Verwaahloste werde durch *Unterbringung in rechtschaffenen Familien* auf Gemeindegosten gesorgt¹⁰. Mag sich hinter diesen Aussagen auch ein durchaus zeittypisches patriarchalisches Regiment verbergen – Haigold verfügte über ein ausgeprägtes soziales Gewissen. Seine ersten Dienstjahre fielen, wie erwähnt, in die Ära einer landesweiten Wirtschaftskrise, die erst 1853/1854 endete. Dementsprechend entstand zu Beginn der 1850er Jahre in Tümgental ein *Verein zur Armenunterstützung*, der 1853 seine Tätigkeit wieder einstellen konnte¹¹. Haigold bemühte sich 1852 um zusätzliche Hilfe. Beim Oberamt Hall trat er für die Beschleunigung des Straßenbaus von Tümgental nach Ramsbach und Bühlerzimmern als Notstandsarbeit ein. Zahlreichen armen Familien mit stellunglosen schulentlassenen Kindern in seiner Gemeinde fehle es trotz Unterstützung an Arbeit und Brot. Mit oberamtlicher Hilfe sei diesen Armen Beschäftigung beim Straßenbau zu schaffen und so *dieser traurige Zustand zu lindern*¹².

Immer wieder setzte sich Haigold für den Straßenbau, die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse seiner Gemeinde ein. Er wirkte dafür sowohl in der Haller Amtsversammlung, der er kraft Amtes angehörte, als auch durch zusätzliche Schritte gegenüber dem Oberamt. 1868, ein Jahr nach der Eröffnung der Station Sulzdorf an der Hall—Crailsheimer Eisenbahn, kritisierte er z. B. das Fehlen einer Zufahrt von Tümgental als *Rücksichtslosigkeit* und drang auf umgehende Abhilfe¹³.

Wie sehr der junge Schultheiß ein Verfechter zeitgemäßer Reformen war, wird am Beispiel der anachronistischen Realgemeinderechte deutlich, die überall im Hällischen als Relikt der Vergangenheit existierten. Die Gemeindegostenbesitzer, stets nur ein Teil der Ortsbewohner, führten eine eigene Kasse. Neben dem Weide- und Pferchgenuß hatten sie aus dieser das Gros gemeindlicher Ausgaben (u. a. Wegekosten und Armenunterhaltung) zu bestreiten. Haigold bezeichnete 1855 diesen Zustand als *Quelle endloser Zänkereien und Feindseligkeiten* und zudem *verworren und verwickelt* in der Ausführung. Jede Klei-

8 Einer ausführlichen Darstellung steht entgegen, daß das offenbar dezimierte Gemeindegostenarchiv nicht geordnet ist.

9 Leichenpredigt (wie Anm. 1), S. 8.

10 Pfarrarchiv Tümgental, Pfarrberichte 1853 und 1855.

11 Ebd.

12 KrA SHA 1/488.

13 KrA SHA 1/487.

nigkeits drohe, in einen Rechtsstreit zu münden. Folgerichtig erreichte er 1855 in zähen Verhandlungen die Auf- bzw. Ablösung im Mutterort, den Übergang der Güter an die politische Gemeinde. In den 1860er Jahren folgten die Teilgemeinden¹⁴. Diese Initiative ist insofern bemerkenswert, als sich die Aufhebung der Realgemeinderechte in vielen Fällen bis weit in das 20. Jahrhundert hinzog.

Haigold war zeitlebens ein Mann der Landwirtschaft. 1865 klagte der neue Ortspfarrer, Klett, der Schultheiß *agitire* für eine Trennung der Schule von der Kirche. Er behauptete, die Geistlichen hätten nur Interesse für die religiösen Fächer und versäumten eine Vorbereitung der Kinder für das praktische Leben. Letztere bestehe nach Haigolds Auffassung vor allem in der *Beibringung landwirtschaftlicher Kenntnisse*¹⁵. Hier klingt sowohl das politische Denken des Schultheißen als auch sein Einsatz für landwirtschaftliche Belange an. 1863 etwa wußte das Lokalblatt über die Verbesserung der Farrenhaltung in Tüngental zu berichten: An die Stelle der bisherigen unbefriedigenden privaten Farrenhaltung war eine solche in gemeindlicher Regie getreten. Der Haller *Landwirtschaftliche Bezirksverein* (LBV) verlieh für diese *heilsame Maßregel* einen Preis und forderte andere Gemeinden zur Nachahmung auf. Die offenbar zunächst auf Skepsis stoßende Reform war Ergebnis des *lebhaften und unermüdlichen Wirkens* von Haigold, einiger Ortsanwälte und jüngerer Gutsbesitzer¹⁶.

Auch weitere Maßnahmen tragen Haigolds Handschrift. Bei einer Feldbereinigung im Jahr 1869 in Tüngental wurden durch Kauf und Tausch 60 Morgen Bauernland so zusammengelegt, daß sie statt früher 34 nur noch neun Parzellen bildeten¹⁷. Im Winter 1869/1870 verfügten nur zwei Gemeinden im Bezirk Hall über Winterabendschulen mit landwirtschaftlichem Unterricht: Tüngental und Ilshofen. Tüngental war auch eine der drei Bezirksgemeinden, die über Ortslesebibliotheken verfügten¹⁸. Hier dürfte die landwirtschaftliche Literatur das Gros der Bücherbestände ausgemacht haben.

Obwohl in Tüngental 1865/1866 ein neuer Friedhof auf Kosten der politischen Gemeinde errichtet wurde¹⁹, war das Verhältnis zwischen Schultheiß und Pfarrer gespannt. Neben noch zu behandelnden politischen Denunziationen warf Pfarrer Klett Haigold seit 1871 ein kirchenfeindliches Verhalten vor. Der Ortsvorsteher sei gegen die Ausdehnung des Religionsunterrichtes, verweigere eine Aufstellung von Opferbüchsen für Missionszwecke ebenso wie Mittel zum Ankauf von Bibeln. Kletts Vorwürfe gipfelten in der Aussage, Haigold

14 KrA SHA 1/108.

15 Pfarrarchiv Tüngental, Pfarrbericht 1865.

16 Haller Tagblatt (HT), Nr. 149 v. 14. 7. 1863.

17 Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft, Nr. 31 v. 6. 8. 1870.

18 Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft, Nr. 45 v. 12. 11. 1870 (Beilage 14).

19 KrA SHA 1/601. Die Anlegung des Friedhofes galt als Verdienst Haigolds: Leichenpredigt (wie Anm. 1), S. 8.

versuche, Angelegenheiten des Kirchenkonvents und des Stiftungsrats *mit möglichster Umgehung des Pfarrers* durchzuführen. Zudem *beherrsche* er die weltlichen Mitglieder des Kirchenkonvents²⁰. Sicherlich sind diese Angriffe überspitzt. Haigold war selbstbewußt, seine Stellung in der Gemeinde dürfte die einer unangefochtenen Autorität gewesen sein. Dies schien dem offenbar für weltliche Fragen wenig aufgeschlossenen Pfarrer nur schwer erträglich zu sein. Ausdrücklich wurde dem angeblich kirchenfeindlichen Haigold nachgerühmt, sich *um den guten Vermögensstand unserer Ortskirche... eifrig bemüht* zu haben²¹.

Eine Initiative Haigolds als Mitglied der Amtsversammlung wirkt aus heutiger Sicht befremdlich und schwer nachvollziehbar – sie mag allenfalls den vorsichtigen »Hausvater« charakterisieren. 1859 forderte er die Auflösung der Haller Oberamts Sparkasse mit der Begründung, daß ihr anfänglicher Zweck, der Kreditlosigkeit abzuhelpen, nicht mehr bestehe. Er anerkannte durchaus den bisherigen ökonomischen und moralischen Nutzen des Instituts und konnte sich eine Fortführung als Privatanstalt vorstellen. Der Amtskörperschaft, d. h. dem Kommunalverband, wollte er jedoch die *ungeheure Verantwortlichkeit* als Garantieträger nicht länger auferlegt sehen. Gespräche mit dem Oberamtmanne dürften ihn jedoch bewogen haben, seinen Antrag an die Amtsversammlung zurückzunehmen²².

Haigolds Verdienste um seine Gemeinde fanden gebührende Anerkennung. 1875, anlässlich seines 25jährigen Dienstjubiläums, überreichten ihm Gemeinderat und Bürgerausschuß ein *prachtvolles Geschenk* – eine Uhr. Gleichzeitig feierte eine *große Versammlung aus Stadt und Land* den Jubilar²³. Auch von höchster Stelle wurde er gewürdigt; das Innenministerium zeichnete ihn mit der *silbernen Zivilverdienstmedaille* aus²⁴.

Im Sommer 1878 reichte er beim Oberamt sein Rücktrittsgesuch ein und begründete diesen Schritt mit *Kränklichkeit*. Dennoch votierte bei der im Oktober stattfindenden Wahl eines Nachfolgers eine stattliche Zahl von Gemeindebürgern erneut für den abgetretenen Schultheißen²⁵ und dokumentierte damit die Anhänglichkeit und Wertschätzung, die man ihm entgegenbrachte. Sein Wirken für öffentliche Belange sollte jedoch noch lange anhalten.

Der Förderer der Landwirtschaft

Förderung der Landwirtschaft war erklärtes Ziel des württembergischen Staates. Auf Oberamtsebene sollten die vielfach im Vormärz gegründeten landwirtschaftlichen Vereine diesem Ziel dienen. An ihrer Spitze standen anfäng-

20 Pfarrarchiv Tüngental, Pfarrberichte 1871 und 1873.

21 Leichenpredigt (wie Anm. 1), S. 8.

22 KrA SHA 1/379.

23 HT Nr. 11 v. 15. 1. 1875.

24 Amtsblatt des Königl. Württ. Ministerium des Innern 1875, S. 60.

25 KrA SHA 1/A 55/6.

lich kaum Landwirte, sondern zumeist höhere Beamte bzw. städtische Honoratioren, die versuchten, belehrend auf die Landleute einzuwirken. Der 1836 gegründete Haller Verein wurde bis 1870 fast ausschließlich von Oberamtmännern bzw. Haller Stadtschultheißen geführt. Am 1. Januar 1854 verfügte er über 141 Mitglieder²⁶, war also keineswegs in der Bauernschaft verankert.

Haigold trat dem Verein wahrscheinlich schon in jungen Jahren bei. 1858, anlässlich des landwirtschaftlichen Volksfestes in Hall, gehörte er einer Kommission für *Dekoration, landwirtschaftliche Produkte und Obstausstellung* an²⁷. Bereits Anfang des kommenden Jahres wurde er Mitglied des 17köpfigen Vereinsausschusses²⁸, also des erweiterten Vorstandes. Seit dieser Zeit darf es als sicher gelten, daß er die vielfältigen Vereinsaktivitäten – Vorträge und Versammlungen, Verbreitung landwirtschaftlicher Schriften, Prämierungen für Zuchterfolge bzw. eingeführte Neuerungen, Kontakt zur Stuttgarter Zentralstelle für die Landwirtschaft etc. – nach Kräften unterstützte und förderte²⁸. Als praktizierender Landwirt wurde er zudem mehrfach ausgezeichnet²⁹.

Ganz sicher in Folge seines Wirkens wurde er im März 1870 zum Vorsitzenden des Vereins gewählt. Der Wahl dürfte allerdings ein »Kandidatenkarussell« vorangegangen sein. Zwei Versammlungen befaßten sich mit der Wahl, verschiedene Kandidaten wurden genannt und Vorbesprechungen geführt, ein Bericht über die Wahl fehlt jedoch³⁰. Mit ihm trat erstmals ein Landwirt an die Spitze des LBV. Indem er die Nachfolge des Haller Stadtschultheißen antrat, war zudem die Ära des städtischen Vereinsregiments beendet. Dem nunmehr 272 Mitglieder zählenden Verein³¹ darf eine bedeutsame Rolle für die landwirtschaftliche Entwicklung des fast gänzlich agrarisch orientierten Oberamtsbezirks Hall zugeschrieben werden. Die Verdienste des Vereinsvorsitzenden Haigold treten dabei besonders in zwei Bereichen, dem Ausbildungssektor und der Verbesserung der Viehzucht, deutlich zutage.

Nachdem 1869 in Ravensburg die erste »Landwirtschaftliche Winterschule« Württembergs eröffnet worden war, plädierte der Haller LBV in Übereinstimmung mit der Zentralstelle für die Landwirtschaft für die Errichtung eines solchen Instituts auch in Hall. Im November 1869 beschloß die Haller Amtsver-

26 Fest-Schrift zu dem 50jährigen Jubiläum des landwirtsch. Bezirks-Vereins, Schwäb. Hall 1886, S. 2.

27 HT Nr. 218 v. 18. 9. 1858.

28 HT Nr. 47 v. 26. 2. 1859.

28a Die Protokolle des LBV existieren nicht mehr. Die Vereinsfestschrift von 1886 (wie Anm. 26) skizziert die früheren Aktivitäten. Vgl. auch *H. Biegert*: Der Landwirtschaftliche Bezirksverein Hall, in: *Der Haalquell*, Nr. 17/18, 1986.

29 HT Nr. 218 v. 24. 9. 1863 (Auszeichnung für Schafhaltung); HT 229 v. 30. 9. 1880 (2. Preis für in Cannstatt ausgestellttes Fleckvieh).

30 HT Nr. 32, 44, 60 und 68, Frühjahr 1870.

31 HT Nr. 74 v. 31. 3. 1870.

sammlung, deren Mitglied Haigold wie erwähnt war, die auf 500 Gulden veranschlagten Einrichtungskosten zu übernehmen. Man gab sich der Hoffnung hin, die Schule umgehend eröffnen zu können³². Wenig später erschien im Lokalblatt ein ungezeichneter Artikel, der den Landleuten eindringlich eine Beteiligung an dem zu gründenden Institut nahelegte. Sie sollten bedenken, *daß in jetziger Zeit nur bei gründlichem Wissen ein lohnender Betrieb der Landwirtschaft möglich ist, und daß der Beruf des Landwirts viele Kenntnisse verlangt*. Die projektierten Winterschulen verdienten *jede Beachtung und zudem ist anzunehmen, daß derjenige, der in seinem Fache gründliche Kenntnisse besitzt, auch für andere Dinge, wie öffentliche Angelegenheiten, brauchbar und der Gemeindeverwaltung wohl anstehen wird*³³. Aus diesen Worten spricht gleichermaßen das berufs- wie staatspolitische Denken des Tüngentaler Schultheißen; wir dürfen ihn als Verfasser vermuten.

Die Errichtung der Schule zog sich jedoch hin. Haigold berichtete im Sommer 1870 der Amtsversammlung über einen Besuch des Ravensburger Instituts. Die Amtsversammlung bekräftigte daraufhin ihre Zusage aus dem Vorjahr³⁴, infolge des Kriegausbruches ruhte das Projekt jedoch erneut. Im Sommer 1871 konstituierte sich unter Haigold ein Vorbereitungs Komitee, dem es u. a. gelang, die Zusicherung einer staatlichen Besoldung des Hauptlehrers zu erlangen. Am 8. Oktober 1871 trat Haigold mit einem neuen Aufruf an die Öffentlichkeit. Er wies auf die bisherigen Bemühungen hin und konstatierte, das Projekt scheine wiederum wegen Mangels an Schülern *und fehlender pekuniärer Subvention seitens der Stadt Hall* zu scheitern. Beschwörend appellierte er an den hällischen Bauernstand. Er könne und wolle nicht glauben, daß sich hier *nicht ca. 20 junge Leute... finden, deren Verhältnisse es wünschenswert machen sollten, etwas mehr zu wissen, als sie in der Volksschule gelernt... Wir sollten im Bezirk nicht 20 Väter haben, die aus ihrer eigensten Erfahrung einsehen, daß es des Lernens nie zu viel, wohl aber immer zu wenig gibt, die nicht einsehen sollten, daß der Wert und der Einfluß ihres Besitzes mit der Intelligenz... wächst und daß nur durch vermehrte Bildung der Bauer die ihm gebührende Stellung in der Gesellschaft sich erringen kann?! Haigolds engagiertes Plädoyer kann als geradezu klassisches Zeugnis seines emanzipatorischen Wollens gelten. Es beweist zugleich, wie wenig wirksam die Vereinsbestrebungen bisher waren, den Bauernstand aus seiner Lethargie zu befreien. Nachdem er die Unterrichtsfächer erläutert hatte, fragte er rhetorisch: *Soll allein der Bauernstand, in dessen Hand der größte Teil des Nationalvermögens liegt, zurückbleiben, und soll gerade der Bezirk**

32 Protokolle der Haller Amtsversammlung, KrA SHA (ohne Signatur).

33 HT Nr. 266 v. 14. 11. 1869.

34 Wie Anm. 32.

Hall die ihm vom Staate gebotene Hand zurückweisen...? In Ravensburg etwa könne man schon nicht mehr alle Anmeldungen berücksichtigen³⁵. Haigold bemühte sich gleichzeitig, auch die benachbarten Bezirksvereine zur Mithilfe zu gewinnen. Anfang November konnte er der Stuttgarter Zentralstelle schließlich 19 Anmeldungen präsentieren. Dort war man jedoch zu einer überhasteten Schuleinrichtung nicht bereit und verschob die Eröffnung auf das kommende Jahr³⁶.

Demzufolge wurde im Oktober 1872 sowohl im Lokalblatt als auch im landesweiten *Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft* zur Anmeldung von *Zöglingen* aufgerufen. Am 11. November 1872 unterzogen sich im Rahmen der feierlichen Eröffnung im sog. Gartensaal 17 Schüler einer Aufnahmeprüfung (Diktat, Vorlesen); der Haller Oberamtmann hielt die Festansprache. Haigold hatte zuvor nicht nur die landwirtschaftlichen Vereine der Nachbarbezirke, sondern auch die Schulheißer über den Haller Bezirk hinaus um tätige Mithilfe und Schülerwerbung gebeten. Die Schüler des ersten Kurses 1872/1873 kamen – neben zehn aus dem Oberamt Hall – auch aus den Bezirken Gaildorf, Gerabronn, Künzelsau und Mergentheim. Der Lehrstoff umfaßte die vom Schulvorstand gegebenen Fächer Pflanzenbau, Ackerbau, Tierzucht, landwirtschaftliche Buchhaltung und Erdkunde. Zusätzlich erteilten Haller Lehrer allgemeinbildenden Unterricht in Deutsch, Rechnen, Geometrie, Zeichnen, Chemie, Physik und Tierheilkunde. Ende März 1873 schloß der erste Kursus mit einer Prüfung ab, deren Ergebnis allgemein befriedigte.

Das zweite Schulsemester wurde im November 1873 mit einem Unter- und einem Oberkursus eröffnet. Das Fortbestehen der Schule war nun gesichert, auch wenn noch mannigfaltige Schwierigkeiten zu überwinden waren. Weiterhin verhielten sich die Landwirte zögerlich, mußten das Schullokal gewechselt und finanzielle Probleme gemeistert werden. Erst 1877 wurde ein permanenter Schulleiter bestellt, 1888 konnte ein festes Domizil im neuen Haller Volksschulgebäude bezogen werden. Obwohl die Winterschule über eine Reihe engagierter Förderer – vor allem die Oberamtsmänner – verfügte, darf doch Haigold als ihr eigentlicher Vater gelten. Er war es, der während der schwierigen und langwierigen Gründungsphase *nicht lockerließ* und auch in der Folge immer wieder die Werbetrommel rührte. Schließlich blieb er bis in die 1880er Jahre Vorsitzender bzw. Mitglied der Schulkommission³⁷.

Haigolds engagierter Einsatz für die Vieh- und insbesondere die Rindviehzucht entsprang der 1877 von ihm formulierten Erkenntnis, *daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Rindviehzucht, Haltung und Mastung als der Schwerpunkt des Betriebes zu betrachten ist, der Körnerbau dagegen zurück-*

35 Zum Vorangehenden: Fünfzig Jahre Landwirtschaftl. Winterschule Schwäb. Hall 1872—1922, (Festschrift) Hall, 1922, S. 8 ff.

36 Ebd. S. 11 f.

37 Ebd. S. 13 ff., S. 26. Vgl. auch Sonderbeilage zum HT v. 3. 11. 1932 zur Eröffnung der neuen Winterschule.

*treten muß*³⁸. Trotz der in den 1860er Jahren nicht zuletzt durch Anstrengungen des LBV verbesserten Farrenhaltung zeigte der im Hällischen einheimische Braunblässenschlag Degenerationserscheinungen, die Nachfrage nach dem *Haller Schlag* ging merklich zurück³⁹. Nach Experimenten mit anderen Schlägen führte der LBV Hall erstmals 1869, dann in den beiden Folgejahren sowie 1877 und 1882 Farren und Kalbinnen aus dem Schweizer Simmental ein. Das Vieh wurde dann mit einem Verlust für die Vereinskasse weiterverkauft⁴⁰. Diese Weichenstellung ging maßgeblich auf Haigold zurück⁴¹. Obwohl er im Jahresbericht für 1871 feststellen konnte, daß das Simmentaler Vieh im Haller Bezirk *immer mehr Anhänger* erringe und die inzwischen eingeführte Farrenschau die *Hebung der Rindviehzucht wesentlich unterstützt* habe⁴², bedurfte es doch ständiger Anstrengungen, das erreichte Niveau zu halten. So trat Haigold im Sommer 1879 in einem längeren Artikel im Lokalblatt für die Beachtung wichtiger Grundsätze der Rindviehzucht ein. Er wandte sich gegen die kurzsichtige Ansicht, daß Rindermastung die Haupt-, Zucht dagegen Nebensache sei. Das geringe Zuchtinteresse der Mäster habe den Bezirk *weit zurückgeworfen*, obwohl das Simmentaler Fleckvieh allen Ansprüchen der Mastung, der Milchergiebigkeit und der Spannfähigkeit genüge. Schließlich forderte er einen verstärkten Futteranbau anstelle des Getreides und betonte als Fazit, er sei überzeugt, der Verein habe mit den Einfuhren aus dem Simmental den richtigen Weg eingeschlagen. Zugleich erläuterte er, daß stets neben den Farren auch Kühe und Kalbinnen eingeführt worden seien; denn *im Muttertiere liegt die Grundlage jeder rationellen Zucht*⁴³.

Verbesserungen im Bereich der Viehzucht blieben das ureigene Anliegen des LBV. Immer wieder warb der Vorsitzende für den Besuch von Ausstellungen und Prämierungen und besuchte solche mit Vereinsmitgliedern, ebenso stand die Erweiterung der lokalen Viehmärkte auf der Vereinsagenda. 1885 konnte die Errichtung einer Beschälstation in Hall erreicht werden. Auf Vereinsanregung war 1881 ein durch Beiträge unterstützter Fischzuchtverein ins Leben getreten. 1886 wurden *zur Hebung der Pferdezucht* Stutfohlen aus Elsaß-Lothringen bzw. der Normandie eingeführt, der bereits in den 1850er Jahren begonnene Ankauf englischer Yorkshire-Schweine auch in den 1870er Jahren fortgesetzt⁴⁴. Nachdem die Fortführung eines 1873 angelegten Herdbuches für

38 Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft, Nr. 26 v. 30. 6. 1877.

39 Festschrift anlässlich des 100jährigen Bestehens des Fleckviehzuchtvereins Schwäbisch Hall, 1977, S. 17.

40 Festschrift (wie Anm. 26), S. 9.

41 Er selbst fuhr zusammen mit anderen Vereinsmitgliedern in die Schweiz: HT Nr. 221 v. 21. 9. 1882.

42 Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft, Nr. 23 v. 8. 6. 1872.

43 Die Rindviehzucht und die Einführung von Simmenthaler Zuchtvieh im Bezirke, in: HT Nr. 167–174, Juli 1879.

44 Festschrift (wie Anm. 26), S. 10f. Haigold selbst regte die Einfuhr von Yorkshire-Schweinen an: HT Nr. 141 v. 20. 6. 1879.

die aus dem Simmental eingeführten Farren und Muttertiere eingeschlagen war, plädierte Haigold 1884 für die Gründung einer eigenen Herdbuchgesellschaft, um die Konsolidierung der Ringviehzucht zu sichern. Die *Viehzucht- und Herdbuchgesellschaft des Oberamts-Bezirks Hall* trat 1885 unter seinem Vorsitz als erste Fleckviehzuchtgenossenschaft Württembergs ins Leben. Sie erhielt als Zweigverein des LBV von diesem finanzielle Unterstützung. Im Gründungsjahr wurden Vereinsstatuten sowie vorbildliche Instruktionen für eine eigens gegründete Schaukommission veröffentlicht⁴⁵.

Weitere Initiativen des LBV unter Haigolds Vorsitz verdienen ebenfalls Erwähnung. 1876 wurden landwirtschaftliche Arbeitskräfte aus Ostpreußen engagiert um dem *Mangel an Dienstboten* abzuhelfen⁴⁶. Bemühungen um eine »Landesproduktenbörse« führten 1884 zur Errichtung einer solchen in Hall. Auf einer Vereinsversammlung wurde ein Beitrag beschlossen und betont, daß nunmehr *Käufer und Verkäufer direkt, ohne Zwischenhändler, miteinander in Verbindung treten können*⁴⁷. Schließlich darf der LBV für sich in Anspruch nehmen, der um 1880 überall in Württemberg diskutierte Darlehenskassenbewegung und damit der Genossenschaftsidee im Bezirk zum Durchbruch verholfen zu haben. Nachdem eine Vereinsdelegation eine Informationsveranstaltung in Stuttgart besucht hatte, wurde im Herbst 1880 während einer Vereinsversammlung für die Einrichtung solcher Kassen nach dem Vorbild Raiffeisens geworben. Der Referent des Vereins, Landwirtschaftslehrer Rindt, nannte als wichtigstes Ziel den Schutz der Landwirte vor dem Wucherunwesen. Obwohl auch Zweifel geäußert wurden – man verwies auf die nach dem System Schulze-Delitzsch operierenden Institute in Hall und Ilshofen⁴⁸ – folgte dieser Initiative eine Gründungswelle ländlicher Darlehenskassenvereine im Oberamt, die der 1881 ins Leben gerufene Vellberger Verein eröffnete. Um 1900 verfügte beinahe jede Bezirksgemeinde über ihren Darlehenskassenverein. Die heute als Raiffeisenbanken firmierenden Institute dürfen auf eine segensreiche Tätigkeit für die Landwirtschaft zurückblicken. Die ländliche Genossenschaftsidee blieb nicht auf die Darlehenskassen beschränkt. Vielmehr entstanden parallel auch lokale Molkereigenossenschaften, die – inzwischen durch Fusionen zu Großunternehmen geworden – ebenfalls auf eine hundertjährige Geschichte zurückblicken können. Auch hier war Haigold einer der Pioniere, gehörte er doch dem ersten Aufsichtsrat der im Herbst 1883 gegründeten Molkereigenossenschaft Hall an. Sie verfügte anfänglich über 31 Mitglieder und offerierte den Stadtbewohnern *unverfälschte Milch zu normalen Preisen*⁴⁹.

45 Festschrift (wie Anm. 26), S. 12f. Vgl. auch Festschrift (wie Anm. 39), S. 20ff.

46 Festschrift (wie Anm. 26), S. 13.

47 HT Nr. 165 v. 16. 7. 1884.

48 HT Nr. 257 v. 3. 11. 1880.

49 Geschäftsbericht der Hohenloher Molkerei eG für 1982, S. 27.

Die bisher skizzierten Vereinsaktivitäten lassen erkennen, daß es dem Vorsitzenden Haigold während seiner langjährigen Führung gelungen war, den vormaligen Honoratiorenverein zu einer durchsetzungsfähigen und wirkungsvollen landwirtschaftlichen Interessenvertretung umzugestalten. Folgerichtig steigerte sich die Mitgliedschaft erheblich; sie betrug 474 zum 1. Juni 1886⁵⁰. Im damals noch ganz überwiegend agrarisch strukturierten Oberamtsbezirk spielte der LBV – und damit sein Vorsitzender – eine maßgebliche Rolle im gesamten öffentlichen Leben. Auch wenn es übertrieben wäre, alle Vereinsaktivitäten einzig auf das Konto Haigolds zu buchen, so darf doch dessen dominierende Stellung nicht verkannt werden. Gemäß den 1877 erneuerten Statuten oblag ihm die Einberufung von Ausschuß und Vereinsversammlung und damit weitgehend auch die Auswahl der Verhandlungsgegenstände. Er verfaßte die Rechenschaftsberichte, war zur Rechnungslegung verpflichtet und vertrat den Verein nach außen, d. h. gegenüber Behörden, dem 1872 gegründeten Gauverband für Nordostwürttemberg sowie der Stuttgarter Zentralstelle⁵¹.

Die veränderte wirtschaftliche Konstellation seit den späten 1870er Jahren – die sowohl den Agrar- als auch den industriellen Sektor heimsuchende *Große Depression* – belebte auch die bis dahin in ruhigen Bahnen verlaufenden Vereinsversammlungen. Der 1879 von der Reichsregierung abrupt vollzogene Wechsel vom Freihandel zur Schutzzollpolitik sollte fortan zum Dauerthema werden. In einem längeren Vortrag während der Plenarversammlung im Mai 1884 nahm Haigold Stellung zur allseits beklagten Notlage der Landwirtschaft – sie war durch einen rapiden Verfall der Getreidepreise gekennzeichnet –, gleichzeitig äußerte er seine Ansicht zur Gretchenfrage: Schutzzoll oder Freihandel. Seine Ausführungen hatten insofern besonderes Gewicht, als er seit 1879 den Bezirk Hall im Landtag vertrat (s. u.), sein dortiges Abstimmungsverhalten kritisiert wurde. Haigold betonte zunächst die *bedenkliche, ja gefährliche Lage* der Landwirtschaft. Sie stecke nicht etwa in einer vorübergehenden Krise, sondern sei vielmehr *an einer prinzipiellen Wendung angelangt*. Demzufolge forderte er eine Abkehr vom Althergebrachten. Im Bezirk Hall gelte es, etwa die Dreifelderwirtschaft zu verlassen und *verbesserte Erntemethoden* einzuführen. Überall sei *noch viel zu verbessern*; er nannte u. a. Güterzusammenlegung, Feldwegregulierung, Nutzung der Elektrizität, bessere schulische Ausbildung der jungen Landwirte, den vollständigen Einbau der Brache sowie *überhaupt größtmögliche Nutzung des Bodens*. Obwohl er kein *Freund der Staatshilfe* sei, forderte er zinsgünstige Darlehen zur Entschuldung der Landwirte, nachdem diese *aus der Abhängigkeit ... der Lehenherrschaft in die... noch viel unerbittlichere Kapitalherrschaft*

50 Festschrift (wie Anm. 26), S. 2.

51 Grundbestimmungen des landwirtschaftl. Bezirks-Vereins für das Oberamt Hall. 1877, Schw. Hall 1880.

gekommen seien. Auch in verbilligten Frachttarifen der Staatsbahn sah Haigold die Möglichkeit zur Absatzverbesserung.

Anschließend legte er dar, warum er nicht für einen Antrag auf Erhöhung der Getreidezölle, sondern für eine Untersuchung der landwirtschaftlichen Lage und Mittel zu ihrer Verbesserung gestimmt habe. Er sei überzeugt, daß eine mäßige Zollerhöhung kein *Wiederaufblühen der Landwirtschaft* bewirken werde, Schutzzölle halte er für bedenklich, zumal die inzwischen durchgeführte Erhöhung ein Absinken der Getreidepreise nicht verhindert habe. Eindringlich warnte er *vor der aus Norddeutschland in unsere Bauernkreise hereingetragenen Agitation für den Schutzzoll* und betonte: *Es gibt keine Hilfe als Selbsthilfe*. Haigolds Standpunkt stieß auf erhebliche Kritik. Namentlich der Gaisdorfer Gutsbesitzer Feuchter warf ihm vor, *Politik in diese Versammlung hereingetragen* zu haben. Waren doch Haigolds Ausführungen gegen die Bismarcksche Schutzzollpolitik gerichtet, während Feuchter die *Sache der Landwirtschaft... in (den) guten Händen... des Reichskanzlers* wußte⁵².

Die Zollfrage sollte auch weiterhin die Landwirte in zwei Lager spalten. Anläßlich der Neuwahl des Vorstandes im Frühjahr 1885 – sie war von *heftiger Diskussion* begleitet – erklärte Haigold der Plenarversammlung, die Absicht gehabt zu haben, *eine Wiederwahl abzulehnen*. Nur *auf das Andrängen seiner Freunde* habe er sich zur erneuten Kandidatur entschlossen. Aus seiner Wiederwahl⁵³ wird deutlich, daß die *Schutzzollfraktion* offenbar nicht die Mehrheit stellte. Im August 1887 teilte Haigold dem Oberamt seinen definitiven Rücktritt als Vereinsvorstand mit, die Leitung des Viehzuchtvereins behielt er jedoch bei. Als Gründe seiner Resignation nannte der 70jährige Differenzen sowohl über eine geplante Rindvieheinfuhr aus dem Simmental als auch hinsichtlich der finanziellen Unterstützung des Fränkischen Pferdezüchtereinigungsvereins; die Zollfrage blieb unerwähnt⁵⁴.

Anläßlich der Neuwahl des Vorstandes im Frühjahr 1888 wurde jedoch erneut gegen ihn polemisiert. Eine Anzahl von Vereinsmitgliedern warf Haigold vor, *in der Getreidezollfrage eine der Landwirtschaft geradezu feindliche Stellung einzunehmen*⁵⁵. In seiner Erwiderung wird seine Prinzipientreue, aber auch sein standespolitisches Denken deutlich. Seinen Gegnern hielt er zunächst vor, daß die bisherige Zollpolitik keineswegs *die Beglückung der Landwirtschaft bei uns* gebracht, vielmehr das Mühlengewerbe geschädigt, den Verlust der englischen und französischen Märkte für Mastochsen bewirkt und schließlich die internationalen Beziehungen gestört habe. Nachdem er sich dagegen ver-

52 HT Nr. 123–125 v. 27.—29. 5. 1884.

53 HT Nr. 72 v. 27. 3. 1885.

54 KrA SHA 1/321. Die Plenarversammlung des LBV nahm Haigolds Rücktritt »mit Bedauern« zur Kenntnis und sprach ihm ihren »wärmsten Dank für seine langjährigen ersprießlichen Dienstleistungen« aus. HT Nr. 202 v. 31. 8. 1887.

55 HT Nr. 46 v. 24. 2. 1888.

wahrt hatte, daß das Aussprechen einer *unangenehmen Wahrheit* als Feindschaft interpretiert wurde, schrieb er seinen Kritikern ins Stammbuch: *Ich glaube vielmehr es mir zur Ehre und als Verdienst um die Landwirtschaft anrechnen zu dürfen, daß ich, selbständig und unabhängig gegen Oben und Unten sowie unberührt durch augenblickliche Strömungen, meine Standesgenossen zuerst... auf das Zwecklose der Getreide-Schutzzölle aufmerksam gemacht und auf Selbsthilfe durch Verbesserung des Betriebes hingewiesen habe*⁵⁶.

War so der Rücktritt Haigolds von letztlich politischen Dissonanzen begleitet, so wurden ihm doch hochverdiente Ehrungen zuteil. Im Herbst 1888 überreichte ihm eine Vereinsdeputation ein *künstlerisch ausgeführtes Diplom*. Dessen Widmung lautete: *In Anerkennung 28jähriger außerordentlicher Leistungen als Mitglied des Ausschusses und als Vereinsvorstand für Hebung der Viehzucht und der Landwirtschaft*⁵⁷. Auch von staatlicher Seite wurden seine Verdienste durch die Verleihung der *Silbernen landwirtschaftlichen Verdienst-Medaille* gewürdigt⁵⁸.

Der Landtagsabgeordnete

1870 berichtete der Haller Oberamtmann dem Innenministerium, unter den Bürgern seines Bezirks herrsche seit dem bewegten Jahr 1848 *eine krankhafte Neigung, das Bestehende zu kritisieren... die Sucht, um jeden Preis der Regierung Opposition zu machen*⁵⁹. In dem 1865 gegründeten Haller Volksverein hatte sich die Opposition eine Plattform geschaffen, die wie im übrigen Württemberg zum *organisatorischen Unterbau* der neuentstandenen Volkspartei gehörte⁶⁰. Einer der führenden Köpfe der radikaldemokratischen und antipreußischen Volkspartei, der Stuttgarter Anwalt August Oesterlen, vertrat von 1862 bis 1876 den Bezirk Hall in der zweiten württembergischen Kammer⁶¹.

Zur Abgeordnetenwahl von 1868 nominierte die vehement für eine preußische Lösung der deutschen Frage eintretende Deutsche Partei in Hall den Posthalter Happold aus Ilshofen als Gegenkandidaten Oesterlens. Während des Wahlkampfes meldete sich Haigold in einem längeren, mit Namen und Schultheißentitel gezeichneten Artikel zu Wort. Sein Eintreten für Oesterlen – er habe die Interessen des Bezirks *aufs wärmste und beste vertreten* – war an sich schon bemerkenswert, bekannte er sich damit doch als Ortsvorsteher zur Opposition. Zu diesem Zeichen politischen Mutes kam hinzu, daß sich

56 HT Nr. 48 v. 25. 2. 1888.

57 HT Nr. 262 v. 7. 11. 1888.

58 Amtsblatt des Königl. Württ. Ministeriums des Innern 1889, S. 198.

59 KrA SHA 1/519.

60 G. Runge: Die Volkspartei in Württemberg von 1864 bis 1871... , Stuttgart 1970, S. 45.

61 Hartmann: Regierung und Stände im Königreich Württemberg 1806—1894, in: Württ. Jahrbücher 1894, Heft 1, S. 48 u. 73.

Haigold auch gegen seine Standesgenossen aus der Landwirtschaft wandte. Die Wanderversammlung württembergischer Landwirte als Organ der landwirtschaftlichen Bezirksvereine hatte sich zuvor *indirekt gegen die Volkspartei... ausgesprochen*⁶², zugleich, wie er monierte, in Anbetracht der im Landtag anstehenden Neuregelung des Steuerwesens landwirtschaftliche Interessen *gänzlich ignoriert*. Die Nomination Happolds war unter Berufung auf diese Wanderversammlung erfolgt, was Haigold mit der Kritik quittierte *gute Landwirte sind nicht immer auch gute Gesetzgeber*. Zugleich entlarvte er Happolds angebliche Neutralität – sein politischer Standpunkt sei *der entschieden Preußische*⁶³. Haigold hatte so eindeutig Stellung bezogen. Die Wiederwahl Oesterlens zeigte, daß seine Haltung mit der der Wählermehrheit des Bezirks übereinstimmte.

Haigold war jedoch kein politischer Aktivist. Bei Wählerversammlungen Oesterlens auch in Tüngental⁶⁴ darf zwar auf seine Mitwirkung geschlossen werden, er trat jedoch nicht öffentlich auf. Ob er Mitglied des Volksvereins war, bleibt fraglich; eine Rolle spielte er dort nicht. Dennoch war er als Anhänger *demokratischer Theorien* bekannt, wie der Tüngentaler Ortspfarrer berichtete. Letzterer hatte 1871 dem Dekanat denunziatorisch gemeldet, ihm sei erzählt worden, daß Haigold im Herbst 1870 *den Gambetta in einem Wirtshaus in Hall habe hochleben lassen*⁶⁵.

Erst nach seiner Resignation als Schultheiß trat Haigold beinahe unfreiwillig in die Politik. 1876 hatte der Haller Oberamtspfleger Vogel, ein entschiedener Anhänger Preußens, Oesterlen das Haller Landtagsmandat abnehmen können. Als Vogel im November 1878 überraschend verstarb⁶⁶, mußte eine Neuwahl für den Bezirk Hall ausgeschrieben werden. Im Dezember drückte das Lokalblatt die Hoffnung aus, daß dem Bezirk eine *garstige Wahlschlacht* erspart bleibe. *Wir brauchen einen Mann*, so hieß es dort weiter, *der nicht zu weit rechts und links steht*⁶⁷. Entgegen diesen Erwartungen kam es jedoch zu einer Wahlschlacht. Der Stuttgarter Postrat Böltz – er war in Hall geboren – erklärte als erster seine Kandidatur. Nach seiner politischen Haltung gefragt, bekannte er, daß seine amtliche Stellung ihn nötige, *der Regierungspartei beizutreten*⁶⁸. Anfang Januar traten zwei weitere Kandidaten auf den Plan – Haigold und der Haller Oberstaatsanwalt Dr. Bucher. Während sowohl Bucher, ein *auf nationalem Standpunkte* stehender Bismarck-Anhänger⁶⁹, als auch Böltz einen aufwendigen Wahlkampf mit Auftritten in den meisten

62 Runge (wie Anm. 60), S. 144.

63 HT 148 v. 27. 6. 1868 – auch zum Vorangehenden.

64 Vgl. z. B. HT Nr. 50 v. 3. 3. 1870.

65 Pfarrarchiv Tüngental, Pfarrbericht 1871. (Der französische linksradikale Politiker Gambetta hatte am 4. 9. 1870 die Republik proklamiert.).

66 HT Nr. 265 v. 12. 11. 1878.

67 HT Nr. 297 v. 19. 12. 1878.

68 HT Nr. 305 v. 31. 12. 1878, auch HT-Extrablatt v. 20. 12. 1878.

69 HT Nr. 3 v. 4. 1. 1879.

Bezirksorten führten, sah Haigold von jeglichem Wahlkampf ab. Sein hier abgebildeter einziger Wähleraufruf spricht für sich und bietet ein beeindruckendes Bild seiner Persönlichkeit.

An die Wähler des Oberamts-Bezirks Hall.

Nachdem für die Stelle eines Landtagsabgeordneten für das Oberamt Hall auch mein Name genannt worden ist, halte ich mich verpflichtet, meine persönliche Stellung zu dieser Wahl den verehrten Wählern offen darzulegen. Meine persönlichen Neigungen gehen im Allgemeinen nicht dahin, eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben, wie diejenige eines Volksvertreters ist, zu suchen. Nachdem jedoch meine Freunde mich für dieses Ehrenamt in ernstlicher Weise aufgerufen haben, und da der treue Staatsbürger seine persönlichen Neigungen dem öffentlichen Dienste unterzuordnen hat, so erkläre ich mich bereit, der an mich ergangenen Aufforderung Folge zu leisten und hiemit öffentlich kund zu thun, daß ich eine Wahl als Abgeordneter des Bezirks annehme, wenn das Vertrauen der Wähler mich hiezu beruft.

Von einem eingehenden Programm werden die verehrten Wähler bei mir wohl Umgang nehmen, ich bin im ganzen Bezirke hinlänglich bekannt, und wird für diejenigen, welche mich kennen, ein besonderes Programm überflüssig sein.

Das Deutsche Reich ist begründet, ich werde, soweit es an mir liegt, dasselbe in loyaler Weise zu stützen und zu kräftigen suchen; dieses schließt jedoch nicht aus, daß ich mein engeres Vaterland hoch halte und seine Rechte und Einrichtungen, welche sich bewährt haben, und welche werth sind erhalten zu werden, auch zu erhalten streben werde.

In der Kammer würde ich wie bisher in dem engeren Kreise meiner Thätigkeit die Fragen, welche an mich kommen, im Geiste des besonnenen Fortschritts zu erledigen suchen; das unzerstrenliche Wohl des Königs und des Vaterlandes nach den Grundsätzen unserer Verfassung werden für mein Handeln meine Richtschnur bilden, die berechtigten Interessen der Stadt und des Bezirks werden an mir stets einen eifrigen Vertreter finden.

Ujüingenthal, 1. Januar 1879.

J. Haigold.

HT Nr. 3 v. 4. 1. 1879

In einer Sitzung des LBV war ihm eine Kandidatur angetragen worden; *nach Hin- und Widerreden* hatte er unter der Bedingung *ohne jede Agitation* anzutreten, akzeptiert⁷⁰. Selbstbewußt konnte er auf programmatische Aussagen fast ganz verzichten – sein Name war Programm. Seine distanzierte aber loyale Haltung zum Bismarckreich illustriert geradezu klassisch den Standpunkt des süddeutschen Linksliberalismus. Als oberste Maxime gilt ihm die Verteidigung der *Rechte Württembergs*, des *engeren Vaterlands*. Die so gegebene klare Alternative führte nicht nur zu einer politischen Polarisation, als neues Element kam auch ein scharfer Gegensatz zwischen Stadt und Land hinzu. Während die Kandidatur von Böltz wenig Interesse fand, sprachen sich die tonangebenden städtischen Kreise für Bucher aus und machten den ländlichen Anhängern Haigolds den Vorwurf, *einseitig vorgegangen* zu sein, das

70 HT Nr. 6 v. 9. 1. 1879.

seitherige Einvernehmen verlassen zu haben⁷¹. Haigolds wurde u. a. entgegengehalten, *vielen Mitgliedern seiner eigenen Partei gegen sich zu haben* – der Volksverein trat in der Tat nicht für ihn ein –, zudem sei er Oesterlen zuvor gekommen⁷². Seine ländlichen Wähler wiesen den Vorwurf einer einseitigen Vertretung nur ihrer Interessen zurück. Haigold als überall bekannter *Volksmann* habe viele Anhänger auch in Hall. Sein Charakter sowie seine Erfahrung im öffentlichen Leben bürgten dafür, daß er *immer das Wohl unseres Volkes im Allgemeinen im Auge haben wird*⁷³.

Der mit ausgedehntem publizistischen Pro und Contra geführte Wahlkampf endete zunächst mit einem Patt. Von 3174 gültigen Stimmen entfielen 1332 auf Bucher, 1316 auf Haigold, Böltz schied mit 521 Stimmen aus⁷⁴. Das württembergische Wahlrecht schrieb nun eine Stichwahl zwischen den beiden Bestplatzierten vor. Die Anhänger Buchers spielten noch einen letzten Trumpf aus. Sich auf Haigolds kürzlich erfolgten Rücktritt als Schultheiß aus Gesundheitsgründen beziehend meinten sie scheinheilig, es sei *unwahrscheinlich, daß derselbe... den anstrengenden Arbeiten in der Kammer gewachsen sei*⁷⁵. Dennoch erhielt Haigold ein überzeugendes Votum. Bei stark erhöhter Wahlbeteiligung entfielen 2336 Stimmen auf ihn und nur 1960 auf seinen Gegner. Während sich über 50 Prozent der Wähler Buchers aus der Stadt Hall rekrutierten, hatte Haigold dort nur 157 Stimmen erzielt⁷⁶. Sein Erfolg markierte so die Emanzipation der ländlichen Wähler von der bisherigen städtischen Bevormundung. Nach dem Großallmerspanner Wirt Haas, der den Bezirk im Landtag von 1833 vertrat, war Haigold der zweite Repräsentant des Haller Landes in der Stuttgarter Kammer. Zweifellos war sein Wirken an der Spitze des LBV, sein dadurch erreichter Bekanntheitsgrad letztlich wahlentscheidend gewesen. Es bleibt bemerkenswert, daß der allein dem *Geiste des besonnenen Fortschritts* verpflichtete *Volksmann* zwei studierte – jedoch als Staatsdiener eben nicht unabhängige – Kandidaten ohne eigenen Wahlkampf so deutlich besiegt hatte.

Der fast 62jährige in die zweite württembergische Kammer eintretende Haigold spielte dort während seiner langjährigen Tätigkeit keine herausragende Rolle. Er redete selten; als »Hinterbänkler« stand er ganz im Schatten der demokratischen Führer, wie etwa Carl Mayer oder der Gebrüder Haußmann⁷⁷. Dennoch war er durch sein Abstimmungsverhalten eine Stütze der Demokraten⁷⁸.

71 HT Nr. 3 v. 4. 1. 1879.

72 HT Nr. 6 v. 9. 1. 1879.

73 Ebd.

74 HT Nr. 13 v. 17. 1. 1879.

75 HT Nr. 21 v. 26. 1. 1879.

76 HT Nr. 26 v. 1. 2. 1879.

77 Das hier zu zeichnende Bild des Abgeordneten Haigold beschränkt sich demzufolge auf die heimischen Wahlkampagnen.

78 Im zeitgenössischen Sprachgebrauch wurden die Anhänger der Volkspartei auch als Linke oder Demokraten bezeichnet. Vgl. z. B. *F. Payer*: Vor 50 Jahren. Aus der Entwicklungsge-

Naturgemäß galt sein besonderes Interesse landwirtschaftlichen Fragen. So war er z. B. 1880 Mitunterzeichner einer mahnenden Anfrage an die Regierung, *ob und welche Kulturgesetze* diese zum Nutzen der Landwirtschaft vorzulegen gedenke. Daraufhin wurden die Regelung der Nachbarrechte und der Feldbereinigung angekündigt⁷⁹.

Hatte Haigolds Eintritt in den Landtag eine Polarisierung der Wähler gebracht, so blieb eine solche anlässlich der Wahl vom Dezember 1882 aus. Bereits im Oktober prognostizierte das Lokalblatt einen ruhigen Wahlverlauf⁸⁰. *Mit Rücksicht auf sein bisheriges Verhalten in der Kammer forderte ihn der Haller Volksverein zur erneuten Kandidatur auf; Haigold nahm an*⁸¹. Obwohl sein daraufhin veröffentlichtes Wahlprogramm – es ist leider nicht mehr greifbar – den politischen Kontrahenten *gerade nicht mit allen Punkten* zusagte, entschloß sich die Deutsche Partei, von der Aufstellung eines Gegenkandidaten abzusehen. Ausschlaggebend dafür war ihr *das bisherige gemäßigte Verhalten* Haigolds im Landtag. Folgerichtig schrieb dann das Haller Tagblatt, die bevorstehende Abstimmung trüge nicht *den Charakter einer politischen Parteiwahl*⁸².

Nachdem Haigold in einer einzigen Wählerversammlung seinen Standpunkt erläutert hatte, kommentierte ein Beobachter geradezu erleichtert, daß sich auf ihn *die Stimmen der Wähler auch verschiedener politischer Richtungen vereinigen können*⁸³. Bei dieser Konstellation blieb eigentlich nur die Wahlbeteiligung interessant. Trotz verschiedener Appelle, ihm ein überzeugendes Votum zu geben,⁸⁴ blieben über 50 Prozent der Stimmberechtigten der Wahl fern. In der Stadt Hall lag die Wahlbeteiligung sogar nur bei etwa 30 Prozent. Von 5233 Wahlberechtigten gaben nur 2113 ihre Stimme ab. Nach Abzug der ungültigen bzw. zersplitterten Voten konnte Haigold 1928 Wähler für sich verbuchen⁸⁵. Die Gründe für die geringe Resonanz liegen auf der Hand – ohne Gegenkandidat war die Wiederwahl von Anfang an gesichert. Die weitgehende Enthaltung der Haller Wähler deutet daraufhin, daß die Auseinandersetzungen von 1878/1879 noch nicht vergessen waren. Es erscheint jedoch bemerkenswert, daß Haigold auch für die Gegenseite, die nationalliberale Deutsche Partei, letztendlich akzeptabel war. Er unterstützte zwar die zentra-

schichte der Württ. Volkspartei, Stuttgart 1914, S. 15. – Ein Vergleich Haigolds mit dem Gera-bronner Landtagsabgeordneten Egelhaaf – einem Gesinnungsfreund – bietet sich an. Zu Egelhaaf vgl. die Kurzbiographie des Verfassers in: Der Kreis Schwäbisch Hall, 2. Aufl., Stuttgart u. Aalen 1987, S. 177.

79 HT Nr. 35 v. 12. 2. 1880.

80 HT Nr. 252 v. 28. 10. 1882.

81 HT Nr. 278 v. 28. 11. 1882.

82 HT Nr. 287 v. 8. 12. 1882.

83 HT Nr. 297 v. 20. 12. 1882.

84 HT Nr. 294 v. 16. 12. 1882.

85 HT Nr. 299 u. 302 v. 22. bzw. 27. 12. 1882.

len Forderungen der Volkspartei nach einer Verfassungsrevision, der Umwandlung der zweiten Kammer in eine reine Volksvertretung und sprach sich für eine Verwaltungsreform aus⁸⁶. Dennoch war sein politischer Standpunkt konzilianter als der der Parteispitze; er neigte zum Pragmatismus. Der die Haller Verhältnisse beobachtende Gaidorfer Kocherbote meinte sogar, Haigold neige *mehr zur konservativ-liberalen Seite hin, als zur demokratischen*⁸⁷.

Im Vorfeld der Landtagswahl vom 9. Januar 1889 berief der Haller Volksverein im Oktober 1888 eine von zahlreichen städtischen und ländlichen Wählern besuchte Versammlung ein. Haigold beschränkte sich dort auf eine Betrachtung der anstehenden Gesetzgebung. Im Hinblick auf die Regelung der Vertretung der Kirchengemeinden sprach er die Hoffnung aus, die württembergischen Protestanten würden *nicht rückwärts, sondern vorwärts schreiten* und *keine Rückschrittmänner* wählen. Unter Beifall erläuterte er auch seine Haltung zur Getreidezollfrage. Abgesehen von der alleinigen Zuständigkeit des Reichstages gelte hier, daß Schutzzölle den norddeutschen Großgrundbesitzern helfen würden, *für uns Süddeutsche bringen die Zölle eher Schaden*. Demgegenüber widmete sich der als Gastredner angereiste Friedrich Haußmann wortgewaltig der großen Politik. Mit Seitenhieben gegen den Adel und die Deutsche Partei plädierte er für das alte Ziel seiner Partei, die Verfassungsreform. Wünschenswert sei zwar das Einkammersystem; als Minimalforderung müsse jedoch die *Reinigung der zweiten Kammer* von den *Privilegierten*, d. h. den ernannten Mitgliedern, angestrebt werden. Die geschickt aufgezogene Versammlung – Haigold stand für den nüchternen Teil, Haußmann entwickelte die Zukunftsvisionen der Volkspartei – endete mit einem *Hoch auf die Sache des Volkes*⁸⁸.

Nachdem Haigold eine erneute Kandidatur angenommen und sein Wahlprogramm veröffentlicht hatte, entbrannte ein heißer und fast modern anmutender Wahlkampf. Obwohl er seine Unabhängigkeit *nach jeder Richtung* betonte, entsprachen seine Forderungen weitgehend denen der Volkspartei. Erneut bekannte er sich als überzeugter Föderalist. Auf dem Boden der Reichsverfassung stehend, erstrebe er *wie seither die berechnigte Selbständigkeit Württembergs zu erhalten, ... die Förderung des geistigen und materiellen Wohls aller Berufsklassen unseres engern Vaterlandes im Sinne eines unabhängigen freien Bürgertums* zu fördern. Als wichtigste Ziele galten ihm die Verfassungsreform, eine finanzielle Entlastung der Gemeinden sowie die Stärkung der Selbstverwaltung im Bereich der Gemeinde- und Bezirksadministration⁸⁹. Auf anschließenden Wahlveranstaltungen bezeichnete er die Stuttgar-

86 HT Nr. 290 v. 12. 12. 1882.

87 HT Nr. 147 v. 14. 12. 1882.

88 HT Nr. 237 u. 238 v. 9. bzw. 10. 10. 1888.

89 HT Nr. 297 v. 18. 12. 1888.

ter erste Kammer als *überflüssig*, trat für die Wahl der Amtsversammlung ein⁹⁰ und sprach sich gegen die Lebenslänglichkeit der Schultheißen aus⁹¹.

Während die Haller Sozialdemokraten mit Christoph Schwend erstmals einen Landtagskandidaten präsentierten⁹², trat auch Haigolds politischer Gegenspieler im LBV, der Gaisdorfer Gutsbesitzer Feuchter, auf den Plan. Von den zollpolitischen Gegnern Haigolds zur Kandidatur aufgefordert⁹³, erschien er zunächst als *Neutraler*⁹⁴, wenig später beschloß die Deutsche Partei seine Unterstützung⁹⁵. Vordergründig ähnelten Feuchters Aussagen denen Haigolds. Wie jener erklärte er seine parteipolitische Unabhängigkeit, sprach sich gegen die Privilegierten in der zweiten Kammer, jedoch für die Erhaltung der ersten Kammer aus. Die Lebenslänglichkeit der Schultheißen wollte er beibehalten; daß er für Schutzzölle plädierte wurde bereits erwähnt. Der Bismarck-Verehrer Feuchter – und hier lag der gravierendste Unterschied zu Haigold – erklärte den *nationalen Gedanken* zu seiner obersten Maxime. Schließlich versprach er – gegen Haigold gezielt – Stadt und Land wieder zu versöhnen⁹⁶. Während des mit einer Flut von Anzeigen und Erklärungen geführten Wahlkampfes schreckten Haigolds Gegner auch vor demagogischen Anschuldigungen nicht zurück. Die Pfarrer von Lorenzenzimmern und Großaltdorf titulierten ihn als *Reichsfeind*⁹⁷, um damit die *nationalen Wähler* auf Feuchter festzulegen. Haigold verwahrte sich und die Volkspartei energisch gegen diese böswillige Wahlbeeinflussung⁹⁸.

Das Wahlergebnis – auf Haigold entfielen 1653, auf Feuchter 1611, auf Schwend 353 Stimmen –⁹⁹ machte wie fast vorhersehbar eine auf den 22. Januar terminierte Stichwahl zwischen den beiden Erstplatzierten erforderlich. Während die Wahlkomitees der beiden Kontrahenten zu einer verstärkten Wählermobilisierung aufriefen, forderte die Sozialdemokratie zur Stimmenthaltung auf. Ein Haller Geschäftsmann bescheinigte Haigold zwar, *persönlich nicht der ärgste Oppositionsmann* zu sein, seine Kandidatur sei jedoch *nichts anderes als eine Opposition gegen die Regierung*¹⁰⁰. Haigolds Wahlhelfer äußerten öffentlich die Befürchtung versteckter Wahlbeeinflussung durch

90 Die Amtsversammlung als Vertretung der Amtskörperschaft bestand bis 1891 aus den Schultheißen und – je nach Gemeindegröße – weiteren »Deputierten« aus der Reihe der Gemeinderäte.

91 HT Nr. 6 v. 8. 1. 1889.

92 HT Nr. 271 v. 17. 11. 1888.

93 HT Nr. 298 v. 19. 12. 1888.

94 HT Nr. 296b v. 16. 12. 1888.

95 HT Nr. 302 v. 23. 12. 1888.

96 HT Nr. 304 v. 28. 12. 1888, Nr. 3 u. 4 v. 4. bzw. 5. 1. 1889.

97 HT Nr. 7 v. 9. 1. 1889.

98 HT Nr. 6 v. 8. 1. 1889.

99 HT Nr. 9 v. 11. 1. 1889.

100 HT Nr. 18 v. 22. 1. 1889.

Behördenvertreter¹⁰¹ zu Gunsten des regierungsfreundlichen Feuchter. Dennoch konnte Haigold nach einem wie das Lokalblatt schrieb *heißen und ... sehr heftig geführten Wahlkampf* sein Mandat behaupten. 2588 Stimmen entfielen auf ihn, für Feuchter entschieden sich 1983 Wähler. Bemerkenswert ist, daß Haigold in der Stadt Hall mehr als doppelt soviel Stimmen als Feuchter erhielt¹⁰². Ein Großteil der Anhänger der Sozialdemokraten hatte offenbar für Haigold votiert. Die Wähler hatten diesmal eine eindeutig politische Entscheidung getroffen; Haigold war nun nicht mehr nur Vertreter der Landbevölkerung. In seiner Dankadresse versprach er, die Bezirksinteressen *nach Pflicht und Gewissen, nicht nach Parteirücksichten* zu vertreten¹⁰³; dies war eigentlich sein parlamentarisches Credo von Anfang an.

Unspektakulär wie seine gesamte politische Laufbahn erfolgte auch Haigolds Rückzug von der parlamentarischen Bühne. Während einer Versammlung des Bezirksvolksvereins im September 1894 dankte er für das ihm stets bewiesene Vertrauen und zeigte *wegen hohen Alters und Schwächung seiner Gesundheit* den Verzicht auf ein neues Mandat an. Der Vorsitzende nahm diese Entscheidung *mit Bedauern* entgegen und bescheinigte ihm, *stets treu zur Volkspartei gehalten* zu haben. Mit einem anschließenden dreifachen *Hoch*¹⁰⁴ fiel dieser Abschied von einer 15jährigen – wenn auch nie herausgehobenen – parlamentarischen Tätigkeit doch eher mager aus. Ein letztes Mal meldete sich der Veteran im Folgejahr zu Wort. Im Landtagswahlkampf 1895 wurde zwischen Haigolds politischem Freund, dem Wackershofer Landwirt Hartmann¹⁰⁵ und dessen Gegenspieler Blezinger eine Stichwahl erforderlich. Haigold warb daraufhin in einem längeren Aufruf für die Wahl des bewährten Volksmannes aus Wackershofen. Es spricht für seinen politischen Stil, daß er zunächst Blezingers persönliche Integrität betonte – seine politischen Gegner waren weit weniger zimperlich mit ihm verfahren. Indem er dann politisch argumentierte, wies er das ausgestreute Gerücht eines bei der Linken angeblich bestehenden Fraktionszwanges zurück und kritisierte dann Blezingers parteipolitische Neutralität. Als sog. Wilder, d.h. fraktionsloser Abgeordneter sei dieser letztlich von den Entscheidungsprozessen ausgeschlossen; er würde in keinen Ausschuß gewählt. Stelle dies bereits ein Manko dar, so sei *das politische Versteckspiel mit Parteilos... in einer Zeit der Gährung* höchst unbefriedigend. Haigolds Forderung, *offen und frei Farbe zu bekennen und seinen*

101 HT Nr. 15 v. 18. 1. 1889. Staatliche Wahlbeeinflussungen direkter und indirekter Art wurden von der Volkspartei auch im Landtag moniert. A. E. Adam: Ein Jahrhundert Württembergischer Verfassung, Stuttgart 1919, S. 181.

102 HT Nr. 20 v. 24. 1. 1889.

103 HT Nr. 21 v. 25. 1. 1889.

104 HT Nr. 205 v. 4. 9. 1894.

105 Hartmann vertrat seit 1891 den Bezirk Öhringen im Landtag und war zugleich Reichstagsabgeordneter. 1895 kandidierte er als Nachfolger Haigolds. Vgl. K. Schmidt-Buhl: Schwäbische Volksmänner, Vaihingen/E. o. J., S. 96 ff.

*Standpunkt den brennenden Tagesproblemen gegenüber aufs Bestimmteste darzulegen*¹⁰⁶, stellte die von ihm eingelöste Maxime politischen Wirkens dar. Hartmann überflügelte seinen Gegenspieler in der Stichwahl; sein Wahlsieg war nicht zuletzt auf den Einsatz seines Vorgängers zurückzuführen. Es mußte den Ruheständler Haigold zudem mit besonderer Genugtuung erfüllen, daß 1895 die Ära der relativen Einflußlosigkeit der Volkspartei endete. Sie war zur stärksten Partei im Landtag geworden und schickte sich an, ihre alten Forderungen zu verwirklichen.

Einer gänzlich befriedigenden Würdigung Haigolds steht nicht zuletzt die unbefriedigende Quellenlage im Wege¹⁰⁷. Während sein Wirken auf den Bezirk Hall beschränkt blieb, war es hier unbestreitbar verdienstvoll und segensreich. *Aus dem Volk herausgewachsen*¹⁰⁸ erscheint sein Werdegang bemerkenswert und keineswegs alltäglich. Zeit Lebens von der Verwaltung eines ansehnlichen Hofgutes in Anspruch genommen, stellte er dennoch seine Schaffenskraft ehrenamtlich in den Dienst der Allgemeinheit. Haigold und seine 1889 verstorbene Gattin blieben von Schicksalsschlägen nicht verschont. Sechs ihrer neun Kinder verloren sie in deren ersten Lebensjahren; nur eine Tochter überlebte schließlich die Eltern¹⁰⁹.

Bereits als Schultheiß überragte Haigold das Gros seiner Kollegen. Er war nicht nur Exponent fortschrittlicher Vorstellungen, sondern auch sozial engagiert. Gegenüber dem vorgesetzten Oberamt trat er mit Selbstbewußtsein auf. Ob bei dem Rücktritt als Ortsvorsteher nicht auch seine allseits bekannte demokratische, d. h. oppositionelle Haltung mitspielte, muß offen bleiben, erscheint aber immerhin möglich. In seiner Person manifestierte sich die Emanzipation der Landbevölkerung in zweifacher Hinsicht. Sowohl als LBV-Vorsitzender als auch als Abgeordneter durchbrach er die zuvor fast selbstverständliche Nominierung von Städtern. Erst unter ihm wandelte sich der LBV vom Honoratiorenzirkel zum wirklichen Organ der Landwirte, zu deren Fort- und Weiterbildung er der eigentliche Motor war. Nicht Staatsunterstützung, sondern Selbsthilfe erschien ihm als Garant der Existenzsicherung in einer sich rasch wandelnden Zeit. In der Haller Landwirtschaftsschule lebt sein Wirken bis heute nach.

Die durch die Führung des LBV gewonnene Popularität war schließlich die Hauptbasis seiner – eigentlich nicht angestrebten – politischen Laufbahn. Obwohl überzeugter Demokrat im damaligen parteipolitischen Sinne, war er zeit Lebens kein dogmatischer Partei- sondern vielmehr ein echter Volksmann. Er bekannte sich zur Reichsverfassung, dem Hurra-Patriotismus seiner nationalliberalen bzw. konservativen Gegenspieler setzte er jedoch die Wahrung

106 HT Nr. 34 v. 9. 2. 1895.

107 Auch ein Nachlaß existiert nicht.

108 So die Leichenpredigt (wie Anm. 1), S. 8

109 Ebd. S. 13.

württembergischer Eigenständigkeit im Bismarckreich entgegen. Überzeugungs- und prinzipientreu wie etwa in der Getreidezollfrage vertrat er seine Ansichten dennoch *frei von der Leidenschaft, die einen andern Standpunkt nicht vertragen kann*¹¹⁰. Wahlkämpfen und politischer Agitation war er eher abgeneigt; man diffamierte ihn, er diffamierte niemanden.

Haigold starb am 21. März 1903. Die Beerdigung in Tüngental fand unter *sehr zahlreicher Beteiligung* aus Stadt und Land statt, Kränze und *ehrende Nachrufe* kamen u. a. von der Heimatgemeinde, dem LBV, dem Haller Volksverein und der württembergischen Volkspartei¹¹¹. Während das Lokalblatt nur eine kurze Meldung brachte, nahm die überörtliche Presse keine Notiz. Schon vor seinem Tod war im Bezirk eine politische Umschichtung erfolgt, die jahrzehntelange Linksorientierung der Wählermehrheit zu Ende gegangen. So geriet der politisch überlebte Repräsentant des *besonnenen Fortschritts* rasch in Vergessenheit. Sein Einsatz und seine Leistungen würden ein Zeichen der Erinnerung – etwa eine Straßenbenennung im Heimatort – zweifellos rechtfertigen.

110 Ebd. S. 9.

111 HT Nr. 69 v. 24. 3. 1903.

Die Arztfamilie Dürr und das Evangelische Diakonissenhaus*

VON WALTER DÜRR

Etwa 65 Jahre umfassen die »Ehe«, die das Evangelische Diakonissenhaus und die Arztfamilie Dürr miteinander verband (Abb. 1).

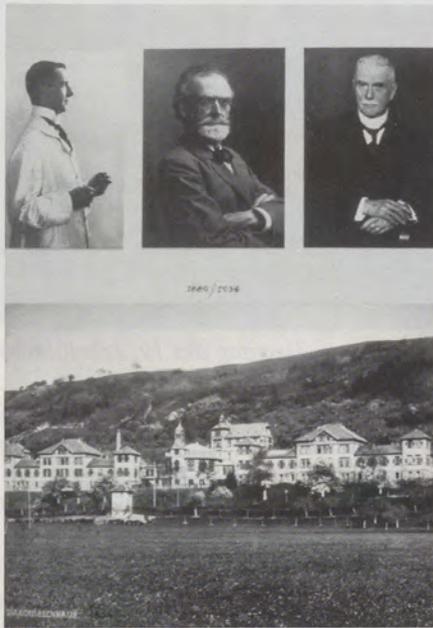


Abb. 1: Die Anstalt im Jahr 1904. Sanitätsrat Dr. Robert Dürr (Mitte), erster Anstaltsarzt, Sanitätsrat Dr. Richard Dürr (rechts), Dr. Wilhelm Dürr als Assistenzarzt

Im Jahre 1886 war die neue Anstalt gegründet worden, die sich die Pflege Kranker, Verletzter und geistig behinderter Menschen aus christlicher Nächstenliebe zur Aufgabe gesetzt hatte.

Die gemeinsame Geschichte von Diakonissenhaus und Ärzten der Familie Dürr sollte drei Generationen in direkter Folge umfassen, nämlich Dr. Robert Dürr (geboren 1827, gestorben 1908), Dr. Richard Dürr (geboren 1858, ge-

* Nach einem Vortrag, gehalten bei dem 102. Jahresfest des Evangelischen Diakoniewerkes Schwäbisch Hall am 26. April 1988.

storben 1933) und Dr. Wilhelm Dürr (geboren 1887, gestorben 1979). Zeitweise war auch der Bruder von Dr. Richard Dürr, Dr. Eugen Dürr für die Anstalt tätig.

Gründerzeit

Im ausgehenden 19. Jahrhundert war Hall noch Oberamtsstadt. (Abb. 2) Es gab noch keine Autos. Manche größere Wegstrecken, z. B. von Heilbronn



Abb. 2: Oberamtsstadt Hall am Ausgang des 19. Jahrhunderts (aus Gradmann)

nach Hall, konnte man schon mit der Eisenbahn zurücklegen. Für längere Wegstrecken, abseits der Bahnroute, mußte man die Postkutsche benützen (Abb. 3). Kürzere Wege machte man ohnehin zu Fuß.

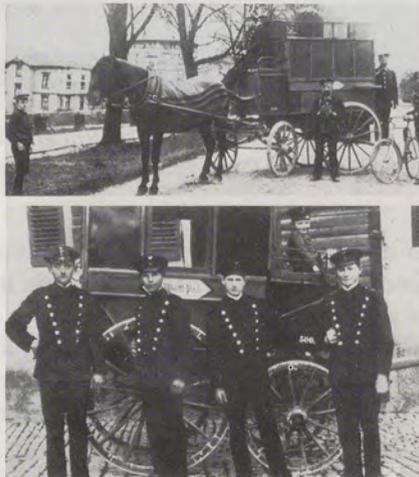


Abb. 3: Personenbeförderung zu Zeiten der Anstaltsgründung (aus Ulshöfer)

Wenn man dem gehobenen Stand angehörte, hatte man evtl. eine Kutsche zur Verfügung, wie hier der Hausarzt vor dem alten Krankenhaus (Abb. 4).



Abb. 4: Sanitätsrat Dr. Richard Dürr mit seiner Kutsche vor dem Eingang des alten Krankenhauses 1902.

Auch war die damalige Zeit offensichtlich so unbeschwert nicht von den politischen Ereignissen der Vergangenheit und der ahnungsvollen Zukunft. Denn immerhin findet man bereits im ersten Jahresbericht 1887 (Abb. 5) die kleingedruckte Fußnote:

Möge diese Friedensarbeit nicht gestört werden durch die besonderen Anforderungen, die ein großer Krieg an uns stellen würde. Um übrigens auf alle Fälle gerüstet zu sein, hat unser zweiter Hausarzt Dr. Dürr einen Lehrkurs für zwölf Fräulein aus Hall gehalten, welche sich verpflichtet haben, im Falle eines Krieges für unsere zum größten Teil dann in den Feldspitälern verwendeten Diakonissen den Dienst bei unseren Kranken und den Verwundeten in unserem Hause zu tun (Abb. 5).

Bei der Gründung des Hauses 1886 (Abb. 6) war es für das Gelingen des Unternehmens entscheidend, bekannte, vertrauenswürdige Persönlichkeiten zu gewinnen, die dem Werk das ganze Gewicht ihrer persönlichen Unterstützung liehen, damit es auch in der Bevölkerung angenommen würde, auch um Schwestern zur Mitarbeit an den Kranken und Pflegebedürftigen zu gewinnen. Pfarrer Faulhaber, der Initiator des Unternehmens, konnte sich der Unterstützung des Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, der evangelischen Geistlichkeit der näheren und weiteren Umgebung sowie weiterer einzelner

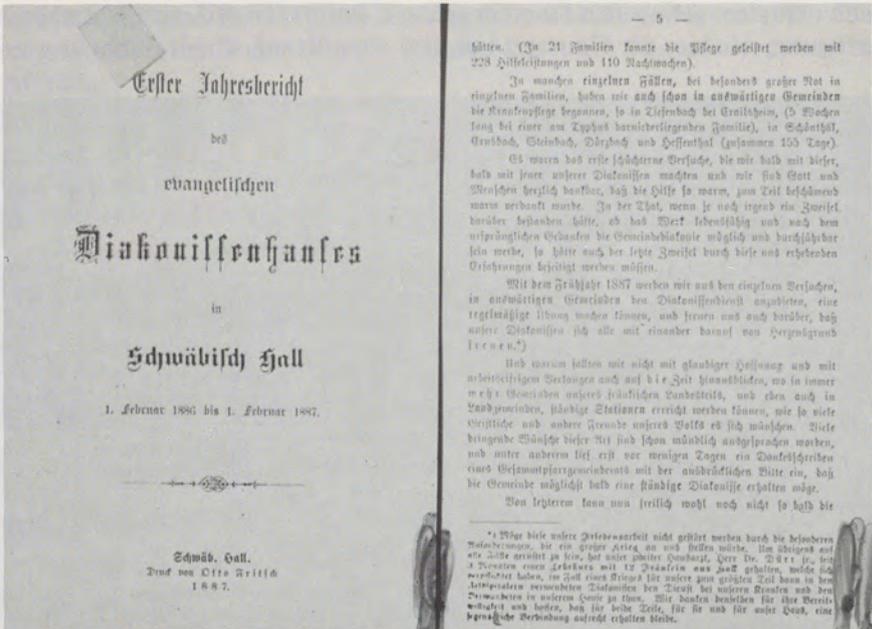


Abb. 5: Fußnote im ersten Jahresbericht 1887 über Vorsorge im Falle eines »großen Krieges«



Abb. 6: Erstes Anstaltsgebäude, das sogenannte Stammhaus

Persönlichkeiten versichern. Als Hausarzt im echten Wortsinn gewann man den Sanitätsrat Dr. Robert Dürr (Abb. 7).

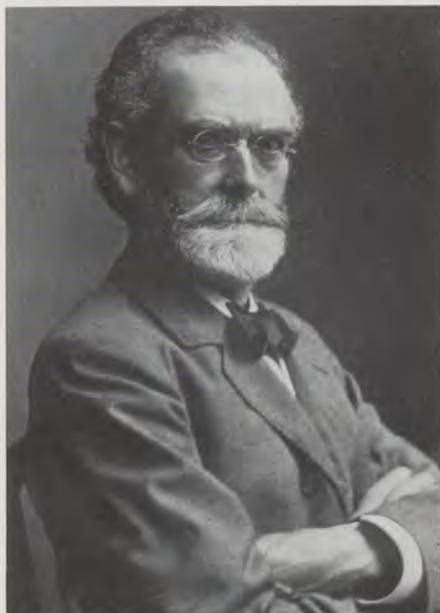


Abb. 7: Sanitätsrat Dr. Robert Dürr, erster Anstaltsarzt

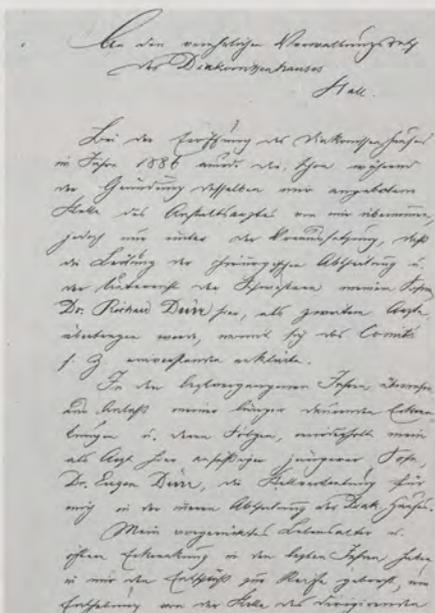


Abb. 8: Ausschnitt aus einem Schreiben von Dr. Robert Dürr an den Verwaltungsrat 1899

Man trat an ihn heran, weil er damals die angesehenste Arztpersönlichkeit in Hall war. Die Familie lebte schon seit dem 16. Jahrhundert in Hall, ihre Glieder waren zunächst Handwerker gewesen, stiegen dann in das gehobene Bürgertum auf, der Großvater von Robert Dürr war als Salzverwalter im Haal eine einflußreiche Persönlichkeit gewesen, der Vater als Oberamtsarzt bekannt in der Bevölkerung, auch für sein Eintreten und seine medizinischen Veröffentlichungen über die Wirksamkeit der Haller Solequelle.

Dr. Robert Dürr war damals schon 60 Jahre alt. Er war sich bewußt, daß er neben seiner ärztlichen Tätigkeit in Stadt und Land und einer großen Privatpraxis diese neue Aufgabe nicht allein würde bewältigen können. Er schrieb dazu in einem (späteren, 1899 verfaßten) Brief an den Verwaltungsrat (Abb. 8):

Bei der Eröffnung des Diakonissenhauses im Jahre 1886 wurde die schon während der Gründung desselben mir angebotene Stelle des Anstaltsarztes von mir übernommen, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß die Leitung der chirurgischen Abteilung und der Unterricht der Schwestern meinem Sohn,

Dr. Richard Dürr, hier als zweitem Arzt übertragen würde, womit sich das Komitee seinerzeit einverstanden erklärte...

Robert Dürr leitete als dirigierender Arzt gleichzeitig die innere Abteilung. Den jeweiligen Jahresberichten der Anstalt war von Anfang an eine Medizinalstatistik angefügt, die nicht nur die Zahl der behandelten Kranken auswies, sondern auch interessante Einblicke in die damals behandelten Krankheiten vermittelt (Abb. 9).

The image shows two pages from a historical document. The left page is the title page of the 'Dritter & vierter Jahresbericht des evangelischen Diakonissenhauses in Schwäbisch Hall, betreffend die Jahre 1888 und 1889'. The right page is a medical statistics table titled 'Verteilung der Krankheitsfälle' (Distribution of cases) for the year 1889. The table is divided into three main sections: 1) Infectious and General Diseases, 2) Diseases of the Respiratory Organs, and 3) Diseases of the Circulatory Organs. Each section lists various conditions and their corresponding number of cases.

Verteilung der Krankheitsfälle:		
1) Infektions- und Allgemeine Krankheiten.		
	1888	1889
Lebendige:	1	1
Todesfälle:	1	10
Wunde (Schusswunde):	8	10
Brustentzündung:	—	1
Blutruhr (Typhus):	17	16
Cholera (Typhus):	20	8
Wundruhr (Typhus):	34	49
Blutruhr:	1	—
Cholera:	1	—
Typhus:	1	1
2) Krankheiten der Athmungsorgane.		
Lebendige:	17	21
Todesfälle:	10	18
Cholera (Typhus):	9	8
Cholera (Typhus):	1	7
Cholera (Typhus):	1	7
Cholera (Typhus):	25	24
Cholera (Typhus):	3	4
Cholera (Typhus):	2	4
Cholera (Typhus):	—	1
3) Krankheiten der Kreislauforgane.		
Cholera (Typhus):	14	11
Cholera (Typhus):	3	3
Cholera (Typhus):	1	1
Cholera (Typhus):	1	1
Cholera (Typhus):	1	1

Abb. 9: Jahresbericht 1889 mit angeschlossener Medizinalstatistik

1899, also 13 Jahre nach Übernahme des Amtes, im Alter von 72 Jahren, trat Robert Dürr dann an den Verwaltungsrat heran und bat um Entbindung von seinen Pflichten (Abb. 10).

Schon in den vorvergangenen Jahren hatte sein zweiter Sohn, Dr. Eugen Dürr (Abb. 11), bei der Versorgung der *inneren* Patienten seinem Vater ausgeholfen und war auch bei der Versorgung der *chirurgischen* Patienten seinem Bruder Richard zur Hand gegangen. Es war vereinbart, daß dies erfolgen sollte, ohne daß der Kasse des Diakonissenhauses dadurch Kosten entstehen sollten. (Brief 1901, Abb. 12) Dr. Eugen Dürr wurde später, wie man dem Jahresbericht von 1908/1909 entnehmen kann, zum leitenden Arzt der inneren Abteilung bestellt (Abb. 13). Er konnte jedoch seinen Dienst nur wenige Jahre versehen, da er selbst lungenkrank war und an Tuberkulose verstarb. Er hatte, wie dies damals häufig geschah, während seiner Krankheit auch seine Tochter angesteckt, die dann aber nach jahrelanger Krankheit doch geheilt werden konnte.

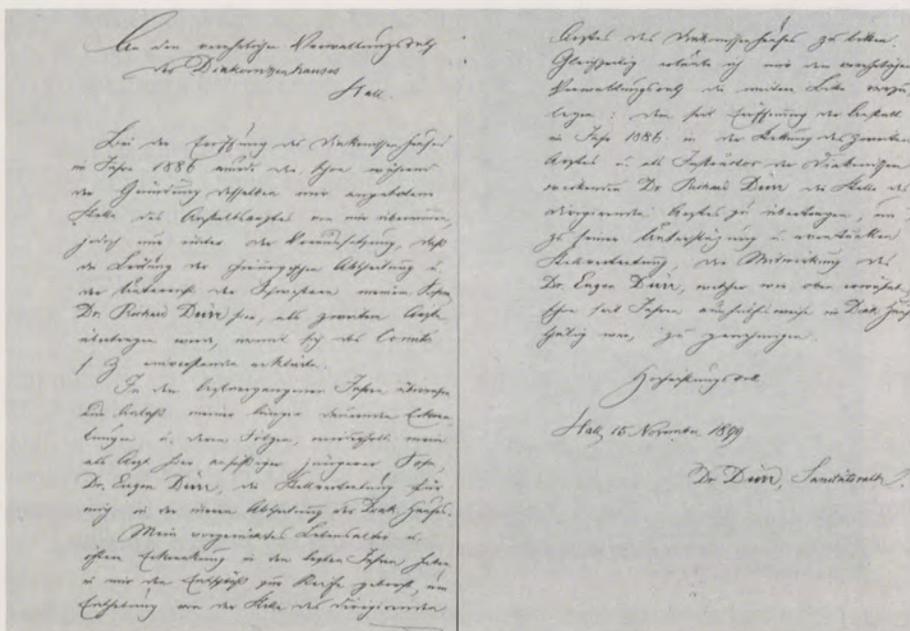


Abb. 10: Brief von Dr. Robert Dürr mit der Bitte um Entpflichtung und Regelung der ärztlichen Nachfolge

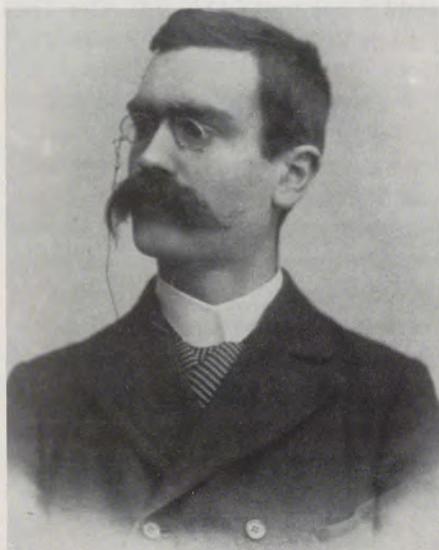


Abb. 11: Dr. Eugen Dürr, jüngerer Sohn von Dr. Robert Dürr

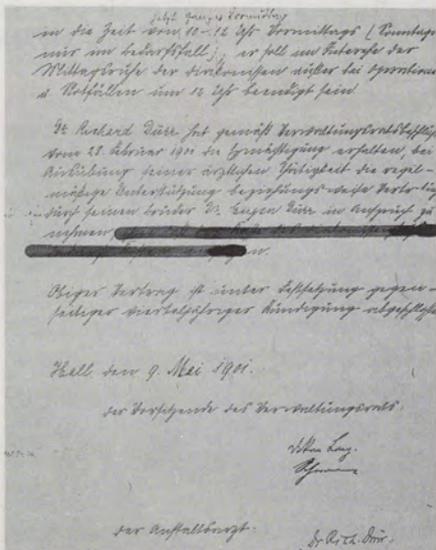


Abb. 12: Vereinbarung von 1901 über kostenlose Mitarbeit von Dr. Eugen Dürr



Abb. 13: Dr. Eugen Dürr wird zum leitenden Arzt der inneren Abteilung bestellt.

Dr. Richard Dürr, dirigierender Arzt

Die Stelle des dirigierenden Arztes, nach heutigem Sprachgebrauch des Ärztlichen Direktors, übernahm in der Nachfolge des Vaters dann sein Sohn Dr. Richard Dürr, später als „der Sanitätsrat“ bekannt (Abb. 14). Der Titel Sanitätsrat wurde vom König verliehen, auch Robert Dürr war dieser Titel zuerkannt worden.



Abb. 14: Sanitätsrat Dr. Richard Dürr

Dem Anstellungsvertrag, er ist noch von Hand von der damaligen Oberin Lotte Gerok geschrieben, kann man entnehmen, daß das jährliche Gehalt 2600 Goldmark betrug (Abb. 15). Die Aufgaben des dirigierenden Arztes umfaßten:

- die ärztliche Ausbildung der Diakonissen,
- der ärztliche Dienst im Schwachsinnigenheim,
- die Behandlung der kranken Diakonissen,
- die Behandlung der Mitglieder der Gemeindearmen- und Bezirkspflegeversicherung,
- die Betreuung von Angehörigen anderer Kassen und von Privatkranken, die gegen gesonderte Rechnung erfolgen konnte.

Sanitätsrat Dr. Richard Dürr hat die Stellung des dirigierenden Arztes bis 1932 bekleidet, er ist 1933 gestorben.

Daß er nicht nur als *Arzt* im Diakonissenhaus gewirkt hat, sondern auch *Leitungsfunktionen* der Gesamtanstalt wahrnehmen mußte, wurde besonders deutlich, als der Bestand der Diakonissenanstalt durch die wirtschaftlichen

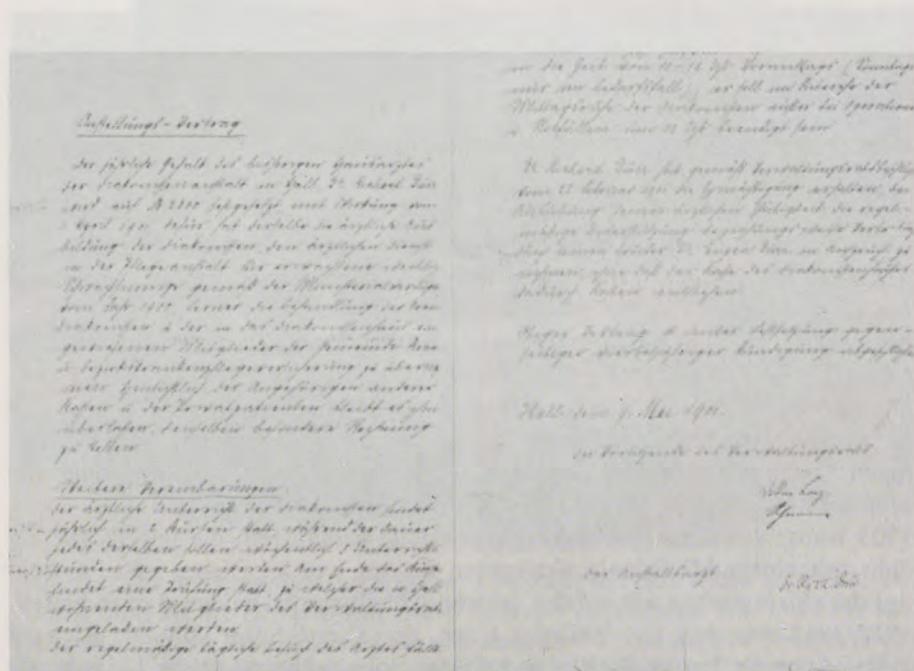


Abb. 15: Anstellungsvertrag für Dr. Richard Dürr

Unternehmungen des Anstaltsgründers und ersten Leiters, Pfarrer Faulhaber, in größte Bedrängnis kam (Abb. 16). Pfarrer Faulhaber und die Oberin Lotte Gerok traten zurück. Die Leitung der Anstalt wurde kurzfristig Dr. Richard

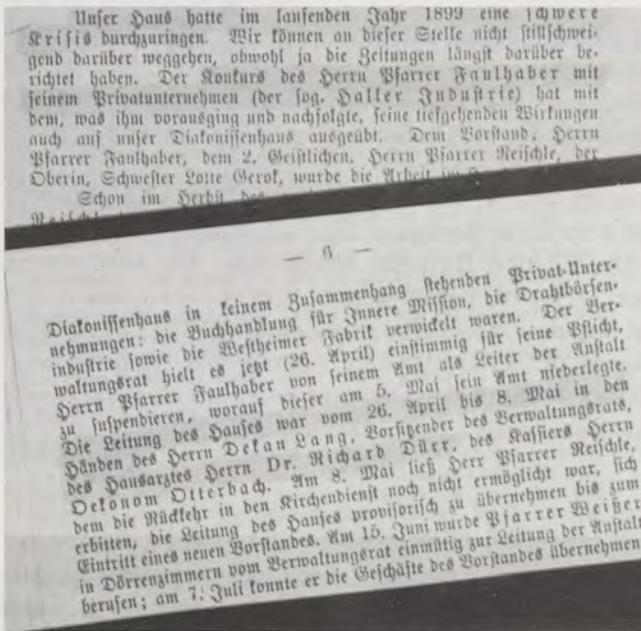


Abb. 16: Dr. Richard Dürr während der Krise in der Leitung der Anstalt

Dürr und zwei anderen Persönlichkeiten übertragen. Dazu sagte später Dr. Wilhelm Dürr in seinem Interview von 1968:

Die Hauptlast in dieser Krise lag auf den Schultern von Richard Dürr, denn Robert Dürr war schon 70 Jahre. Vor allem die ganzen Schwierigkeiten im Schwesternkreis hat er bis in die letzten Winkel durchzukämpfen gehabt und hat also unendlich viel für das Haus und die Schwesternschaft getan.

Bilder aus dem Jahr 1904 nach dem Beschluß über den Bau des Mutterhauses (Abb. 17) und ein Bild vom Verwaltungsausschuß aus dem Jahr 1936 (Abb. 18) dokumentieren die Funktion in den Verwaltungsgremien. Während sich die Kleidung der früher bärtigen Männer vom Gehrock zum ein- oder zweireihigen Anzug der meist bartlosen späteren Herren änderte, blieb die Diakonissentracht unverändert.

1903 wurde zunächst eine Assistenzarztstelle geschaffen, die jeweils für ein Jahr mit einem Medizinalpraktikanten besetzt wurde. Dieser sollte sowohl auf der chirurgischen wie auf der inneren Abteilung den beiden Ärzten helfen. 1912/1913 war dies Dr. Wilhelm Dürr, der älteste Sohn von Dr. Richard Dürr. Auch im Ersten Weltkrieg half der Sohn während seiner Urlaube als Marineassistentenarzt dem Vater zeitweilig aus.



Abb. 17: Der Verwaltungsrat im Jahr 1904, vordere Reihe (sitzend in der Mitte): die zurückgetretene frühere Leiterin Oberin Lotte Gerok, ganz rechts Dr. Richard Dürr



Abb. 18: Der Verwaltungsausschuß im Jahre 1936: vordere Reihe ganz links Dr. Kibler, ganz rechts Dr. Wilhelm Dürr, hintere Reihe fünfter von links der Anstaltsleiter Pfarrer Breuning, sechster von links der Verwaltungsratsvorsitzende Dr. Erich Heller, daneben der zweite Anstaltsgeistliche Pfarrer Lotze, dritter von links Direktor Übele, zweiter von rechts Dekan Roller

In jenen Jahren gab es noch keine Altersbegrenzung in der Ausübung des Berufes. So kam es, daß Sanitätsrat Dr. Richard Dürr in seinen älteren Tagen die Last der immer größer werdenden chirurgischen Arbeit – sie ist in den Statistiken exakt dokumentiert – nicht mehr allein bewältigte. Auch litt er in späteren Jahren an Röntgenverbrennungen der Hände, wie viele Ärzte, die in der Frühphase der Röntgendiagnostik die Gefahren der Strahlung noch nicht kannten.

So wurde 1923 Dr. Wilhelm Dürr zur Aushilfe seines Vaters als Assistenzarzt an die chirurgische Abteilung geholt. Es erfolgte dies aber ohne jegliche Zusage einer bleibenden Anstellung. Der Sohn hatte nach Ende des Ersten Weltkrieges nach einigen Schwierigkeiten, wie sie auch nach Ende des Zweiten Weltkrieges typisch waren, eine chirurgische Fachausbildung bei Professor Hofmeister, dem damals bekanntesten Württembergischen Chirurgen, der im Karl-Olga-Krankenhaus in Cannstatt wirkte, erhalten (Abb. 19). In jener Zeit

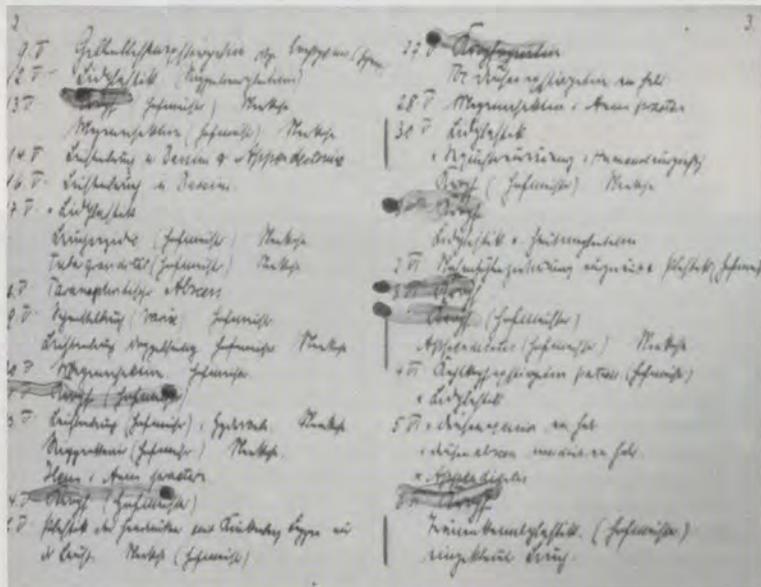


Abb. 19: Notizbucheinträge von Dr. Wilhelm Dürr über Assistenzen und Operationen bei Professor Hofmeister in Cannstatt

half auch die jüngste Tochter Elsbeth als Krankenschwester dem Vater und dem Bruder, wie dies damals ja häufig Töchter der sogenannten höheren Stände aus christlich-sozialem Engagement taten (Abb. 20).

Patienten, die damals alle drei Arztgenerationen gekannt hatten, sprachen vom »jungen«, vom »alten« und vom »ganz alten« Dürr. Erwähnt sei noch, daß auch ein zweiter Sohn von Dr. Richard Dürr mit gleichem Vornamen die medizinische Laufbahn einschlug, aber in jungen Jahren an Typhus starb.



Abb. 20: Dr. Richard Dürr mit Sohn Wilhelm und Tochter Elsbeth

Dr. Wilhelm Dürr, leitender Arzt der chirurgischen Abteilung

Dr. Wilhelm Dürr hat dann 1932, kurz vor dem Tode des Vaters, die Stelle des leitenden Arztes der chirurgischen Abteilung auch offiziell übernommen, nachdem er schon Jahre zuvor die Hauptlast der chirurgischen Abteilung getragen hatte (Abb. 21 u. 23). Er war bis 1961 Chefarzt der chirurgischen Abteilung und war insgesamt 38 Jahre am Haus wirksam. Er kannte alle Diakonissen persönlich mit Namen, war nicht nur ihr Ausbilder und Chef, sondern in vielen Fällen auch ihr Arzt.

Ärzte- und Schwesternschaft

Entscheidend für das Gelingen des Gesamtwerkes war das unerschütterliche Vertrauen, das zwischen den Diakonissen und den Ärzten bestand. Sie bildeten sozusagen eine Familie (Abb. 24).

Stellvertretend für all die vielen Schwestern, die im Laufe der sechs Jahrzehnte an diesem gegenseitigen Vertrauensprozeß gewirkt haben, stehe ein Bild von den vier Diakonissen Christine Groß, Lotte Gerok (frühere Oberin), Emma Wezsäcker (damals Oberin) und Eva Kirsch. Schwester Eva Kirsch war die Stationschwester der Männerstation. Christine Groß war Operationschwester sowohl bei Richard wie auch bei Wilhelm Dürr. Dieser charakterisierte sie (Interview von 1968):



Abb. 21: Medizinalstatistik 1924, Dr. Wilhelm Dürr, Assistent der chirurgischen Abteilung

Abb. 22: Jahresbericht 1932, Dr. Wilhelm Dürr, leitender Arzt der chirurgischen Abteilung

Als ich im Jahre 1923 hier im Hause eintrat, war für mich zunächst die Wichtigste natürlich die Schwester Christine, die im ganzen Haus einen großen Ruf und eine angesehene Stellung hatte. Sie hatte den Operationssaal damals schon etwa 25 Jahre geführt. Sie war insgesamt 38 Jahre Operationsschwester und ist als Operationsschwester 1936/1937 ausgeschieden. Der Operationsbetrieb war in einem Operationszimmer natürlich sehr beengt, und ich mußte, als ich kam, natürlich viel umstellen und mich selber umstellen. Das machte aber gar keine Schwierigkeiten, da Schwester Christine so unbedingt zu mir hielt und mich beinahe betreute und behütete. Sie nahm alles an und tat, was ich neu einführte, was gar nicht so einfach für eine ältere Schwester ist. Sie war eigentlich dauernd überlastet und hatte viel zu wenig Schlaf, sie hat nie freigemacht. Es war ja auch sonst niemand da. Wenn sie einmal nicht anwesend war, mußte eine Schwester sie vertreten, die keine Ausbildung als Operationsschwester hatte. Da mußte man als Operateur auch noch Operationsschwester sein. Die jungen Schwestern haben sie gefürchtet, aber sie haben etwas gelernt bei ihr und waren dankbar dafür. Sie hatte eine strenge Zucht im Operationssaal, das wäre auch gar nicht anders möglich gewesen. Man mußte ja in einem Raum alles machen: operieren, verbinden, die Ambulanz wahr-

Ärztlicher Jahresbericht
für die Jahre 1934 und 1935
mit den Hauptkategorien des Jahres 1933

	1932	1934	1935
Chirurgische Abteilung Dr. Dürr			
Werkstoff der Operationen	503	1141	1430
Verfärbung der Wunden (einschließlich Unter- suchung, Schere, Skalpell, Wundreinigung, Drainage, Hemostase, Nahtmaterial, Verband, Drainage, Hemostase, Wundreinigung, Skalpell, Wundreinigung, Hemostase)	270	300	293
Rachenzysten (Epididym, Zystitis, Hämorrhoiden, Cholesteatom, Bronchiektasen, Epilepsie, Querschnitt des Rückenmarkes)	97	87	123
Transplantationen (nach Verfall, von Haut, Linsen und Nieren)	5	8	8
Kollektoren (Harn, Gallenblase, Prostata, Blase, Harn, Magen etc.)	41	67	132
Bluttransfusionen	185	282	79
Operationen des Brustdrüsen	6	1	11
Operationen des Verdauungstraktes	5	5	9
Wundheilung	252	166	138
Operationen am Magen	28	31	29
Operationen am Darm	130	24	33
Bluttransfusionen	126	163	129
Operationen an den Gallenwegen	23	11	10
Harn-Blasenoperationen, Prostata	3	1	6
Operationen an den männlichen Geschlechtsorganen	10	9	16
Überleitung	8	3	7
Verfärbung	2	—	—
Gebühren	—	29	57
Operationen bei Frauenkrankheiten:			
1933	1934	1935	
Bluttransfusionen	19	12	21
Bluttransfusionen	2	3	6
Gebühren	13	16	17
Verfall und Gebärmuttererkrankung	8	15	20
Bluttransfusionen	11	45	35
Einfluss- und Bluttransfusionen	10	14	8
Gebühren	—	37	50
Geburtsärztliche Operationen (unter Tausendstücken):			
Zangenentfernung	6	15	0
Chirurgie	4	4	6
Bluttransfusion	1	—	3
Bluttransfusion	7	1	4
Bluttransfusion	1	3	4
Bluttransfusion	1	—	—

Abb. 23: Jahresstatistik 1933 bis 1935 der durchgeführten Operationen. Bemerkenswert u. a. »Blutüberleitungen« – also Bluttransfusionen. Blutgruppen waren damals noch nicht bekannt



Abb. 24: »Familienbild« 1911: Dr. Richard Dürr mit den drei ersten Diakonissen

nehmen und die Sterilisation durchführen. Ich denke mit unendlich viel Dankbarkeit an sie.

Im Operationssaal war Schwester Christine Groß für alles verantwortlich, natürlich auch für das Nahtmaterial. Dazu eine kleine Episode, überliefert von Schwester Luise Rometsch, der letzten leitenden Operationsschwester von Dr. Wilhelm Dürr:

Für kosmetisch besonders feine Hautnähte, z. B. bei Kropfoperationen, wurde damals, übrigens noch bis in die 60er Jahre, Roßhaar verwendet, das in Sodalösung gekocht und in Alkohol aufbewahrt wurde. Wenn ein Pferd gespannt vor dem alten Krankenhaus hielt, schickte Schwester Christine eine junge Schwester vor die Haustür, damit sie vom Schweif des Pferdes ein Bündel Haare abschneide. Damit war wieder für einige Zeit an Nahtmaterial gesorgt.

Die Ausbildung der Diakonissen war von Anfang an ein Hauptanliegen des Hauses. Dies war auch im Anstellungsvertrag von 1901 expressis verbis festgelegt (Abb. 26):

Der ärztliche Unterricht der Diakonissen findet jährlich in zwei Kursen statt, während der Dauer jedes derselben sollen wöchentlich drei Unterrichtsstun-



Abb. 25: (von links nach rechts) Schwestern Christine Groß, Lotte Gerok, Emma Weizsäcker, Eva Kirsch

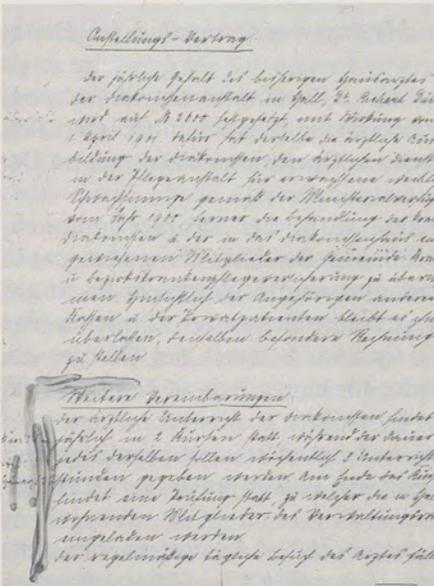


Abb. 26: Bereits im Anstellungsvertrag von 1901 wurde die medizinische Ausbildung der Diakonissen geregelt.

den gegeben werden. Am Ende der Kurse findet eine Prüfung statt, zu welcher die in Hall wohnenden Mitglieder des Verwaltungsrates eingeladen werden. Auch von diesen Prüfungen gibt es noch alte Bilder, so von 1902 (Abb. 27) mit neun Schwestern, 1906 (Abb. 28) schon mit 15 Schwestern, 1909 (Abb. 29) mit 19 Schwestern.



Abb. 27: Hausprüfung 1902 im alten Krankenhaus



Abb. 28: Hausprüfung 1906



Abb. 29: Hausprüfung 1909

Seit 1908 war das Haller Schwesternexamen staatlich anerkannt. Im Jahre 1924 war der Examenskurs schon auf 26 Schwestern angewachsen, neben Diakonissen legten auch Verbandsschwester das Examen ab. Als Prüfer wirkte neben Dr. Richard Dürr auch der leitende Arzt der inneren Abteilung Dr. Elsäßer mit (Abb. 30).

Aus späteren Jahrzehnten der 50er und 60er Jahre sind Bilder erhalten, die auch den Gegenstand der chirurgischen Prüfung widerspiegeln (Abb. 31—35).



Abb. 30: Krankenpflegeexamen in späteren Jahren



Abb. 31: *Verbandskursus, rechts (die spätere Oberin) Dora Betz*



Abb. 32: *Bei der Prüfung: Unterarmgipsschiene beim Kind*



Abb. 33: *Prüfung über Instrumentenkunde*

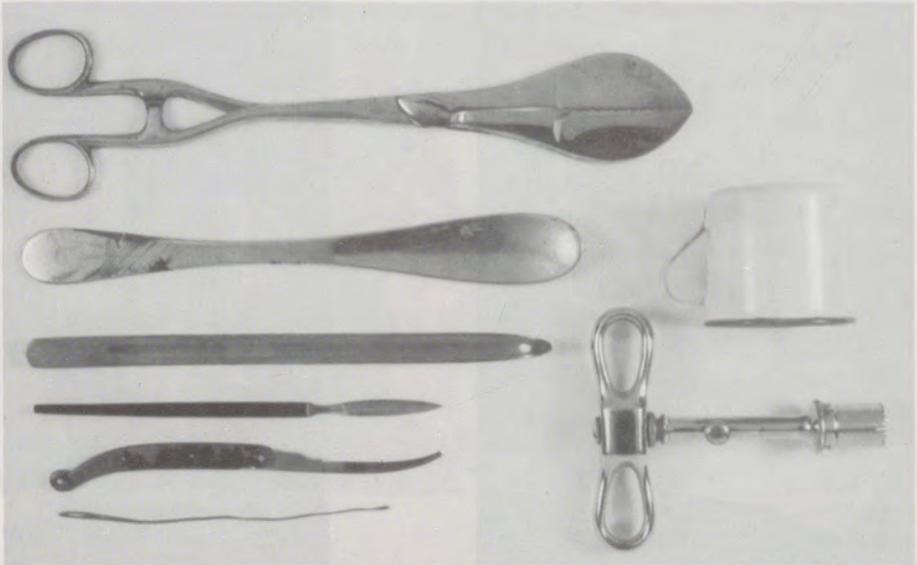


Abb. 34: Chirurgische Instrumente: Faszzange, chirurgischer Löffel, Kochersche Kropfsonde, Skalpell, Deschamps, Knopfsonde, Emailletöpfchen für Lokalanästhesie, Schädeltrepan



Abb. 35: Aufbau eines Zugverbandes beim kindlichen Beinbruch (ganz links Oberbruder Sautter)

Wachsen der Anstalt

Das stetige Wachstum der Anstalt sei an einigen Bildern der Baugeschichte und Einrichtung aufgezeigt: Das Stammhaus (Abb. 6) als ältestes Gebäude des Komplexes wurde später aufgestockt und zu beiden Seiten erweitert. 1904 waren mittlerweile das eigentliche Krankenhaus, die Anstaltskapelle und das Johanniterkinderkrankenhaus hinzugekommen (Abb. 36 u. 42). Entscheidend war dann der Bau des Krankenhochhauses in den Jahren 1930 bis 1939, der sich wegen der wirtschaftlichen Schwierigkeiten über einen langen Zeitraum erstreckte (Abb. 38 u. 39).

Wie sah es im Inneren aus? Für den Chirurgen war das Herzstück des Krankenhauses der Operationssaal (Abb. 40). Der Operationstisch konnte zwar nicht in der Höhe, aber in der Körperlage des Patienten verändert werden. Die einfache Deckenlampe – der elektrische Strom war eine neue Errungenschaft – mußte ausreichen, auch in der Nacht das Operationsfeld genügend auszuleuchten; der Abfalleimer, wie man ihn in jedem Haushalt zum Putzen verwendet. Es war dies der einzige Operationssaal, in dem sowohl aseptische wie auch eitrige Eingriffe durchgeführt werden mußten. Das war nur durch eine peinliche Hygiene mit einer ganz subtilen Reinigung zu bewerkstelligen. Wenn es trotz dieser räumlichen Beengtheit nach den Aussagen von Dr. Wilhelm Dürr (1968) nicht zu gravierenden Fehlschlägen der Asepsis, also der ungestörten Wundheilung, kam, so mag dazu auch eine heute kleinlich anmutende Putzordnung beigetragen haben, die man fast anekdotisch nennen könnte, wenn sie nicht einen so ernsten Hintergrund, nämlich den Schutz der Patienten vor Infektion, gehabt hätte.



Abb. 36: Der Anstaltskomplex 1904: Vor dem noch unbewaldeten Berggelände links das aufgestockte und zu beiden Seiten erweiterte Stammhaus, in der Mitte die Anstaltskapelle, rechts dahinter etwas weiter oben das Johanniterhaus, rechts das (später »alte«) Krankenhaus.

Es war ein geplättelter Boden im Operationssaal, der nach einer ganz bestimmten Richtung und Ordnung geputzt werden mußte. Es sind einmal zwei Schwestern in der Eisenbahn gefahren, die eine hatte der anderen erzählt, sie sei im Operationssaal. Wenn der geputzt werde, dann müsse man in einer bestimmten Ecke anfangen, es dürfe nicht anders sein, es müsse genau nach einem Schema verlaufen. Das habe ich (Dr. W. Dürr) einmal Schwester Christine erzählt. Sie erwiderte, das sei ganz richtig, das habe sie so eingeführt. Wenn die jungen Schwestern nämlich so putzen dürften, wie sie sonst eine Stube putzten, dann wäre der Operationssaal nie sauber, und in irgendeiner Ecke läge der ganze Dreck.



Abb. 37: Die Anstalt 1931. Rechts am Bildrand das nach 1904 erbaute Mutterhaus



Abb. 38: Das eingerüstete Hochhaus im Bau

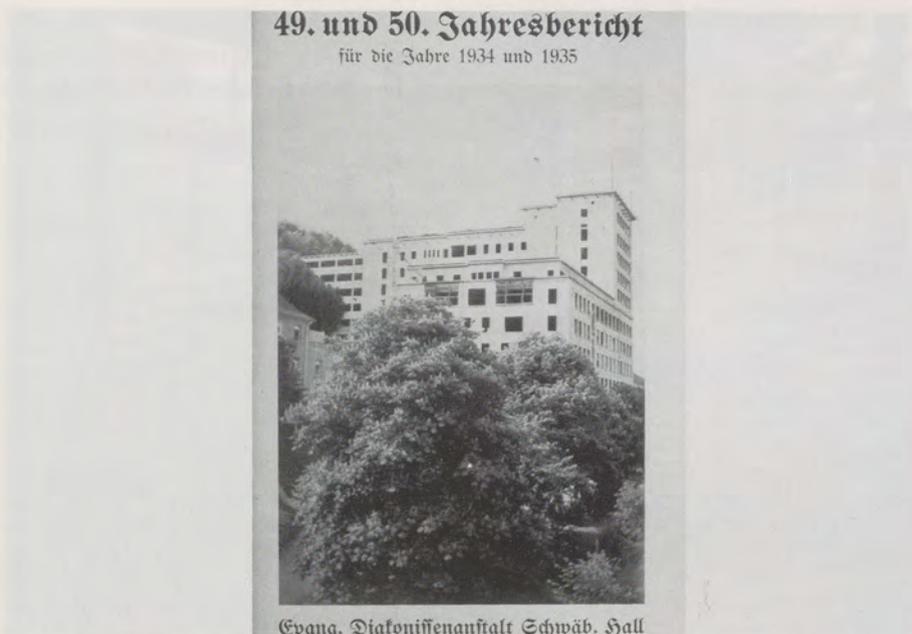


Abb. 39: Das Hochhaus von Norden im Rohbau fertiggestellt (von der Gelbinger Seite)

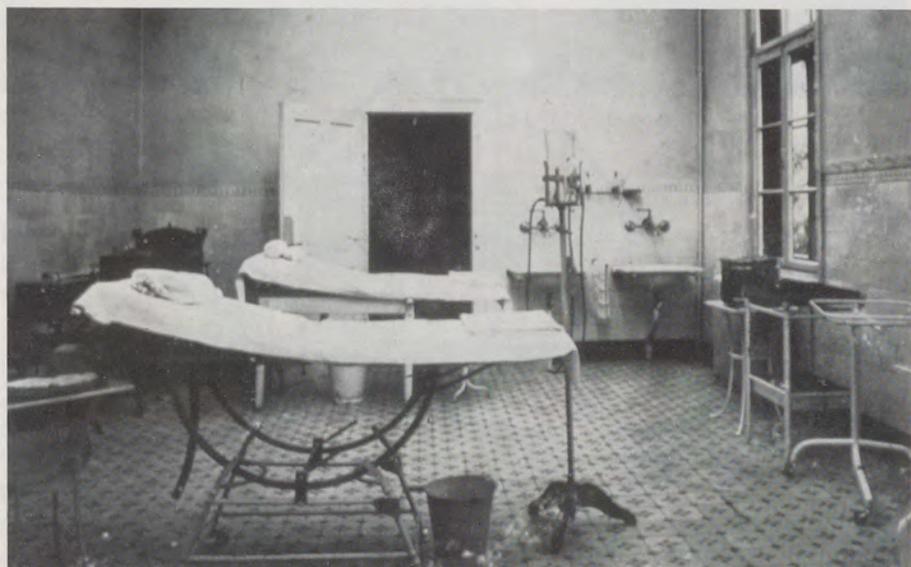


Abb. 40: Operationssaal im »alten« Krankenhaus mit verstellbarem Operationstisch, Irrigationsständer, Abfalleimer, Waschbecken zur chirurgischen Händereinigung, Instrumententischchen, Wäschetrommel, Deckenlampe



Abb. 41: Der helle Tagesraum im alten Krankenhaus für nicht bettlägerige Patienten

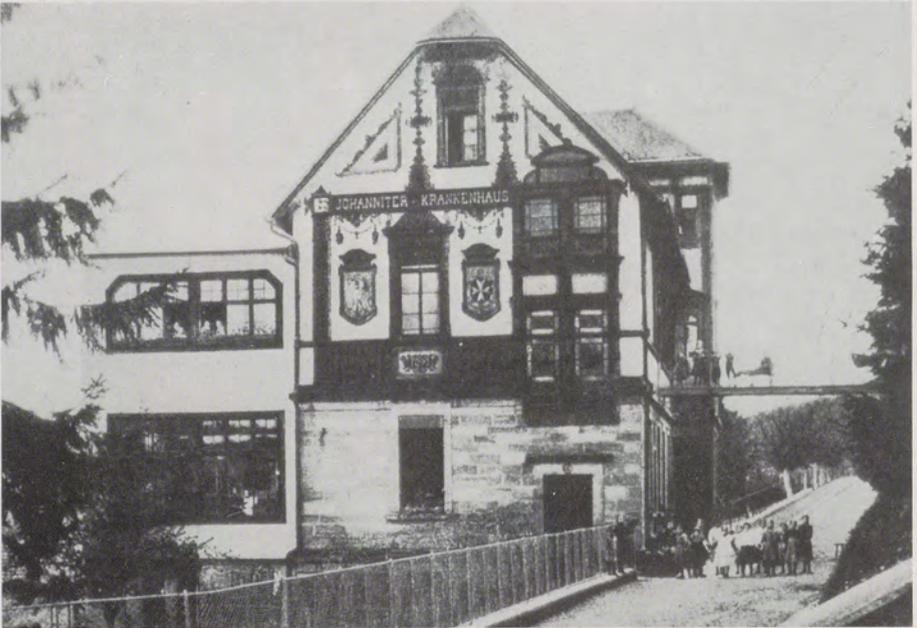


Abb. 42: Johanniterkinderkrankenhaus

Über die Patientenzimmer des alten Krankenhauses ist kein Bilddokument erhalten, jedoch über den Aufenthaltsraum der nicht mehr bettlägerigen Patienten (Abb. 41). Im Johanniterkinderkrankenhaus (Abb. 42) könnte die behütete Atmosphäre eines Kinderkrankenzimmers nostalgisch an eine Puppenstube erinnern (Abb. 43).



Abb. 43: Kinderkrankenzimmer im Johanniterkrankenhaus

Medizinisch-chirurgische Entwicklung

Die medizinische Statistik und Dokumentation der Jahresberichte spiegelt, besonders für die Anfangszeit, die stürmische Entwicklung der medizinischen Wissenschaft wider. Es ist reizvoll, an Beispielen aus den ersten Jahrzehnten zu verfolgen, wie rasch die Ärzte dieses Hauses neue Forschungsergebnisse kritisch für ihre Patienten in Hall in die Praxis umgesetzt haben.

Zur Zeit der Gründung der Anstalt im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts war die antiseptische Wundbehandlung Allgemeingut der ärztlichen Welt. Die Wundinfektion war ja eines der Hauptprobleme, das sowohl in Kriegszeiten bei der Behandlung von Verletzungen bestand, jedoch auch sonst der chirurgischen Behandlung in Friedenszeiten bei Operationen Grenzen setzte. Durch chemische Mittel, durch die sogenannten Antiseptica, suchte man die Wundinfektion zu bekämpfen oder zu verhüten. Dazu gehörte Carbol, das in Operationssälen versprüht wurde, dann Sublimat, eine Quecksilberverbindung. Diese Mittel hatten jedoch auch giftige Nebenwirkungen. Man erkannte, daß

die physikalischen Sterilisationsmethoden, also Hitzeanwendung beim Kochen oder Behandlung im strömenden Dampf eine schadlose Keimfreimachung von Instrumenten und Verbandsmaterialien ermöglichte.

Wir lesen dazu im Jahresbericht 1890/1891 (Abb. 44 u. 45): *Durch Neuanschaffung zahlreicher aseptischer Instrumente und des Lautenschlägerschen Dampfsterilisationsapparates ist die Möglichkeit gegeben, nach dem Beispiel der großen Kliniken allmählich von der Antiseptis auf die Asepsis überzugehen.*



Abb. 44: Wundbehandlung im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts

Es wurde ein »Bakterienmikroskop« angeschafft, um exakte wissenschaftliche Beobachtung und Verwertung des im Diakonissenhaus anfallenden Untersuchungsmaterials zu ermöglichen.

Auch die rasche Übernahme der neuentdeckten Narkosemethoden zur Schmerzausschaltung können wir nachvollziehen, nämlich die Anwendung der Äthernarkose mit Maske, der Beginn einer örtlichen Betäubung durch Aufsprühen von Äther und Chloräthyl, nachzulesen im Jahresbericht für 1894 (Abb. 45).

So kam es, daß die Grenzen zwischen konservativer und operativer Therapie zu Gunsten eines aktiven chirurgischen Vorgehens verschoben wurden. Beispiel hierfür ist die operative Frühbehandlung der Blinddarmentzündung, zu einem Zeitpunkt, an dem es noch nicht zum Durchbruch der Entzündung in den Bauchraum gekommen ist. Man liest dazu im Jahresbericht für 1907:

Die möglichst frühzeitige Operation kann nicht dringend genug empfohlen werden (Abb. 46).



Abb. 45: Äthernarkose und örtliche Betäubung 1894

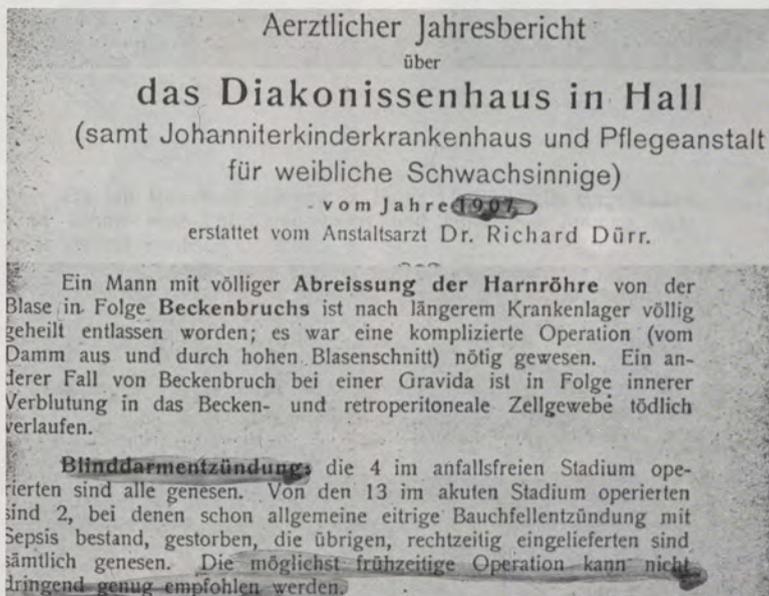


Abb. 46: Forderung nach frühzeitiger Operation der Blinddarmenzündung 1907

Die Diphtherie war damals eine lebensbedrohende Erkrankung. Nicht zufällig waren bekanntlich die ersten Patienten am Abend der Inbetriebnahme des Krankenhauses am 1. Februar 1886 zwei diphtheriekranken Mädchen. Die schweren Fälle starben regelmäßig trotz des häufig angewandten Luftröhrenschnittes. Im Jahresbericht 1892/1893 heißt es dazu: *Sechsmal wurde der Luftröhrenschnitt angewandt, alle erlagen innerhalb der ersten fünf Tage am Fortschreiten des diphtherischen Prozesses in die Lunge.* Den Durchbruch in der Therapie brachte die Behringsche Serumbehandlung. Schon drei Jahre später heißt es nämlich:

Die Anwendung des sogenannten Diphtherieheilserums von Behring hat bekanntlich in der zweiten Hälfte des Jahres 1894 in die Praxis Eingang gefunden... Ein endgültiges Urteil über den Wert des Heilserums kann zwar noch lange nicht abgegeben werden. Soviel steht jedoch schon jetzt nach vielhundertfältigen Beobachtungen fest, daß Nebenwirkungen nachteiliger Art nur ganz ausnahmsweise vorkommen und daß die bis jetzt vorliegenden Erfolge zu der Hoffnung berechtigen, es werde auf diesem neuen Wege jener gefürchteten Krankheit wirksam begegnet werden können.

Bemerkenswert ist auch der differenzierte Einsatz des neuen Heilmittels. Es wurde nämlich bei den leichten Fällen nicht angewandt, um über die Wirksamkeit zu einem echten Urteil zu kommen. Bei ihnen war nämlich eine spontane Heilung zu erwarten.



Abb. 47: Stiftung eines Röntgenapparates 1899



Abb. 48: Diagnose einer Schulterverrenkung vor Entdeckung der Röntgenstrahlen



Abb. 49



Abb. 50

Abb. 49 und 50: Einrichtung einer Schulterverrenkung, Beurteilung des Erfolges noch vor Entdeckung der Röntgenstrahlen

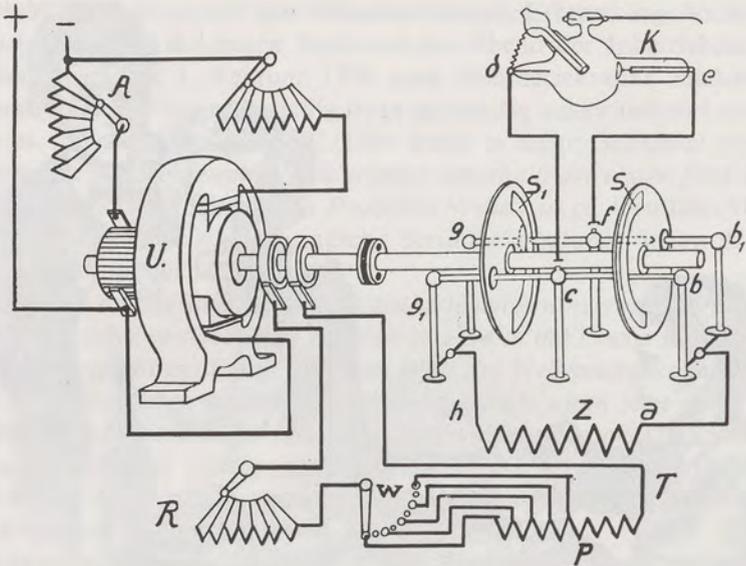


Abb. 51: Schaltschema eines alten Röntgenapparates wie er im Diakonissenhaus aufgestellt war

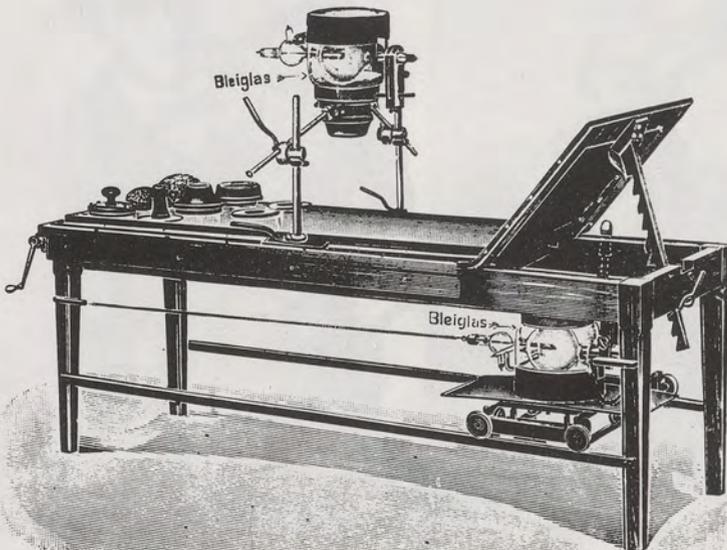


Abb. 52: Röntgentechnik mit den damaligen Apparaten

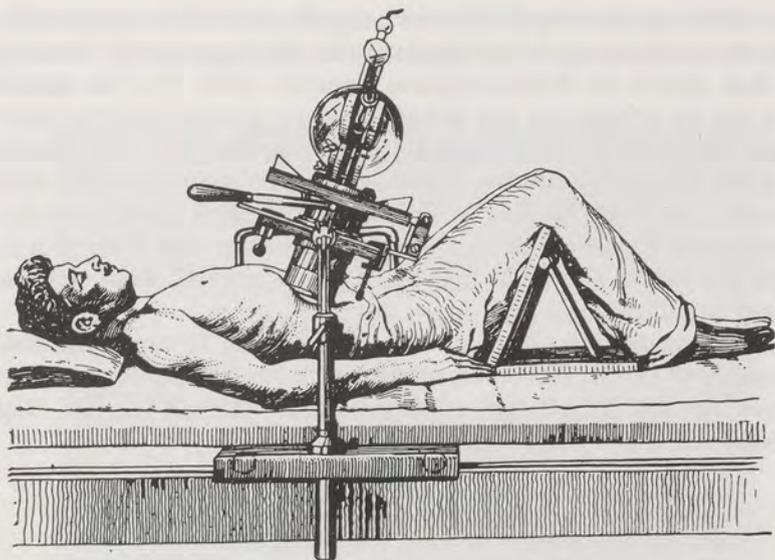


Abb. 53: Nierenaufnahme nach Albers-Schönberg (aus dessen Lehrbuch).

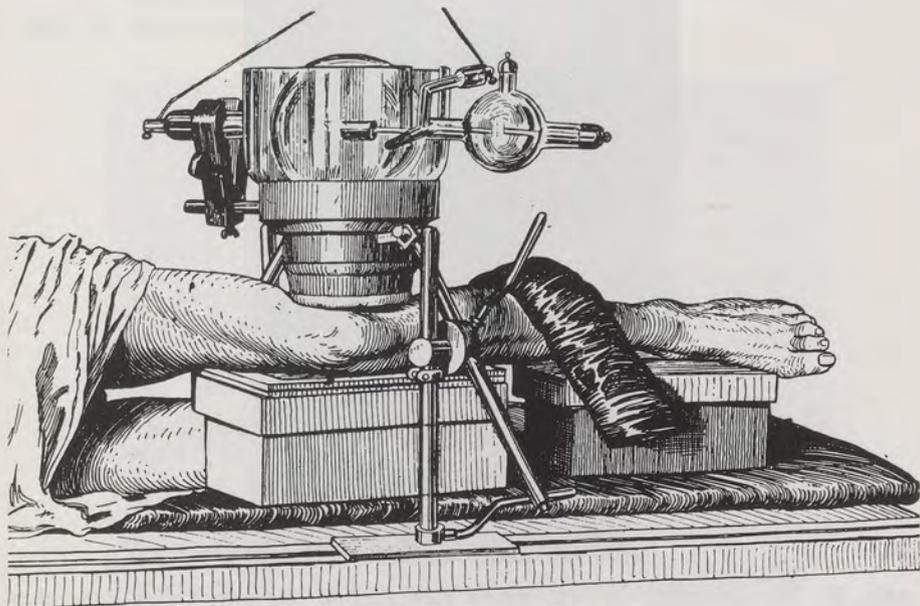


Abb. 54: Kniegelenk fibulotibial, mit Rosenthalblende.

Eine besonders bahnbrechende Entwicklung fällt ebenfalls in die Gründerzeit, nämlich die Entdeckung der Röntgenstrahlen (Röntgen 1895). Bereits 1899 wurde dem Hause ein Röntgenapparat gestiftet (Abb. 47). Bis dahin war der Arzt bei der Erkennung und Behandlung von Knochenbrüchen und Verrenkungen ganz auf die Methoden der reinen Beobachtung, der Tastuntersuchung und auf Korrelation von Beobachtungen im anatomischen Unterricht angewiesen (Abb. 48—50). Der hiesige Röntgenapparat wurde zunächst mit Akkumulatoren betrieben (Abb. 51), später erhielt er eine Starkstromzuleitung aus der Fabrik von Held und Teufel im Wettbach, denn elektrischen Strom gab es damals sonst nicht in der Anstalt.

Eine Vorstellung der damaligen Anwendung der neuen Technik vermitteln die Abbildungen 52 bis 54. Das Röntgenbild eines Handgelenksbruches, mit dem damaligen Apparat angefertigt, entstammt dem Nachlaß von Dr. Richard Dürr (Abb. 55).



Abb. 55: Handgelenksbruch auf einem Röntgenbild aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts (Nachlaß Dr. Richard Dürr)

Die Dramatik medizinischen Geschehens läßt sich in den medizinischen Berichten über eine Laugenverätzung (Abb. 56) und eines Hitzschlages (Abb. 57) nachlesen.



Abb. 56: Bericht über eine Laugenverätzung 1892/1893

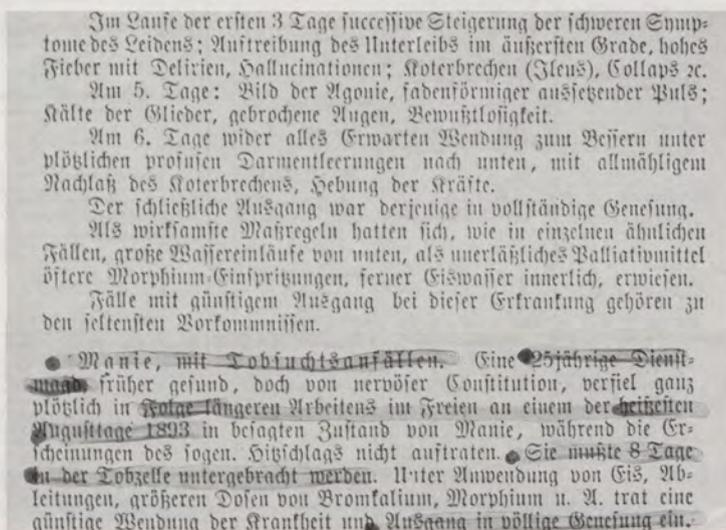


Abb. 57: Bericht über einen Hitzschlag

Schriftliche Dokumentation

Wie sorgfältig schon damals dokumentiert wurde, ist aus dem Ambulanzbuch ab 1894 zu ersehen (Abb. 58 und 59).

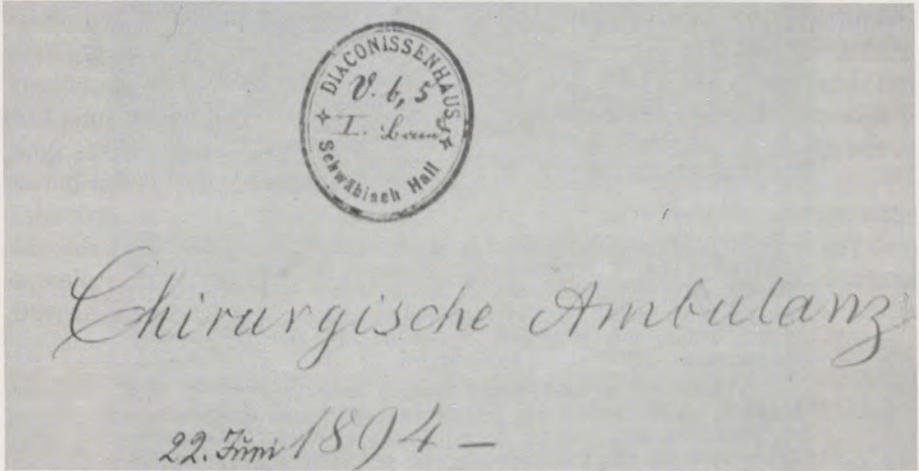


Abb. 58: Ambulanzbuch 1894

1894.

Name, Stand und Heimat	Alter	Krankheit	Tag		Bemerkungen
			des Eintritts	des Austritts	
1. Kuhn, Köpfermeister Pfaffen-Walden Gull	56 1/2	Krebsgeschwulst an der Nase	22. Juni	22. Juni	Erfolg an Krebsgeschwulst an der Nase (3. 7. 94)
2. Weist, Waffener		Gygnosorbeul a. v. Arter.	29. Juni	29. Juni	Erfolg bei Krebsgeschwulst 1. 7. 94. (auf Pflegen gel. in d. Privatambul.)
3. Reising, Kiesel Gull		Lebergeschwulst	3. Juli	3. Juli	
4. Boll, Michael Luisen. Bild	53	Krebsgeschwulst an d. Brustdrüse	5. Juli	5. Juli	Erfolg bei Krebsgeschwulst d. Br. 1. 7. 94. (auf Pflegen gel. in d. Privatambul.)
5. Wieland, Karl Luisen-Pl. Ludwigsplatz	18		10. Juli	10. Juli	
6. Hartmann, Leon Luisen-Pl. Erlauf	24	Gygnosorbeul a. v. Arter.	19. Juli	19. Juli	Erfolg bei Krebsgeschwulst - 50 (auf Pflegen gel. in d. Privatambul.)
7. Bayendorff, Karl Glasen-Pl. Gull	3 1/2	Gygnosorbeul a. v. Arter.	28. Juli	28. Juli	Erfolg bei Krebsgeschwulst - 50 (auf Pflegen gel. in d. Privatambul.)
8. Tappert, Heinrich Luisen-Pl. Gull	3	Plattwürmer & Gygnosorbeul.	6. Aug. 94	6. Aug.	Erfolg bei Krebsgeschwulst 1. 7. 94. (auf Pflegen gel. in d. Privatambul.)
9.					

Abb. 59: Ambulanzbuch 1894

Bemerkenswert sind u. a. die behandelten Erkrankungen, die Berufs- und Titelbezeichnungen – bei Frau Pfarrer aus Tüngental war der Name gar nicht nötig, der Titel des Ehemannes reichte (Abb. 60) – die genaue Kostenrechnung für die Ortskrankenkasse oder Privatkrankenkasse (Abb. 59 u. 61). Die Eintragungen wurden am Jahresende vom zweiten Anstaltsgeistlichen, Pfarrer Raischle, gegengezeichnet (Abb. 61).

Für das Inflationsjahr 1923 (Abb. 62–64) ist das rasante Ansteigen der Behandlungskosten interessant, mit einem Betrag von 10 Milliarden Mark am 14. November 1923 für eine „Mandelausbrennung“ endigend, während nach der Währungsumstellung am 3. Januar 1924 ein Gipsverband nunmehr 1,50 Rentenmark kostete (Abb. 65).

Die ärztliche Dokumentation ist noch in einem engbeschriebenen Notizbuch vorhanden, das Richard Dürr ab 1907 über Jahre alphabetisch nach Patientennamen geführt hat, auch über Patienten im Diakonissenhaus (Abb. 66). Anrührend, wie sich auch sein von ihm behandelter Sohn Richard jun. (der später als junger Arzt verstorbene Sohn) mit Schilderung von Beschwerden darin findet (Abb. 67).

			Apr. 11.	Apr. 12.	
23	<u>Fräulein</u> <u>Karl Wagner</u> <u>Gull</u>	Gipsverband	5 Mk.		
24	<u>Fräulein</u> <u>Goldberger</u>	Gipsverband u. d. d. Hand	13/10.		Handverletzung
25	<u>Fräulein</u> <u>Goldberger</u> <u>Gull</u>	Mandalausbrennung	23/11	1 Mk.	
26	<u>Fräulein</u> <u>Goldberger</u> <u>Gull</u>	Handverletzung Handverletzung	7/11, 11, 12, 19 16, 20, 22, 27 11/12	10 Mk.	10 Dächer a 1 Mk.
27	<u>Fräulein</u> <u>Goldberger</u> <u>Gull</u>	Bluterguss	2/11	2 Mk. 50	
28	<u>Fräulein</u> <u>Goldberger</u> <u>Gull</u>	Hand i. d. Hand	14/11	4 Mk.	
29	<u>Fräulein</u> <u>Goldberger</u> <u>Gull</u>	Handverletzung Handverletzung	7/11, 9, 13 17, 22, 27, 11/12 10/11		
30	<u>Fräulein</u> <u>Goldberger</u> <u>Gull</u>	Gipsverband u. d. d. Hand	20/11	3 Mk.	
31	<u>Fräulein</u> <u>Goldberger</u> <u>Gull</u>	Gipsverband	15/11, 11/12 22/11 28/11		Handverletzung u. d. d. Hand
32	<u>Fräulein</u> <u>Goldberger</u> <u>Gull</u>	Handverletzung Handverletzung	17/11, 11/12 18/12, 29/12 25/12	5 Mk.	

Abb. 60: Eintragungen aus dem Ambulanzbuch 1894 bis 1924

Name, Stand und Heimat	Alter	Krankheit	Tag	
			des Eintritts	des Austritts
1. Hagen Händel Holl	12/1	Waffelfieber im Hals	23	50
2. J. Korboll Holl	13/1	Leberhepatitis	24	100
3. J. Grosse	27/1	Granuloma in Hals	25	100
4. Heiler Peter Holl	27/1	Keuchhusten	25	100
5. Anna Peter Holl	27/2	2 Granuloma in Hals	25	100
6. Müller Holl	10/2	Keuchhusten in Hals	25	100
7. Ernst Peter Holl	27/2	Keuchhusten in Hals	25	100
8. Maria Peter Holl	26/2	Keuchhusten in Hals	25	100
9. Ernst Peter Holl	25/2	Keuchhusten in Hals	25	100

Abb. 62

24. J. Peter Holl	1/6	Keuchhusten in Hals
25. J. Peter Holl	1/6	Keuchhusten in Hals
26. J. Peter Holl	2/6	Keuchhusten in Hals
27. J. Peter Holl	4/6	Keuchhusten in Hals
28. J. Peter Holl	25/3	Keuchhusten in Hals
29. J. Peter Holl	2/6	Keuchhusten in Hals
30. J. Peter Holl	6/6	Keuchhusten in Hals
31. J. Peter Holl	11/6	Keuchhusten in Hals
32. J. Peter Holl	12/6	Keuchhusten in Hals
33. J. Peter Holl	16/6	Keuchhusten in Hals

Abb. 63

57. J. Peter Holl	21/3	Keuchhusten in Hals
58. J. Peter Holl	27/6	Keuchhusten in Hals
59. J. Peter Holl	15/9	Keuchhusten in Hals
60. J. Peter Holl	20/9	Keuchhusten in Hals
61. J. Peter Holl	25/9	Keuchhusten in Hals
62. J. Peter Holl	27/10	Keuchhusten in Hals
63. J. Peter Holl	27/10	Keuchhusten in Hals
64. J. Peter Holl	27/10	Keuchhusten in Hals
65. J. Peter Holl	27/10	Keuchhusten in Hals
66. J. Peter Holl	27/10	Keuchhusten in Hals
67. J. Peter Holl	27/10	Keuchhusten in Hals

Abb. 64

Abb. 62 bis 64: Eintragungen aus dem Ambulanzbuch 1894 bis 1924

Name, Stand und Sexual	Alter	Krankheit	Tag	
			des Eintritts	des Austritts
				
1 Hofa Hofstad	3/1	Hypochondrie		1. 50
2 Frau Meyer Holl	7/1	Blutergüsse		3. 4
3 Assandri Holl	12/1	Halbseitige Taubheit		5
4 Professor Fischerhof	12/1 12/1	Herzkrankheit		10/1
5 Frau Halberstadt Holl	7/1	Paralyse des Rektums		
6 Frau Halberstadt Fingerhassner	8/1	Nervenleiden grob		1. 50
7 Frau Halberstadt Fingerhof	17/1	Reizneurose		1. 50
8 Frau Dorn Holl	5/1	Nervenleiden Lebererkrankung		1. 50
9 Frau Halberstadt Fingerhof	17/1	Blutergüsse des Halses		1. 50
10 Frau Halberstadt Fingerhof	17/1	Blutergüsse des Halses		1. 50

Abb. 65: Aus dem Ambulanzbuch 1894 bis 1925

Mitarbeiter

Bei den ärztlichen Mitarbeitern ist vor allem eines Mannes zu gedenken, der mit Dr. Wilhelm Dürr über dreieinhalb Jahrzehnte aufs engste vertrauensvoll zusammengearbeitet hat, Dr. Fritz Michaelis (Abb. 68). Er war Wolgadeutscher, war während der russischen Revolution geflüchtet, hatte dann in Tübingen studiert und kam als junger Assistenzarzt 1927 ans Diakonissenhaus. Er hat seine ganze chirurgische Ausbildung bei Dr. Dürr absolviert, hatte deshalb gleichen Stil und Technik des Operierens, so daß schon dadurch beste Voraussetzungen für eine gedeihliche Zusammenarbeit gegeben waren. Entscheidend war aber das gute persönliche Verstehen der beiden Menschen. Dies bildete die Grundlage für eine besonders harmonische Zusammenarbeit zwischen Chef und Oberarzt. Sie war nicht nur in der Anstalt sprichwörtlich, sondern auch im weiteren Umkreis bekannt und war für das landesweite Ansehen der Abteilung mitentscheidend.

Da die medizinische Wissenschaft sich kontinuierlich und rasch fortentwickelte, wurde es für den einzelnen immer schwieriger, mit den neuen Erkenntnissen Schritt zu halten und sie in der täglichen Arbeit für den Patienten umzusetzen. Es war die Idee des damaligen Anstaltsleiters Pfarrer Breuning, Dr. Michaelis eine orthopädische Fachausbildung zu ermöglichen, die er für die Dauer von eineinhalb Jahren bei dem damals bekanntesten Orthopäden,

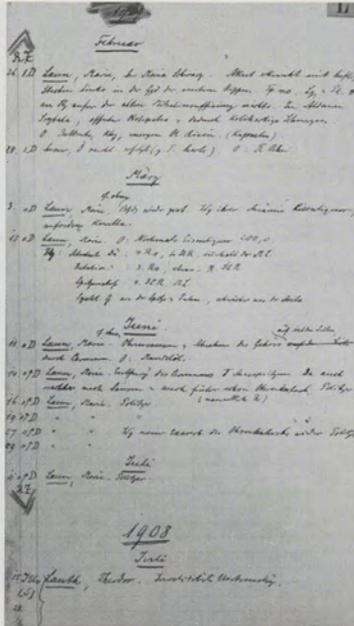


Abb. 66

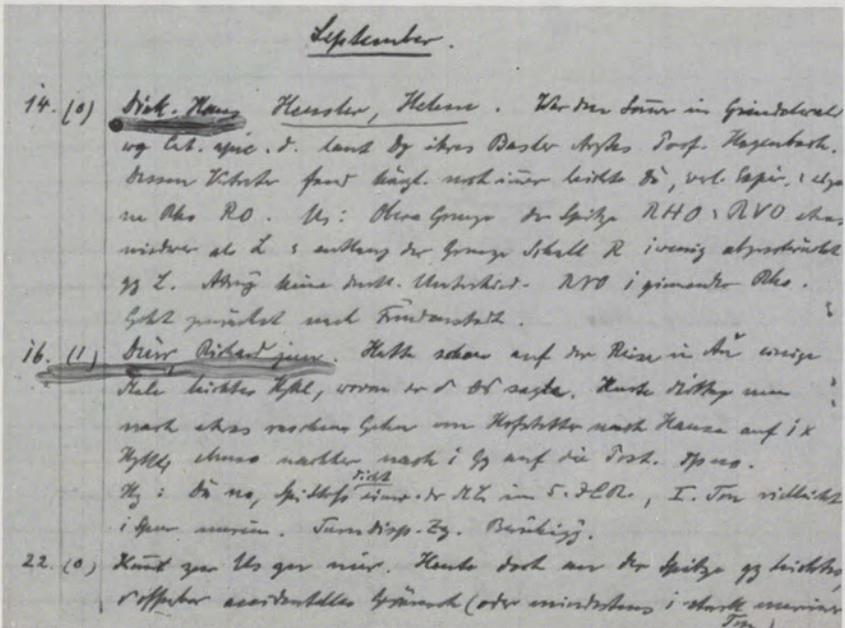


Abb. 67

Abb. 66 und 67: Ärztliche Eintragungen im Notizbuch von Dr. Richard Dürr



Abb. 68: Dr. Fritz Michaelis mit Ehefrau Maria, geb. Noll, und Söhnen Richard (rechts), Rolf (Mitte) und Peter (links)



Abb. 69: Dr. Michaelis beim Anlegen eines Gipsverbandes (rechts Bruder Sautter, links Bruder Nübel)



Abb. 70: Gesamtärzteschaft des Diakonissenhauses 1936. Vordere Reihe (von links nach rechts) Dr. Bosse, Dr. Kibler, Dr. Wilhelm Dürr, Dr. von Rutkowski, Dr. Baumgärtner. Hintere Reihe: N. N., N. N., Dr. Windisch, Dr. Beisenherz, Dr. Noll, Dr. Michaelis



Abb. 71: Geburtshilfliche Arbeit 1937, links von Dr. Dürr die leitende Schwester der Wochenstation Anna Schaile



Abb. 72: Dr. Dürr mit den Mitarbeitern des Operationsteams. Diakonissen Luise Rometsch (Leitung), Frieda Köhler, Maria von Berg, Dr. Motahari, Dr. Ellinger, Dr. Michaelis, Dr. Böltz u. a.



Abb. 73: Dr. Dürr an seinem 70. Geburtstag 1967, links Oberin Luise Gehring

Prof. Hohmann in Frankfurt absolvierte. In der Folgezeit führte Dr. Michaelis alle orthopädischen und unfallchirurgischen Operationen am Bewegungsapparat verantwortlich durch und betreute auch die von ihm so behandelten Patienten weiter neben der gemeinsamen allgemeinchirurgischen Arbeit (Abb. 69), ein Modell, das anderenorts erst Jahrzehnte später üblich wurde. Er war dann ohne weiteres in der Lage, bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges vom ersten Tage an die chirurgische Abteilung selbständig weiter zu führen, bis Dr. Wilhelm Dürr im November 1945 aus dem Krieg zurückkehrte. Aufgrund der gegenseitigen Wertschätzung beider Persönlichkeiten gab es auch keine Probleme beim Neubeginn der nun wieder gemeinsamen chirurgischen Arbeit im früheren Verhältnis von Chef zu Oberarzt.

Die Gesamtärzteschaft des Hauses zeigt ein Bild aus dem Jahr 1936 (Abb. 70). Bis zum Umzug ins neue Krankenhochhaus gehörten auch Geburtshilfe und Gynäkologie zum Aufgabenbereich des Chirurgen. Ein Gruppenbild läßt den Stolz der Geburtshelfer erkennen (Abb. 71).

Ein Bildzeugnis aus den letzten Arbeitsjahren von Dr. Dürr zeigt den Mitarbeiterkreis des Operationsteams (Abb. 72).

Dr. Wilhelm Dürr beendete seine Arbeit mit 73 Jahren. Als er nochmals über die einzelnen Stationen seiner chirurgischen Abteilung ging, verabschiedete er sich von seinen leitenden Schwestern mit den Worten »Arbeitet mit meinem Nachfolger gut zusammen, macht ihm den Neuanfang leicht.«

Die Beschäftigung mit der Geschichte des Haller Diakonissenhauses und der Menschen, die hier gewirkt haben, läßt zwei Aphorismen nachempfinden, der eine stammt vom Heidelberger Chirurgen Karl-Heinrich Bauer, der andere von Hippokrates.

Karl-Heinrich Bauer sagte am 30. Oktober 1968 in Bad Boll zur Stellung der Schwester zwischen Patienten und Arzt:

Steht zwischen der Forschung und dem Patienten der Arzt, so steht zwischen dem Arzt und dem Patienten die Schwester. Sie allein setzt ja so unendlich viel erst in die diagnostische und therapeutische Tat und in die pflegerische Menschlichkeit um. Wem als Arzt helfendürfen höchstes Berufsglück ist, der verneigt sich vor dem stillen Heldentum freiwillig helfender Pflichterfüllung aus der Güte des Herzens und aus der Liebe zum Menschen. Nirgends anders ist sie in gleicher Weise realisiert als im Idealismus der Schwestern in ihrer Mittleraufgabe zwischen Arzt und Patient.

Und vor 2000 Jahren sagte Hippokrates in einer Sentenz über den Anstand:
In der Heilkunst findet sich alles, was zur Weisheit gehört: Selbstlosigkeit, Rücksicht, Scham, Zurückhaltung, Ansehen, Urteil, Ruhe, Unbeirrtheit, Lauterkeit, Fähigkeit in Sentenzen zu sprechen, Kenntnis dessen, was im Leben nützlich und notwendig ist, Verweisung des Schmutzigen, Freiheit vom Aberglauben.

Literaturverzeichnis

K. H. Bauer: Aphorismen und Zitate für Chirurgen, Springer-Verlag Berlin—Heidelberg—New York 1972

Interview Dr. Wilhelm Dürr, 1968 (auszugsweise veröffentlicht in den Blättern aus dem Evangelischen Diakoniewerk Schwäb. Hall e. V.)

Jahresbericht des Evangelischen Diakonissenhauses in Schwäb. Hall 1. bis 48. Jahresbericht Mündl. Mitteilungen einzelner Diakonissen

Nachweis der Abbildungen

E. Gradmann, Schwäb. Hall. Paul Neff Verlag, Esslingen 1907

R. Grashey: Lehmanns Mediz. Atlanten, Band V., J. F. Lehmanns-Verlag, München 1917

A. Hoffa: Lehrbuch der Fracturen und Luxationen 2. Auflage, Stahelsche K. Hof- und Universitäts-Buch- und Kunsthandlung, 1891

Kuno Ulshöfer: Bilder aus Hall, Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 12, Hall 1976

Displaced persons in Schwäbisch Hall 1945 bis 1950

VON ULRICH MÜLLER

I. Polnische Displaced Persons in Württemberg

Während des Zweiten Weltkrieges waren in Deutschland zahlreiche Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und Fremdarbeiter in Industrie und Landwirtschaft beschäftigt. Für das gesamte Reichsgebiet werden unterschiedliche Zahlen genannt, jedoch liegt für die westlichen Besatzungszonen eine sehr gründliche und umfassende Untersuchung vor, die davon ausgeht, daß bei Kriegsende 5 846 000 Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und Fremdarbeiter durch die westlichen Alliierten befreit worden sind.¹ Diese Personengruppe, die von den Alliierten zusammenfassend als »displaced persons« (DPs), d. h. verschleppte Personen bezeichnet wurde, sollte möglichst rasch in ihre Heimatländer zurückgeführt – repatriiert – werden. Besonders interessiert waren die Sowjets, daß ihre Staatsangehörigen zurückgeführt werden, nicht selten kam es dabei zu einer Repatriierung gegen den ausdrücklichen Willen der Betroffenen.² Immerhin war die Repatriierung der sowjetischen Staatsbürger bereits im September 1945 mit über zwei Millionen Menschen abgeschlossen.³ Insgesamt waren von den 5 846 000 DPs im Herbst 1945 4 622 000 repatriiert.⁴ Mit dem Einbruch des Winters waren jedoch Transporte nach dem Osten meist nicht mehr durchführbar, dazu kam aber auch, daß von den in den Westzonen verbleibenden 1,2 Millionen DPs der größte Teil gar nicht mehr in die alte Heimat zurückgehen wollte. Das galt für die Angehörigen der baltischen Völker, für die Ukrainer, vor allem aber auch für die Polen, die mit 66 Prozent den größten Anteil an den noch verbliebenen DPs stellten.⁵ All diese Menschen hatten die berechtigte Furcht, daß in ihren Heimatländern durch die Rote Armee neue gesellschaftliche Verhältnisse geschaffen worden sind, die für viele von ihnen eine Rückkehr nicht mehr attraktiv erscheinen ließ.⁶ Die DPs wollten erst einmal abwarten, außerdem wurden sie in den Lagern der Alliierten untergebracht und gepflegt, was manchem zunächst angenehmer erscheinen konnte, als eine völlig unsichere Situation in Polen.

Bereits am 1. August 1945 gab der amerikanische Oberst Dawson im Namen der Militärregierung eine Erklärung zugunsten der DPs ab. »Nicht die Alliierten haben die ausländischen Arbeiter zur Sklavenarbeit nach Deutschland gebracht. Hitler und seine Trabanten haben dies getan, während die deutsche

1 W. Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer, die DPs in Westdeutschland 1945—1951. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Bd. 65, 1985

2 ebd. S. 123 ff.

3 ebd. S. 83

4 ebd. S. 83

5 ebd. S. 83

6 ebd. S. 84/85

Bevölkerung es ohne Protest hinnahm . . . Unter diesen Umständen betrachten es die Alliierten als ein Vorrecht, sich um diese unglücklichen Fremdarbeiter zu kümmern, deren Heime zerstört waren, lange bevor die Deutschen unter den Folgen dieses schrecklichen Krieges zu leiden hatten. Diesen Krieg hat die deutsche Nazi- und Militärmaschine über die Welt gebracht. Es wäre ein schlechtes Zeugnis für die zivilisierte Welt, wenn sie dem unglücklichen Heer dieser verschleppten Menschen nicht ihre erste Aufmerksamkeit und volle Hilfe angedeihen ließe.⁷

So war es nur eine logische Folge, daß die Amerikaner im Herbst 1945 anordneten, daß für die DP's mit Beginn der kalten Jahreszeit das Lagerleben aufhören und sie in festen Häusern untergebracht werden sollen. Dies führte dazu, daß in den Städten und Gemeinden, in denen bereits Baracken für Fremdarbeiter bestanden haben, diese Barackenlager aufgelöst worden sind und feste Quartiere für die DP's gesucht wurden. Gab es nun in den Städten leerstehende Kasernen, war die Angelegenheit relativ unproblematisch. So wurden z. B. in Ellwangen, Ulm, Heilbronn, Weinsberg, Ludwigsburg, Schwäbisch Gmünd und Esslingen die DP's in Kasernen untergebracht, in Schorndorf in einer großen Fabrik. Sehr belastend für die deutsche Bevölkerung sollte es aber werden, wenn die DP's in Privatwohnungen untergebracht werden sollten, die auf Anordnung der Besatzungsmacht für diesen Zweck beschlagnahmt worden sind. Zu derartigen Beschlagnahmungen kam es auf Befehl von General Eisenhower im großen Stil im Oktober 1945 in Stuttgart, Fellbach, Heidenheim, Schwäbisch Hall, Geislingen/Steige und Wasseralfingen.

II. Die Beschlagnahmung der Kocherfeldsiedlung, der Kriegsopfersiedlung und des Ziegeleiweges im Oktober 1945

Als auf Anordnung der Besatzungsmacht privater Wohnraum für die DP's beschlagnahmt werden sollte, hatten die deutschen Verwaltungen in der Regel überhaupt keine Möglichkeit, bei der Auswahl der zu beschlagnahmenden Gebäude mitzuwirken. Auch in Schwäbisch Hall wurde der Bürgermeister vor vollendete Tatsachen gestellt. Da aber von seiten der Bevölkerung der deutschen Verwaltung immer wieder Versagen vorgeworfen wurde, sah sich Oberbürgermeister Hornung veranlaßt, die Umstände, die zu der Beschlagnahmung geführt haben, darzulegen.

Am Sonntag vor der Beschlagnahmung habe er zusammen mit dem Landrat und Stadtrat Vogelmann den ganzen Kreis besichtigt und alle öffentlichen Gebäude »namhaft gemacht, die für die Unterbringung der Polen in Frage zu kommen schienen. Am Tage der Belegung . . . haben noch zur gleichen Zeit in meinem Amtszimmer mit der UNRRA Verhandlungen stattgefunden...

⁷ *H.-M. Schwarzmaier*: Der deutsche Südwesten zur Stunde Null. Zusammenbruch und Neuanfang im Jahre 1945. Hrsg. Generallandesarchiv Karlsruhe 1975, S. 121

gleichzeitig sind die Polen ohne unser Wissen in die ihnen genehmen Siedlungen eingedrungen. Alle Beschwerden... sei es bei der Militärregierung oder bei der UNRRA blieben ergebnislos«.⁸

So waren die Bewohner der Kocherfeldsiedlung, der Kriegsoffizierssiedlung und des Ziegeleiweges völlig überrascht, als sie am 8. Oktober 1945 innerhalb von eineinhalb Stunden ihre Häuser zu räumen hatten. »Die Polen standen mit Prügeln vor den Wohnungen und verhinderten das Herausschaffen von Möbeln und Haushaltsgegenständen.⁹ Lediglich Lebensmittel und Kleider durften mitgenommen werden.¹⁰

Verantwortlich für dieses Verfahren war die UNRRA – united nations relief and rehabilitation administration –, eine Organisation, der 54 Staaten angehörten. Sie war bereits am 9. November 1943 gegründet worden und hatte sich zur Aufgabe gesetzt, die in Deutschland lebenden Kriegsgefangenen und Fremdarbeiter in ihre Heimat zurückzuführen.¹¹

In Hall war das UNRRA-Team 512 tätig und für die Verwaltung von insgesamt 97 Häusern in den drei Siedlungen zuständig.¹²

Wie aus dem Schreiben des Bürgermeisters hervorging, waren wohl Gespräche zwischen der UNRRA und der Stadtverwaltung geführt worden, die aber zu keinem Ergebnis geführt haben bzw. durch das eigenmächtige Vorgehen der Polen unterbrochen worden sind. Es überzeugt jedoch nicht ganz, daß die Polen völlig willkürlich Häuser beschlagnehmen konnten, die ihnen gerade gefallen haben. Eher ist zu vermuten, daß auch die UNRRA diese drei Siedlungen ins Auge gefaßt hatte, sich aber mit der Stadtverwaltung nicht »einigen« konnte und deshalb wohl den Polen grünes Licht gegeben hat, um so vollendete Tatsachen zu schaffen. Auch war zumindest die Kriegsoffizierssiedlung gleich beim Einmarsch von den Amerikanern beschlagnahmt worden. Die Deutschen, die seit einigen Wochen wieder in ihren Häusern wohnen durften, mußten nun erneut ihr Eigentum aufgeben.¹³

Beweisen läßt sich dies allerdings nicht. Jedoch gibt es viele analoge Beschlagnahmen, die diesen Verdacht nahelegen. Immer hat die UNRRA relativ neue Siedlungen beschlagnahmt, d. h. hochwertigen Wohnraum, der kurz vor dem Krieg gebaut worden war. Immer legte man auch Wert darauf, daß diese Siedlungen in sich abgeschlossen waren, oft am Stadtrand gelegen, so daß sich leicht ein »Lager« bilden ließ. Solche Stadtteile wurden von der UNRRA in Stuttgart, Fellbach, Wasseralfingen, Heidenheim und Geislingen/Steige beschlagnahmt. Allerdings wurden dort die Einheimischen meist durch Pla-

8 Stadtarchiv SHA, 266 Brief Hornung an Pfarrer Geyer vom 7. 8. 1946

9 Stadtarchiv SHA, 266 Brief der Geschädigten der Siedlungen Kocherfeld, Kriegsoffizier, Ziegeleiweg an Ministerpräsident R. Maier vom 12. 4. 1949

10 Stadtarchiv SHA, 266 Brief der Geschädigten an General Clay, Truman und Eleonore Roosevelt vom 22. 4. 1949

11 HStAS EA Bü 4/2/54, Neue Zeitung vom 16. 12. 1949

12 Stadtarchiv SHA, 266 Schreiben von Bgm. Hornung an Militärregierung vom 18. 3. 1947

13 Aussage eines Betroffenen

kate oder Anschreiben der Gemeindeverwaltung offiziell ausgewiesen. In Hall hingegen ging es bei der Beschlagnahmung besonders chaotisch zu. So sind am 9. Oktober 1945 um 11.15 Uhr etwa zwölf mit Stöcken bewaffnete Polen in das Haus Burkhardtstraße 392 (Kocherfeld) eingedrungen und verlangten die Räumung des Hauses bis 12 Uhr. Nur Lebensmittel und Kleidung durften mitgenommen werden. Bei den Polen handelte es sich um junge Leute, die bei »Samenbau« beschäftigt und untergebracht waren. Die Wohnung wurde ausgeplündert, die Möbel z. T. zu Kisten verarbeitet, so daß ein Schaden von etwa 20 000 RM entstand. Dabei handelte es sich tatsächlich um eine Plünderung, denn die Polen, die die Wohnung beziehen sollten, kamen erst am nächsten Tag.¹⁴

Die Ausgewiesenen mußten sich so als zufällige Opfer einer willkürlichen Maßnahme der Besatzungsmacht sehen. Der Haller Oberbürgermeister, der zugleich SPD-Landtagsabgeordneter war, Hornung, traf gewiß die Empfindungen seiner Mitbürger, wenn er am 27. März 1947 vor dem Landtag ausführte: »Im Herbst 1945 sind die Bewohner von drei der größten Siedlungen innerhalb weniger Stunden von den Polen aus ihren Häusern verjagt worden. Die damalige Leitung der UNRRA, ein gewisser McFarlin, hat alle Regeln des Anstandes verletzt.«¹⁵ (vgl. Abb. 1)

Daß die Beschlagnahmung der drei Siedlungen weitgehend den Charakter einer Plünderung unter stillschweigender Duldung der Besatzungsmacht trug, läßt sich vielfältig belegen.

Damals ausgewiesene Bürger klagten später vor dem Bürgermeister: »Viele aus der Wohnung noch herausgebrachte Gegenstände wurden uns auf der Straße wieder entrissen und weggenommen, z. B. altes Porzellan, das für die Polen als Gebrauchsgegenstand wertlos war.«¹⁶ Zahlreichen Familien bestätigt der Bürgermeister, daß sie von den Polen »ausgeplündert« worden sind.¹⁷ (vgl. Abb. 2) Auch wird mehrfach zu Protokoll gegeben, daß »die Belegung ohne Verständigung der Hauseigentümer innerhalb kürzester Zeit erfolgte, so daß die Familie... weder Kleidung noch Hauseinrichtungsgegenstände mitnehmen konnte«¹⁸.

Da die DPs der deutschen Meldepflicht nicht unterlagen, haben wir keine verlässlichen Zahlen über die damals in die beschlagnahmten Häuser eingewiesenen Polen. Als der Bürgermeister im Frühjahr 1946 seiner Hoffnung Ausdruck verleiht, daß die Polen bald wieder abziehen würden, spricht er von 3000 DPs, denen die Stadt Wohnung zu geben gehabt habe.¹⁹ Verglichen mit

14 Stadtarchiv SHA, 266 Bgm. Hornung an UNRRA, 31. 10. 1945

15 Verhandlungen des württ.-badischen Landtages S. 270

16 Stadtarchiv SHA, 266 Anna u. Karl Kade an Bgm. Hornung am 2. 9. 1946

17 Stadtarchiv SHA, 266 drei Bestätigungen des Bürgermeisteramts vom 30. 11. 1945

18 Stadtarchiv SHA, 266 Amt für Besatzungsleistungen am 2. 4. 1946

19 Stadtarchiv SHA, 266 Bgm. Hornung an UNRRA am 14. 2. 1946

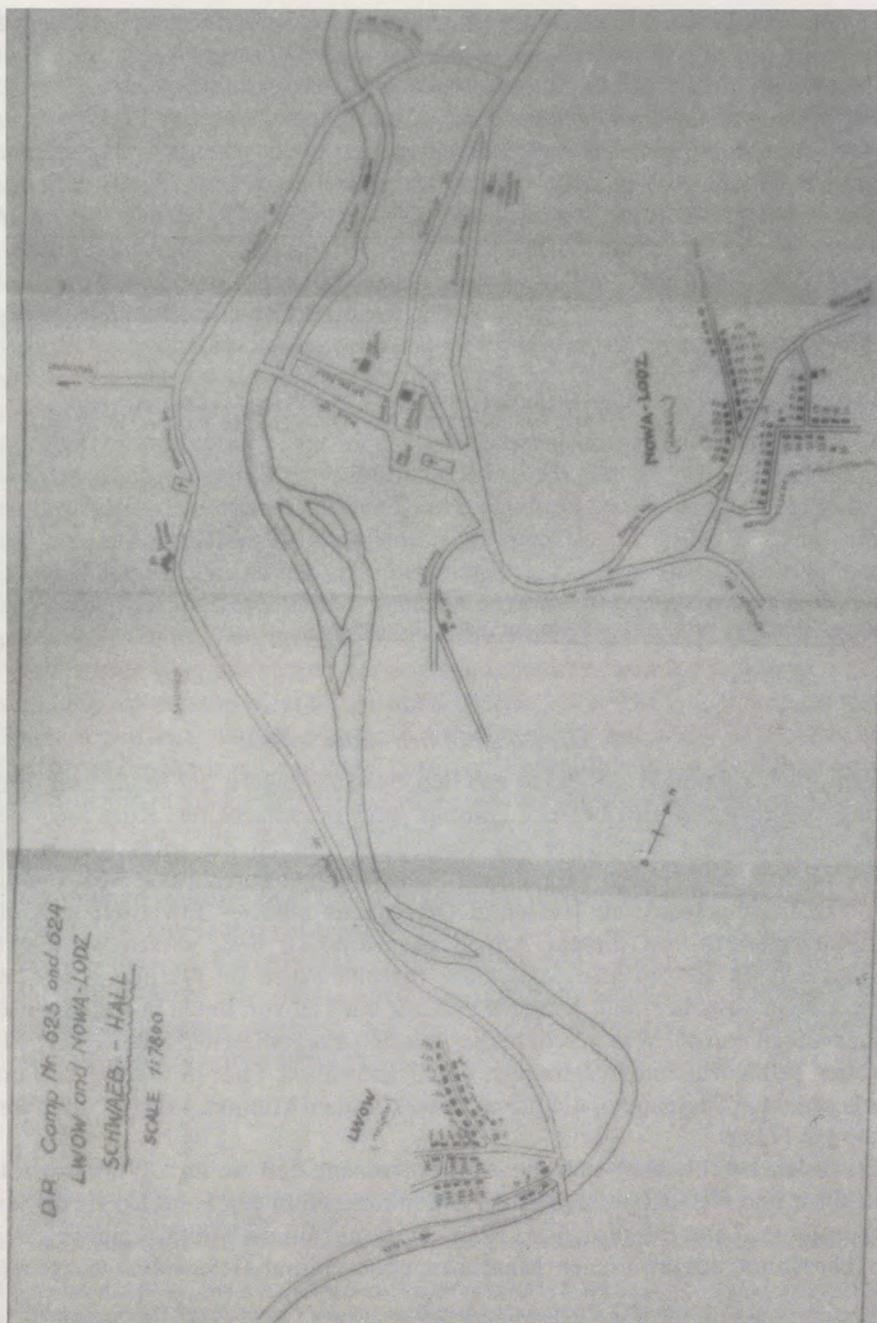


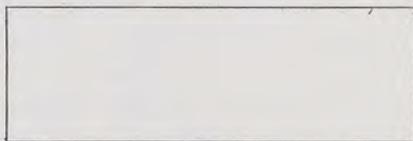
Abb. 1

Diese Skizze fertigten die Amerikaner von den beschlagnahmten Häusern an

den späteren genauen Zahlen, dürfte diese Angabe jedoch viel zu hoch gegriffen sein.

Der Bürgermeister der Stadt Schwäbisch Hall

Altstoff ist Rohstoff!
Sammelt Altpapier!



Beilagen

Ihre Zeichen

Ihre Nachricht vom

Fernsprecher 246

Meine Zeichen

10.

Schwäbisch Hall

30. Nov. 1945.

betrifft:

B e s c h e i n i g u n g !

Es wird hiernit bescheinigt, dass die Familie Albin M ö s c h, Ziegeleiweg 56, jetzt wohnhaft in der OT-Baracke Weckrieden, von den Polen ausgeplündert wurde.

Der Bürgermeister:

Abb. 2

Bei der Beschlagnahmung kam es auch zu Plünderungen

III. Die Polen in Schwäbisch Hall

Vermutlich stammten die Polen aus den Barackenlagern der Stadt und ihrer Umgebung, waren also befreite Zwangs- und Fremdarbeiter. Kurz nach der Beschlagnahmung appellierte der Gemeindebeirat an die Militärregierung, »die noch in den Lagern wohnenden Polen solange dort zu belassen, bis die Unteroffiziersgebäude in Hessental freigegeben sind.«²⁰ Inwieweit sich die Militärregierung von diesem Appell beeindruckt ließ, wissen wir nicht. Sicher scheint nur zu sein, daß nicht für alle Polen im Oktober 1945 das Lagerleben aufgehört hat, sondern daß nur ein Teil von ihnen in feste Häuser eingewiesen wurde. Was geschah aber mit den ausgewiesenen Deutschen? Ein großer Teil wurde in den Baracken der Organisation Todt in Weckrieden untergebracht.²¹ Diejenigen, die privat unterkommen konnten, dürften dies vorgezogen haben.

Ansonsten beschwerten sich die Ausgewiesenen, daß sie ihre Wintervorräte wie Obst und Kartoffeln, aber auch Brennmaterial in den Häusern zurücklassen mußten.²² Der Bürgermeister bat zwar daraufhin die Militärregierung, den so überstürzt ausgewiesenen Menschen noch einmal Gelegenheit zu geben,

²⁰ Stadtarchiv SHA, 266 Niederschrift des Gemeinderats vom 10. 10. 1945

²¹ wie Anm. 20

²² wie Anm. 20, Niederschrift vom 21. 11. 1945

ihre Häuser zu betreten, ob dies ermöglicht worden ist, wissen wir nicht.²³ Jedenfalls ist keine positive Reaktion der UNRRA überliefert.

Diese restriktive Haltung der UNRRA wird auch im Frühjahr 1946 deutlich, als die Ausgewiesenen versuchen, die Erlaubnis zu bekommen, ihre Gärten bestellen zu dürfen, weil sie immer noch hoffen, daß die Beschlagnahmung nur über den Winter dauern würde. Von Hornung bekommen sie folgende Antwort: »Der UNRRA-Direktor hält es absolut für nicht ratsam, Ihnen die Genehmigung zur Frühjahrsbestellung im Garten zu geben. Er befürchtet, daß es die Polen zu Ausschreitungen oder sonstigen Belästigungen kommen lassen, und er möchte dies vermeiden.«²⁴

Natürlich versuchten die Ausgewiesenen, ihre Interessen gemeinsam durchzusetzen. So richteten sie am 23. Februar 1946 einen Brief mit 58 Unterschriften an den Bürgermeister und baten ihn, sich für die baldige Räumung des Ziegeleiweges einzusetzen.²⁵ Die noch erhaltenen Korrespondenzen betreffen hauptsächlich Klagen über willkürliche Zerstörungen der Häuser und des Inventars durch die Polen.²⁶ Auf die Dauer war dies auch der UNRRA zuviel, so daß sie im März 1946 ein deutliches Schreiben an die Polen richtete. »Die UNRRA hat auf Grund der verschiedenen Beschwerden die polnischen Quartiernehmer darauf aufmerksam gemacht, daß Zerstörungen oder Entfernungen von Teilen aus Wohnungen und Gebäuden streng bestraft werden.«²⁷ Den Polen wurde aber nicht nur vorgeworfen, Häuser und Einrichtungen z. T. mutwillig zu zerstören, sondern auch Möbel zu verkaufen, bevor sie nach Polen repatriert würden. Am 22. Februar 1946 richteten 23 Bürger ein Gesuch an die Stadt mit der Bitte, derartige Verkäufe künftig zu verhindern.²⁸ Den Polen wird auch unterstellt, daß sie sich an Diebereien beteiligen. Der Besitzer des Leghornhofes klagt darüber, daß ihm durch die Nachbarschaft der Polen ein Schaden von 9586 RM entstanden sei. Die Diebstähle wertvoller Zuchthennen werden den Polen unterstellt, die im Ziegeleiweg, im Camp Nowa Lodz, untergebracht seien.²⁹

Über die inneren Verhältnisse in den polnischen Lagern erfahren wir fast nichts. Wir wissen nur, daß es auch eine polnische Schule gab. Sie war in der Langen Straße untergebracht, und die Stadt hatte für diese Schule neun bis zwölf Nähmaschinen zu besorgen.³⁰

23 Stadtarchiv SHA, 266 Bgm. Hornung an Militärregierung am 22. 10. 1945

24 Stadtarchiv SHA 266 Bgm. Hornung an zwei Bürger am 1. 3. 1946

25 Stadtarchiv SHA, 266 Brief der Anwohner des Ziegeleiweges mit 58 Unterschriften an den Bgm. am 23. 2. 1945

26 Stadtarchiv SHA, 266 z. B. Magdalena Reinhard am 11. 2. 1946

27 Stadtarchiv SHA, 266 Bgm. Hornung an Battenschlag am 18. 3. 1946

28 Stadtarchiv SHA, 266 Bgm. Hornung an UNRRA am 22. 2. 1946

29 Stadtarchiv SHA, 266 Haller Leghornhof Bühler an Landrat 13. 4. 1946

30 Stadtarchiv SHA, 266 Bgm. Hornung an UNRRA am 25. 11. 1946

IV. Der Zuzug polnischer Juden nach Hall 1946

Ziemlich genau ein Jahr sind die Polen in Hall geblieben. Ende Oktober 1946 dürften sie in andere Lager verlegt worden sein. Wie wir von anderen Lagern wissen, hatten die Polen nur wenig Interesse, in ihre Heimat zurückzukehren. Die wirtschaftlichen Aussichten waren dort nicht besonders gut, außerdem hatten sich dort die Kommunisten durchgesetzt, was auf viele ehemalige Zwangsarbeiter eine abschreckende Wirkung hatte.

Für die Haller Ausgewiesenen änderte sich dadurch aber nichts, denn in die beschlagnahmten Häuser wurden sofort polnische Juden eingewiesen. Die Ausgewiesenen haben zwar mehr Verständnis für die Juden als für die Polen, appellieren aber an die Militärregierung und den Bürgermeister, andere Häuser zu beschlagnahmen, damit die Last der Einquartierung etwas gerechter verteilt werden würde.³¹

Der Gemeinderat brachte allerdings kein Verständnis für die Wünsche der Ausgewiesenen auf. 55 000 RM habe man bisher für sie aufgewendet, man habe Möbel, Betten und Wäsche verteilt. Wenn man nun andere Häuser beschlagnahmen würde, würde die Zahl der Geschädigten immer größer werden.³² Auch habe die UNRRA kein Interesse daran, gezielt die Häuser ehemaliger Nationalsozialisten zu beschlagnahmen, was die Ausgewiesenen vorschlugen, sondern sie möchte eine geschlossene Unterbringung der DPs in einem Lager.³³

Der Einzug der Juden in die von den Polen geräumten Siedlungen mußte im Oktober 1946 nahtlos vor sich gegangen sein. Jedenfalls behaupteten die Juden, daß sie die Häuser ganz leer angetroffen hätten, da die Polen bei ihrem Wegzug alles mitgenommen hätten. Da die Deutschen ihre Häuser nicht betreten durften, konnte man den Vorwurf nicht nachprüfen.³⁴ Von der Interessengemeinschaft der »Geschädigten der Siedlungen Kocherfeld, Kriegsopfersiedlung und Ziegeleiweg« wurde der UNRRA immer wieder vorgeworfen, daß die Möbel zum größten Teil fort seien und die Häuser sich in einem trostlosen Zustand befänden. »Dieser Zustand verschlimmerte sich von Jahr zu Jahr, so daß die Häuser innerlich und äußerlich ganz verkommen sind.«³⁵

Nun, woher kamen die Juden? Die meisten stammten aus dem östlichen Teil Polens, der zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, am 17. September 1939, von den Sowjets besetzt worden war. Damals waren die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion recht gut, so daß eine deutsche Umsiedlungskommission in dem sowjetisch besetzten Ostpolen die Namen

31 Stadtarchiv SHA, 266 Staudacher an Militärregierung am 18. 10. 1946

32 Stadtarchiv SHA, 266 Gemeinderatsprotokoll vom 23. 10. 1946

33 Stadtarchiv SHA, 266 Gemeinderatsnotiz ohne Datum

34 Stadtarchiv SHA, 266 Komitee der Geschädigten an General Clay, 22. 4. 1946

35 Stadtarchiv SHA, 266 Komitee der Geschädigten an Ministerpräsident R. Maier am 12. 4. 1949

von Volksdeutschen sammeln konnte, die zur Umsiedlung in das deutsch besetzte westliche Polen in Frage kamen. »Dabei ist interessant, daß die deutschen Bevollmächtigten in Ostpolen auch die Namen von Juden aufzeichneten, die in die unter deutscher Herrschaft stehenden Gebiete gehen wollten.³⁶ Als den Sowjets diese Namensverzeichnisse übermittelt wurden, verhafteten diese die Juden und verbannten sie nach Osten.³⁷ Da sie sozusagen für Deutschland optiert hatten, galten sie als illoyale Staatsbürger. Wie sich später herausstellen sollte, wurden dadurch viele von ihnen vor dem sicheren Tod gerettet.³⁸

Wenn nun einerseits Juden aus dem sowjetisch besetzten Teil Polens unter die deutsche Herrschaft kommen wollten, gab es andererseits auch eine gegenläufige Bewegung mit dem Ziel, vor der Wehrmacht in den sowjetischen Einflußbereich zu entkommen. Diese Flüchtlinge wurden aber enttäuscht, denn sie wurden in der Regel nach Sibirien deportiert. Genaue Zahlen sind zu diesen Vorgängen kaum zu bekommen, aber immerhin hat das Joint Distribution Committee – eine große internationale Flüchtlings- und Hilfsorganisation – Anfang 1942 600 000 polnische Juden im asiatischen Rußland betreut.³⁹ Der wohl prominenteste Flüchtling oder Deportierte dieser Art war der spätere israelische Ministerpräsident Menachem Begin. Als die Deutschen Warschau eroberten, floh er nach Wilna, wurde aber dort von den Sowjets gefangen genommen und zu acht Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. Weil er polnischer Bürger war, wurde er Ende 1941 – nach dem deutschen Angriff auf die UdSSR – freigelassen und kam mit einer polnischen Einheit 1942 nach Palästina.⁴⁰ Im Rahmen unseres Themas können wir der sicher interessanten Frage, wieviele Juden sich in Polen dem deutschen Zugriff entzogen haben bzw. von den Sowjets nach Sibirien deportiert worden sind, nicht weiter nachgehen. Wichtig ist für uns nur, daß nach dem Krieg von den etwa 600 000 in die UdSSR deportierten Juden 150 000 die Rückkehr nach Polen gestattet wurde. Man muß befürchten, daß ein großer Teil der restlichen 450 000 in den Lagern Sibiriens umgekommen ist.

Zumindest die Zahl von 150 000 bis 160 000 Juden, denen die UdSSR 1946 die Rückkehr nach Polen erlaubte, ist gesichert. Die meisten dieser Repatrianten konnten oder wollten aber nicht in Polen bleiben, weil sie dort »ein böses

36 *Meir Buchsweiler*: Volksdeutsche in der Ukraine am Vorabend u. Beginn des Zweiten Weltkrieges. Schriftenreihe des Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, Gerlingen 1984, S. 270

37 Eine sehr anschauliche Schilderung einer Deportation einer jüdischen Familie aus Litauen nach Sibirien findet sich in: *Rachel und Israel Rachlin*: 16 Jahre Sibirien, 1986 oder *Esther Hautzig*: Die endlose Steppe, 1986

38 *Buchsweiler*, S. 270, Anm. 471

39 Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt Freiburg, Stuttgart, 1938. Bd. IV, S. 84, Anm. 245

40 *Menachim Begin*: White Nights, 1977

antisemitisches Klima vorfanden«.⁴¹ Die Polen erblickten in den Zurückkehrenden lästige Eindringlinge, so daß es zu offenen Pogromen kam. Das bekannteste war das Pogrom von Kielce am 4. Juli 1946, bei dem 42 Juden umgebracht worden sind. Kielce liegt südwestlich von Warschau, war also immer von Deutschen besetzt. Die *Encyclopaedia Judaica* läßt es offen, um welche Art von Rückkehrer es sich handelt. Es konnten Überlebende der nationalsozialistischen KZs sein oder solche, die während der deutschen Besatzungszeit untergetaucht waren oder wieder andere, die aus dem Inneren der Sowjetunion zurückgekommen waren. Jedenfalls war das blutige Ereignis von Kielce der Anlaß, daß sich die bereits latent vorhandene jüdische Fluchtbewegung aus Polen dramatisch zuspitzte und immer mehr polnische Juden versuchten, die DP-Camps in den Westzonen zu erreichen, um von dort aus ihre Auswanderung nach Palästina zu betreiben.⁴²

Ihr Weg führte meist über Westberlin, wo sie in dem Lager am Teltower Damm untergebracht wurden, um dann in die amerikanische Zone abgeschoben zu werden. Natürlich konnten die Juden diese Reise nicht allein unternehmen, sondern eine jüdische Organisation »Brichah« (Flucht) ermutigte die Juden, Polen zu verlassen und finanzierte z. T. die Eisenbahntransporte.⁴³ Es war ein offenes Geheimnis, daß diese Steuerung das Ziel verfolgte, in der US-Zone ein jüdisches Massenproblem zu schaffen, das mit flankierender Unterstützung jüdischer »pressure groups« in den USA imstande sein werde, die britische Mandatspolitik über Palästina zum Einlenken zu zwingen«⁴⁴.

Schon an den Namen, die die polnischen Juden ihren Lagern in Deutschland gaben, ist der Einfluß der Zionisten unschwer zu erkennen. So wurden die in Schwäbisch Hall für Juden beschlagnahmten Siedlungen offiziell als DP-camp »Hagalil« (624), »Negew« (623) und »Jehuda« (619) bezeichnet.⁴⁵ Zweifellos wollte man mit diesen Bezeichnungen an die Geschichte und das Territorium Israels anknüpfen. Allein zwischen Juli und Oktober 1946 erreichten 90 000 Juden aus Polen die amerikanische Zone, 70 000 in Deutschland, 20 000 in Österreich. Während es Anfang 1946 80 000 jüdische DPs gab (55 000 bis 60 000 in Deutschland, 6000 in Österreich, 12 000 in Italien) gab es schätzungsweise ein Jahr später 247 000 (184 000 in Deutschland, 44 000 in Österreich, 19 000 in Italien). Alle strömten in die US-Zone, weil auf Veranlassung von General Eisenhower diese Zone bereit war, für vertriebene Ostjuden ein »temporary haven«, (ein zeitweiliger Hafen) zu sein.⁴⁶ Die britische Regierung, die als Inhaberin des Mandats über Palästina auf die Interessen der Araber Rück-

41 *Hermann Dicker*: Aus Württembergs jüdischer Vergangenheit u. Gegenwart, Gerlingen 1984, S. 101

42 *Encyclopaedia Judaica* 1971, Stichwort *Kielce*

43 *Jacobmeyer*: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1977, S. 126

44 *Jacobmeyer*, *Geschichte und Gesellschaft* 1983/3, S. 435

45 Stadtarchiv SHA, 266 Mitteilung der UNRRA an Militärregierung am 26. 2. 1947

46 *Encyclopaedia Judaica* 1971 Stichwort DP

sicht nehmen mußte, ließ nur eine ganz begrenzte Einwanderung von Juden zu. Deshalb wich auch ihre Politik in ihrer Besatzungszone erheblich von der der Amerikaner ab. So lehnten die Briten die Einrichtung spezieller jüdischer Lager in ihrer Zone ab, da mit diesen Lagern den Juden automatisch die Nicht-Repatriierbarkeit unterstellt und damit der Druck auf Palästina vergrößert wurde.⁴⁷

Generell lehnten es die Behörden der britischen Zone ab, solchen Personen einen DP-Status zuzuerkennen, die nach dem 30. Juni 1946 in ihre Zone einreisten. Es ist ganz offensichtlich, daß damit der große Zustrom polnischer Juden in die amerikanische Zone gelenkt werden sollte. Die UNRRA protestierte zwar lange gegen diese Entscheidung, mußte sich aber doch den Militärbehörden fügen. Später, am 21. April 1947 – damals wollten viele rumänische Juden nach Deutschland⁴⁸ –, setzte auch die US-Zone dem unbeschränkten Nachzug von jüdischen DPs ein Ende.⁴⁹

Erst mit der Gründung des Staates Israel, am 15. Mai 1948, entspannte sich die Lage in den jüdischen DP-Camps. Bis Ende 1949 waren 75 000 jüdische DPs aus Deutschland und viele Tausend von Österreich und Italien nach Israel gegangen.⁵⁰

Diese weltpolitischen Zusammenhänge muß man kennen, wenn man verstehen will, warum plötzlich polnische Juden nach Deutschland gekommen sind und dort länger bleiben mußten, als ihnen selbst lieb gewesen sein konnte.

Aus den Jahren 1946/1947 sind für jeden Monat genaue Berichte der UNRRA erhalten, so daß wir uns ein gutes Bild von der DP-Population machen können.

47 *Jacobmeyer*, *Geschichte und Gesellschaft*, S. 427

48 *Encyclopaedia Judaica* 1971, Stichwort DP

49 *George Woodbridge*: *The History of the UNRRA*, 1950, Vol. II, S. 512

50 *Encyclopaedia Judaica* 1971, Stichwort DP

U. N. R. R. A.

UNITED NATIONS RELIEF
AND REHABILITATION ADMINISTRATION

~~ASSEMBLY CENTER~~
~~TYFAMPIXY~~
SCHWABISCH HALL

Am Spitalbach 8
Telefon 394

SCHWABISCH HALL, 26 February 1947

To : Military Government,
Schwäebisch Hall
From: Director,
Assembly Center Schw.Hall
Subj.: Re-naming Camps.

It is notified for your information that Camps of this
Assembly Centre are re-named as follows:-

OLD NAME	NEW NAME
NOWA LODZ (624)	HAGALIL (624)
LWOW (623)	NEGEW (623)
WARSZAWA (619)	JEHUDA (619)



Copy to: Bürgermeister Schw.Hall ←
and all German Authorities in town.

E.SYKONDS
Director

P.S. Please inform all German Authorities in town.

Abb. 3

Die jüdischen DPs legten Wert darauf, daß die polnischen Namen der Siedlungen durch jüdische ersetzt wurden

Im Dezember 1946 trugen die drei Haller Lager noch die polnischen Namen:
619 Warszawa (Warschau) d. h. Kriegsofpiersiedlung

623 Lwow (Lemberg) d. h. Kocherfeldsiedlung

624 Nowa Lodz (Neu Lodz) d. h. Ziegeleiweg

Zum letzten Lager gehörten noch einige einzelne Häuser in der Stadt. Insgesamt waren nun in den Lagern 1370 fast ausschließlich jüdische DPs untergebracht. Die UNRRA Statistik war sehr sorgfältig, so daß auch die Herkunftsländer der Juden erfaßt worden sind. Die überwiegende Mehrheit stammte aus Polen.⁵¹ (vgl. Abb. 4) Die Zahl der Lagerbewohner nahm ein wenig zu, so daß in der Statistik vom 8. März 1947 1574 DPs in Hall nachzuweisen sind.⁵² Mittlerweile hatten die neuen Bewohner die polnischen Namen der Siedlung durch jüdisch-zionistische ersetzt.

619 Warszawa = Jehuda

623 Lwow = Negew

624 Nowa Lodz = Hagalil⁵³ (vgl. Abb. 3)

51 United Nations Archives New York, PAG-4/3.0.11.3.1:7. DP-Population District No. 1
7. 12. 1946

52 UN Archiv, PAG-4/3.0.11.3.1:7, 8. 3. 1947

53 Vgl. Anm. 45

Area	Team	Camp	Name, Location	Nationality	Number	Camp Total	Camp Cap.	A.G. TOTAL
1004	93	616	Artillery Camp <u>A.C.GRUEND</u>	Polish	1302	1394	1400	
				Estonian(DPW)	6			
				Latvian(DPW)	5			
				Stateless(N)	1			
		617	Bismark Camp <u>A.C.GRUEND</u>	Polish	1603			
				Stateless(N)	6			
				Russian	4			
				Estonian(DPW)	3			
				Slovakian	1	1817	1900	3211
	126	603	Siedlungs Camp <u>A.C.WASSERALTING</u>	Polish-Jews	1821			
				Czech-Jews	45			
				Rumanian-Jews	32			
				Hungarian-Jews	31			
				Yugoslavian-J.	14			
				German-Jews	8			
				Russian-Jews	5			
				Lith.-Jews	3			
				French-Jews	3			
				Polish (DPW)	25			
				Estonian(DPW)	9	1996	1900	1996
	112	619	Warszawa <u>A.C.SCHW.HALL</u>	Pol.-Jews	32			
				Czech-Jews	13			
				Hungarian-Jews	10			
				Rumanian-Jews	6			
				German-Jews	1			
				Russian-Jews	1			
				Yugoslav.-Jews	1			
				French-Jews	1			
				Undetermined	1	66	156	
		623	Lwow & Pol.School <u>A.C.SCHW.HALL</u>	Pol.-Jews	429			
				Russ.-Jews	118			
				Rumanian-Jews	21			
				Austrian-Jews	19			
				Czech-Jews	13			
				Hungarian-Jews	13			
				German-Jews	1	614	697	
		624	Nowa Lodz <u>A.C.SCHW.HALL</u>	Pol.-Jews	369			
				Czech-Jews	153			
				Hungarian-Jews	98			
				Rumanian-Jews	9			
				German-Jews	8			
				Austrian-Jews	8			
				Russian-Jews	7			
				Yugoslavian-J.	1	653	895	
		624	Office Workers House <u>A.C.SCHW.HALL</u>	Polish (DPW)	10			
				Latvian (DPW)	6	16	-	
		624	Private Houses <u>A.C.SCHW.HALL</u>	Lithuanian(DPW)	4			
				Estonian(DPW)	2			
				Polish(DPW)	14			
				Polish-Jews	1	21	-	1370

Abb. 4

Die UNRRA führte eine genaue Statistik, der man Anzahl und Herkunft der Lagerbewohner entnehmen kann.

Zweifellos standen diese Namen für ein Programm, man wollte damit dokumentieren, daß der Aufenthalt in Schwäbisch Hall nur von vorübergehender Dauer sein sollte. Das eigentliche Ziel der Juden war die Auswanderung nach Palästina.

V. Die Haller Lager in den Inspektionsberichten der Amerikaner

Die amerikanische Armee hat alle DP-Lager in bestimmten Abständen inspeziert, so daß wir uns auf Grund dieser Berichte ein zutreffendes Bild von den Zuständen in diesen Lagern machen können. Da es allein in der amerikanischen Zone Württembergs in mindestens 24 Städten und Gemeinden oft mehrere Lager gab, waren die Offiziere gehalten, die Berichte nach demselben Schema abzufassen. Freilich wurden nur konkret meßbare Vorgänge festgehalten. Nichts erfahren wir über die »Stimmung« im Lager, die psychische Verfassung der Menschen oder auch das Verhältnis zu den Deutschen, was uns heute sicherlich interessieren würde. Die nun im folgenden ausgewerteten Berichte betreffen den Zeitraum vom Dezember 1947 bis September 1948. Auffallend häufig wird über die Nachlässigkeit der Bewohner in bezug auf die Pflege der Häuser geklagt. Die Treppenhäuser und Flure seien schmutzig. Einige der Küchen bedürften einer Generalreinigung.⁵⁴ Diese Vorwürfe werden noch verschärft, und es wird allgemein festgestellt, daß die sanitären Verhältnisse sehr schlecht seien, Wohnungen und Toiletten seien schmutzig. Abfallhaufen auf Dachböden und im Keller würden eine Brandgefahr darstellen.⁵⁵

Noch schlimmer werden die Verhältnisse, nachdem das Lager Nowa Lodz im August 1948 134 Neuzugänge aus Berlin zu verkraften hatte und nun mit 713 Bewohnern als völlig überbelegt galt. Es wird kritisiert, daß einige Häuser so schmutzig seien, »daß sie schon von weitem gerochen werden können«. Als Erziehungsmaßnahme empfahl der berichtende Offizier, den Leuten die Zigarettenrationen zu kürzen.

Kritisch wird erwähnt, daß in dem Lager 403 arbeitsfähige Menschen leben, aber nur 100 einer Beschäftigung nachgehen.⁵⁶ Die meisten von ihnen dürften in der Lagerselbstverwaltung tätig gewesen sein.

Kritisiert wird auch die äußere Sicherheit des Lagers, weil die Deutschen an vielen Stellen freien Zutritt zum Lager haben. Das Lager war also nicht durch einen Zaun vom übrigen Stadtgebiet getrennt. Allerdings gibt es zehn Polizisten, die aber weder Waffen noch Uniformen, sondern nur Helme und Armbinden haben. Alle 14 Tage wurden die Bewohner von der IRO – der international refugee organization, die am 1. Juli 1947 die UNRRA abgelöst hatte – mit Lebensmitteln versorgt. Interessant ist auch, daß deutsche Frauen im

⁵⁴ Archives de France Paris AJ ⁴³ 826

⁵⁵ Archives de France Paris AJ ⁴³ 815, 20. 7. 1948

⁵⁶ Archives de France Paris AJ ⁴³ 815, 10. 9. 1948

Lager gearbeitet haben. Schließlich kann man vermuten, daß die meisten Lagerbewohner relativ jung waren, die große Zahl von 150 Kindern, die den Kindergarten besucht haben, läßt diesen Schluß zu.⁵⁷ Wenn man die Klagen über die mangelnde Sauberkeit im Lager liest, muß man sich vor Augen halten, daß dort eine gewisse Fluktuation geherrscht hat und deshalb die DPs mit den Häusern nicht gerade pfleglich umgegangen sind.

VI. Die Finanzierung der DP-Lager

Die Alliierten vertraten die Auffassung, daß die Fremdarbeiter von den Deutschen gewaltsam nach Deutschland geholt worden waren, und daß die Deutschen deshalb auch alle Folgekosten zu tragen hätten. Sie berücksichtigten dabei nicht, daß viele Ausländer erst bei Kriegsende vor der Roten Armee nach Deutschland geflohen waren wie z. B. die Balten. Ihnen wurde ebenso wie den Juden, die 1946 gekommen sind, und den Tschechen, die 1948 nach dem kommunistischen Staatsstreich in den Westen flohen, der DP-Status zuerkannt. Damit war die Versorgung durch die Alliierten sichergestellt, die sich alle Kosten von den deutschen Behörden ersetzen ließen.

In Hall versuchte Bürgermeister Hornung, sich gegen die von der UNRRA großzügig gewährten Gehälter zu wehren. Als die UNRRA der Stadt neun Neueinstellungen meldete, antwortete er, »daß wir die von Ihnen angegebenen Gehälter nicht annehmen können, da sie z. T. weit über den angegebenen Sätzen liegen«⁵⁸. Die UNRRA antwortete jedoch, daß es sich bei den Angestellten meist um Angehörige der Vereinten Nationen handle, und daß die Stadt zur Bezahlung verpflichtet sei.⁵⁹

Bei den Kosten für die DP-Lager wurde zwischen den sächlichen Aufwendungen (Lebensmittel, Krankenhaus, Arztrechnungen und Handwerkerrechnungen) und den Gehältern für die IRO-Angestellten unterschieden. Für den Abrechnungszeitraum August, September, Oktober 1948 hatte Schwäbisch Hall z. B. 271 368,08 DM aufzuwenden.⁶⁰ (vgl. Abb. 5)

Die Lohnlisten der in der Lagerselbstverwaltung beschäftigten DPs wurden von der IRO der Stadtkasse zur Begleichung vorgelegt. Nehmen wir als Beispiel die Lohnliste vom Oktober 1948 für das »DP Camp JEHUDA Schwäbisch Hall WG 208«, so wurden die drei Haller Lager zusammen offiziell bezeichnet, so werden dort Löhne für 125 Personen abgerechnet. Je nach Tätigkeit wurden sie bezahlt, mußten auch Steuern und Sozialbeiträge abführen. Die Stadt hatte 22 513,16 DM zu vergüten.

Auf der Lohnliste werden die Tätigkeiten der einzelnen genau bezeichnet, viele arbeiten als »Verwalter«, denen dann wieder Fahrer und Arbeiter zugeordnet sind. Viele Arbeitsplätze gab es im medizinischen Bereich: drei Ärzte,

57 Archives de France Paris AJ 43 815, 10.9. 1948

58 Stadtarchiv SHA, 266 Bgm. Hornung an UNRRA 1.11. 1945

59 Stadtarchiv SHA, 266 Niederschrift Gemeinderat vom 14. 11. 1945

60 Stadtarchiv SHA, 266 Zusammenstellung der Besatzungskosten

Besatzungs- u. Ausländerkosten
in den Monaten August September Oktober 1948

Das Besatzungskostenamt der Stadtverwaltung Schw.-Hall hat an Besatzungs- u. Ausländerkosten in den 3 vergangenen Monaten folgende Beträge ausbezahlt:

Besatzungskosten: August

Für sächliche Requisitionen (Bauleistungen ...)	21 063,66	
Für Gehälter der deutschen Angestellten	118 096,66	
Für Quartiervergütungen für US Häuser	22 904,22	DM

September:

Sächliche Requisitionen	15 075,50	
Persönliche Ausgaben	108 841,48	
Quartierleistungen	18 127,80	DM

Oktober:

Sächliche Ausgaben	44 832,58	
Gehälter u. Löhne	200 248,90	
Hausmieten	27 485,57	DM

Obwohl das Land Wttbg.-Baden nicht Arbeitgeber ist für die deutschen Besatzungsangestellten, hat es trotzdem die Arbeitgeberanteile zu bezahlen. Diese betragen in den 3 genannten Monaten

29 226,49	DM
-----------	----

Gesamtsumme der Besatzungskosten	605 902,86	DM
----------------------------------	------------	----

Ausländerkosten: August

Sächliche Kosten (Lebensmittel, Arztrechnungen, Krankenhauskosten, Handwerker)	86 572,30	
Gehälter der IRO Angestellten	44 912,52	

September:

Sächliche Ausgaben	28 061,30	
Gehälter u. Löhne	35 357,11	

Oktober:

Sächliche Kosten	25 993,70	
Gehälter u. Löhne	50 531,15	

Gesamtsumme der Ausländerkosten	271 368,08	
---------------------------------	------------	--

Summe der Ausländer- u. Besatzungskosten
in den Monaten August September Oktober 1948

877 270,94 DM

In dieser Zahl ist die Möbelmiete für beschlagnahmte Einrichtungsgegenstände noch nicht enthalten, da dieselbe laut Anweisung des Finanzministeriums noch nicht bezahlt werden kann.

Sämtliche ausbezahlten Beträge wurden vom Land Wttbg.-Baden über die Kreispflege beim Landratsamt ersetzt.

An den Herrn Bürgermeister z. fl. Kenntnisnahme u. ev. Mitteilung an den Gemeinderat.
Gleichzeitig wird um Veröffentlichungsgenehmigung durch VZB-HH gebeten.

Schw.-Hall, den 6.11.48

U. Müller
St. B. H.

vier Krankenschwestern, drei »Sanitätsarbeiter«. Allein im Warenhaus waren 14 Leute beschäftigt. Immer waren die Lager mit Polizisten und Lehrern gut ausgestattet. Hier waren 22 Polizisten, neun Lehrer, drei Rabbiner und fünf Kindergärtnerinnen angestellt.⁶¹

Man darf annehmen, daß die interne Lagerverwaltung mit Personal großzügig ausgestattet war, zumal die deutschen Behörden keine Möglichkeit hatten, die Notwendigkeit der ausgewiesenen Stellen zu überprüfen. Sie mußten die von der IRO gebilligten Löhne überweisen. Als normal galt, wenn acht Prozent der Lagerbewohner in der Verwaltung beschäftigt waren, es konnten aber auch mal zehn Prozent sein. Auch Weiterbildungs- bzw. Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen wurden in den Lagern durchgeführt, deren Kosten ebenfalls von den deutschen Behörden zu tragen waren. Im Februar 1948 wurden z. B. 15 Strickerinnen bezahlt, im Juli 1948 waren 46 Leute in der Schneiderei beschäftigt, in der Stunde bekamen sie zwischen 0,90 und 1,25 DM.⁶²

Die UNRRA bzw. IRO wollte also die DPs nicht nur versorgen, sondern legte größten Wert auf die Weiterbildung. Dadurch sollten die DPs bei ihrer Neuansiedlung bessere Chancen haben. Auffallend ist es, daß es in Hall zu keinen nachweisbaren Beschäftigungen auf dem deutschen Arbeitsmarkt gekommen ist. Möglicherweise gab es damals keine freien Stellen, auch haben gerade die jüdischen DPs auf Grund ihrer Erfahrungen vielleicht eine Tätigkeit bei einem deutschen Arbeitgeber abgelehnt.

Schließlich muß man sich immer wieder daran erinnern, daß fast alle DPs ihre Auswanderung betrieben und auch deshalb für eine geregelte Dauerbeschäftigung kaum in Frage gekommen sind. Außerdem hatten sie kaum Nachteile, wenn sie keiner Arbeit nachgingen, wurden sie doch auf jeden Fall von der IRO versorgt. Denen, die arbeiteten, wurde ein bestimmter Anteil vom Lohn für die Verpflegung einbehalten.

VII. Die Bemühungen um die Freigabe der beschlagnahmten Siedlungen

Verständlicherweise waren sich die betroffenen Bürger und die Verwaltung einig, die Beschlagnahmung baldmöglichst aufzuheben. Immer wieder entstanden Gerüchte, denen zufolge die Lager freigegeben werden sollten. Bürgermeister Hornung berief sich auf ein solches Gerücht und schrieb am 5. Juni 1947 an das Innenministerium, daß er es ablehnen werde, weitere Zuweisungen von Juden nach Hall anzunehmen. Auch andere Städte sollten mal diese Last auf sich nehmen, »denn schließlich hat nicht allein die Stadt Hall den Krieg verspielt, sondern das gesamte deutsche Volk«⁶³.

Derartige Briefe waren genauso erfolglos wie die zahlreichen Eingaben der zu Interessengemeinschaften zusammengeschlossenen geschädigten Bürger. Wie-

61 Stadtarchiv SHA, Lohnliste der IRO, Oktober 1948

62 Stadtarchiv SHA, Stadtkasse 1. 2.—9. 2. 1948 u. 1. 7.—31. 7. 1948

63 Stadtarchiv SHA, 266 Hornung an Innenminister am 5. 6. 1947

derholt argumentieren sie damit, daß die Mehrheit der Ausgewiesenen zu den sozial Schwachen gehöre, die sich z. B. im Ziegeleiweg 1927 die Häuser am eigenen Mund abgespart habe. Sie seien immer noch mit Hypotheken belastet, und eine weitere Dauer der Beschlagnahmung könne dazu führen, daß die Häuser von den Eigentümern gar nicht mehr gehalten werden können. So wird im April 1949 argumentiert, als sich die Gerüchte verdichten, daß die Juden im Mai 1949 Hall verlassen sollen.⁶⁴ (vgl. Abb. 6)

Der Protest der Enteigneten richtete sich aber nicht nur gegen die Beschlagnahmung, sondern auch gegen die viel zu geringe Entschädigung, die sie von den deutschen Behörden bekommen. Besonders nach der Währungsreform war die Höhe der Entschädigung sehr wichtig. Die Geschädigten der drei Siedlungen protestierten am 14. März 1949 dagegen, daß die Quartiervergütung auf acht Prozent des Einheitswertes herabgesetzt wurde. Auch die Möbelmiete war ihnen zu niedrig.⁶⁵

Vor dem Stuttgarter Landtag klagte MdL Hornung, daß viele Familien, die den durchschnittlichen Entschädigungssatz von 46 DM erhielten, damit nicht einmal die Miete für ihre neue Wohnung bezahlen könnten.⁶⁶

Nun waren die Gerüchte, die im April 1949 auftauchten tatsächlich nicht aus der Luft gegriffen, und die jüdischen DPs haben im Mai Hall verlassen. Warum sie in ein anderes Lager gebracht worden sind, läßt sich aus den vorhandenen Akten nicht klären. Möglicherweise wollten die Amerikaner mit dieser Maßnahme, die für die Juden ganz überraschend kam, die Lagerbewohner dazu anregen, ihre Auswanderungsabsichten nach Israel zu beschleunigen.

Die Juden sträubten sich allerdings vehement gegen die Auflösung des »Camp JEHUDA WG 208« und legten in einer Denkschrift, die von 95 Prozent der Bewohner unterschrieben wurde, ihre Gründe dar. Da erst vor kurzem 600 Juden von Berlin und Pocking nach Hall eingewiesen worden seien, hätten sie niemals mit einer Auflösung gerechnet. 220 DPs seien in Hall und im Lager beschäftigt, die nun ihren Arbeitsplatz verlieren würden. Auch in bezug auf die Zahlen ist das jüdische Lagerkomitee anderer Auffassung als die IRO. Während die IRO davon ausgeht, daß 600 Personen unmittelbar vor der Auswanderung stehen, kennt das Komitee nur 50 bis 60 Personen.

Viele hätten überhaupt keine Chance, demnächst auswandern zu können, manche seien auch krank und auf ärztliche Hilfe in Hall angewiesen. Andere wiederum berufen sich auf eine Anordnung von General Clay, derzufolge alle diejenigen, die nach Palästina auswandern, eine Starthilfe in Form von Ausrüstungsgegenständen (z. B. Kühlschränke) erhalten sollen. Da aber diese Geräte noch nicht geliefert seien, würden alle, die jetzt auswandern, dieser

64 Archives de France Paris AJ 43 826, 9. 4. 1949

65 Stadtarchiv SHA, 291

66 Haller Nachrichten vom 28. 1. 1949

Die Beauftragten des Schwäb.Hall, den 9.April 1949
Ziegeleiweg Schwäb.Hall

An das

Hauptquartier der IRO

Bad K i s s i n g e n

B i t t - G e s u c h !

Am 11.10.1945 wurden die Anlieger des Ziegeleiweg zugunsten der zwangsverschleppten Polen ausquartiert. Inzwischen sind nun 3 1/2 Jahre verstrichen.

Zur Zeit geht das Gerücht um, dass die in unseren Häusern wohnenden Juden noch in diesem Monat wegkommen sollen. Aus diesem Anlass treten wir mit der Bitte an die Militärregierung und die IRO heran, im Falle eines Abgangs der Juden die Häuser des Ziegeleiweg wieder an die Eigentümer zurückzugeben.

Da fast alle Häuser noch mit Hypotheken belastet sind und die Besitzer nicht mehr in der Lage sind, diese Lasten weiterhin zu tragen bitten wir Sie, von einer weiteren Beschlagnahme abzusehen.

Würde eine Beschlagnahme weiterhin durchgeführt werden, so besteht die Gefahr, dass fast alle Anlieger des Ziegeleiweg infolge Zahlungsschwierigkeiten ihres Heimes vollständig verlustig gingen. Wir dürfen doch bestimmt annehmen, dass dies nicht im Interesse der Militärregierung bzw. der IRO ist und wünschen deshalb, unserer Bitte zu entsprechen.

Im Jahre 1927 haben arme Arbeiterfamilien, Kriegerwitwen und alte, betagte Leute ihre mühsam erarbeiteten Groschen pfennigweise am eigenen Hunde abgespart und mit Hilfe und Unterstützung der Gem. Baugenossenschaft ein Eigenheim sehr teuer erworben.

Unter diesen Umständen glauben wir, annehmen zu dürfen, dass die Herren der Militärregierung und der IRO volles Verständnis und Entgegenkommen zeigen werden und hoffen, dass unseren Bittgesuch entsprechen wird.

Einer baldigen Rückantwort sehen wir ergebenst entgegen.

Die Beauftragten
des Ziegeleiweg Schwäb.Hall

Gaudacher Friedr.
Schw.Hall, Güterweg 13

Georg Richter
Schw.Hall Gellungweg 22

Friedr. Kern
Gelb.gasse 78 Hall.

Abb. 6

Die ausgewiesenen Haller Bürger haben zahlreiche Gesuche an amerikanische und deutsche Behörden gerichtet

ökonomischen Vorteile verlustig gehen. Außerdem wolle etwa die Hälfte der Lagerbewohner gar nicht nach Israel, sondern in andere Länder auswandern, und es sei völlig offen, ob sie dazu eine echte Möglichkeit bekämen. Unter diesen Umständen müßten etwa 95 Prozent der Lagerbewohner, falls Hall tatsächlich geschlossen werden sollte, in ein anderes deutsches Lager umziehen, was mit großen Nachteilen verbunden wäre.⁶⁷ (vgl. Abb. 7)

Bereits vorher, am 22. März 1949, hatte ein Lagerarzt den Bewohnern bescheinigt, unter Keuchhusten, Grippe und TB zu leiden, weshalb eine Umsiedlung unter medizinischen Gesichtspunkten nicht zu verantworten sei. Dieses jiddisch geschriebene Attest ist eine Rarität besonderer Art, haben wir doch sonst überhaupt keine Zeugnisse, in denen die Lagerbewohner selbst zu Wort kommen.⁶⁸ (vgl. Abb. 8)

Auch noch am 29. April 1949 machte das »Jidiszer Komität« einen letzten Versuch, die Auflösung des Haller Lagers zu verhindern. In diesem Appell wird deutlich, warum die Juden Hall so ungern verlassen wollten. Das Haller Lager galt als das beste in der amerikanischen Zone, auch wurden Hospital und Sanatorium besonders gelobt.⁶⁹ (vgl. Abb. 9)

- 1 -

Liste

fon ajnwohner fon lager Jehuda WG 208 Schw.Hall welche protestiren gegen di unerwartete likwidacje fon lager,forajsgezejene ojf monat Maj 1949.

Mit bejtn di hauptkwartir fun I.R.O. un dem Central-Komitet fon di baifrajte Jidn in der U.S.Zone cu farlengern dem termin ojf minimum 6 monate.

Di unerwartete likwidacje fon lager wet zich katastrofal oprufn ojf di meglichajtn fon normaler emigracje kujn Izrael un in undere lender wi oich ojf die lebensbedingungen biz der ojswanderung.

List

of camp inhabitants of camp Jehuda WG 208 Schwäbisch Hall who are entering protest against the unexpected liquidation of the camp provided in month of May, 1949.

We request the I.R.O. Hq. and Central Committee of the liberated Jews in the U.S.Zone to extend the term for 6 months at least.

The unexpected liquidation of the camp will have most serious consequences on the possibilities of normal emigration to Israel and other countries as well as on the living conditions until the emigration.

Abb. 7

Die jüdischen Lagerbewohner wollen Hall nicht verlassen

67 Archives de France Paris AJ ⁴³ 826, ohne Datum, vermutlich Anfang April 1949

68 Archives de France Paris AJ ⁴³ 826, vom 22. 3. 1949

69 Archives de France Paris AJ ⁴³ 826, vom 29. 4. 1949

FC IRO
ASSEMBLY CENTER
SCHWABISCH HALL

Schwäbisch Hall, 22, 3, 1949

MEDICAL DEPARTMENT

ÄRZTLICHE - BESCHEINIGUNG .
=====

Dernit wert besztejgt, az in Lager YEHUDA, Schwäebisch Hall hot zich zajt etliche wochen farszprajt, a szwejure Epidemie fun kajch husten, dabaj wert untersztrochen az der Lager in Schwäebisch Hall beszteit fun a speciel grojsn procent kinder.

Ojch sztajgt lectns do col gripe kranke, mir halten az ajn umsiedlung in di badingungen wet brengen szwejure folgen.

Es gefint zich baj undz in Lager a grojse col T.B. Kranke welche zenen in stadium fun hajlung, zaj mejgen wojnen in Lager, ober ajn umsiedlung in jectign moment ken zich szejdlech oprifn ojf zejer gesund.

Gulib di ale ojndermante fektu halten mir ajn umsiedlung fun undzer Lager als durchojs szejdlech in gefeulich.



Dr. O. Noe

Dr. O. NOE

Camp Medical Officer

Abb. 8

Eine besondere Rarität ist ein jiddisch geschriebenes Attest, um die Auflösung des Haller Lagers noch hinauszuschieben

JEWISH COMMITTEE
SCHWÄBISCH H A L L

WG 208 ✓ 2313
29 April 1949
file
29/4/1949
10/20

TO : Mr. R A J A N
Director of the IRO HDQ.U.S.Zone
Bad Kissinger.
FROM : Jewish Committee , Schwäbisch Hall
SUBJECT : Liquidation of the Camp WG 208 JEHUDA
Schwäbisch H a l l .

How you know it is requested that our Camp has to get liquidated on May 2nd, 1949. But in the last days we got an information that the liquidation of this Camp is suspended to May 12th 1949.

Our Camp has 1 000 individuals. 200 of them are supposed to be resettled to ISRAEL by Sochnut in the next time. There are a lot of persons who also want to emigrate but are kept back in healthiness reasons. The transfer to another Camp where the conditions of the apartments are not as well as they are at Schwäbisch Hall, corrupts the healthiness of this persons. The condition of the apartments at Schwäbisch Hall are the bests in the American Zone and besides there is in Schwäbisch Hall a v ry good Hospital and a sanatorium where many of this persons are in treatment and they are supposed to get back their healthy. In this hospital are Jewish patients in treatment for Bon-TBC, Ishias, and other illnesses.

It is to remarked that after the Liquidation of the Jewish DPs the houses will not be given back to the german owners, because there are supposed to come other DPs (none Jewish) to Schwäbisch Hall.

When we applied to the IRO Authorities asking not to liquidate this Camp they replied that we shall turn over this matter in question to our Jewish Authorities.

Conce ning all the above mentioned motives you can see that the inmates having no possibility to emigrate in the folloing time will be damaged by a liquidation of this Camp.

Therefore we apply to the Jewish Authorities to suspense the liquidation of this Camp until 500 inhabitants will have the chance to emigrate.

c.c./ Respectfully

Jew.C.K.München
Sochnut, München
A.J.D.C.
Mr.GRÜNSTEIN



JEWISH COMMITTEE
Schwäbisch Hall
E. HOROWICZ
N. HAUBEN
N. GLESER
Z. FARKAS
R. RUBIN

G. Horowicz
Haubenz.
Farkas Z.
Rubin

Abb. 9

Um die Auflösung des »Camp WG 208 JEHUDA« zu verhindern, werden die Vorzüge des Haller Lagers besonders betont

Freilich waren all diese Bemühungen umsonst, und die Juden mußten im Mai 1949 Hall verlassen. Wir wissen nicht, in welches Lager sie verlegt worden sind. Man kann daran erkennen, daß trotz der im Lager praktizierten Selbstverwaltung, die DPs im Konfliktfalle keinerlei Mitspracherecht hatten, sondern den Planungen der Amerikaner ausgeliefert waren.

Sogar Bürgermeister Hornung hatte sich für das Verbleiben der Juden in Hall eingesetzt, freilich nicht den Juden zuliebe, sondern weil er vermeiden wollte, daß in die Häuser noch einmal Polen einquartiert werden würden.⁷⁰

VIII. Erneute Belegung der Haller Lager mit Polen und Freigabe der Siedlungen

Nachdem die Juden Anfang Mai 1949 Hall verlassen haben, versuchte der Bürgermeister wenigstens die Häuser besichtigen zu dürfen. Die örtliche Militärregierung stimmte zu, das IRO-Hauptquartier in Nellingen aber lehnte ab, weil die Häuser in nächster Zeit ohnehin nicht freigegeben werden würden.⁷¹

Von der IRO wurden die Häuser besichtigt und dabei festgestellt, daß der Schaden geringer war als ursprünglich angenommen. Einige Fenster und Türen müssen repariert werden. Da aber nur wenig von der früheren Einrichtung vorhanden sei, soll der Einzug von 700 Polen aus Wildflecken (Rhön) um eine Woche verschoben werden, damit das Lager wohnlich gemacht werden könne.⁷²

Am 8. Juni 1949 kamen dann 1200 polnische DPs in Hall an.⁷³ Die offizielle Kapazität des Lagers wurde nun auf 1481 Personen herabgesetzt, während sie vorher 1541 betrug.⁷⁴ Die Polen haben sofort dafür gesorgt, daß der jüdische Name »JEHUDA« gestrichen wurde, und das Lager hieß nun seit dem 24. Juni 1949 offiziell »WG 208 Schwäbisch Hall«. Lange blieben aber die Polen nicht in Hall. Am 15. Februar 1950 wurden die Haller Lager geschlossen, nachdem die 850 Polen, die dort noch gewohnt haben, in die Lager Böblingen und Heilbronn (Schwabenhof) gebracht worden waren.⁷⁵

Vermutlich haben diese Polen zum »harten Kern« der DP-Population gehört, der auf Grund von Alter, Krankheit oder Familiengröße kaum eine Chance hatte, nach Übersee emigrieren zu können. Mit dem 30. Juni 1950 sollte die IRO ihre Tätigkeit in Deutschland einstellen, die bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht emigrierten DPs sollten dann deutscher Verwaltung unterstellt werden. Die Haller Bürger, die nun nach etwa viereinhalb Jahren wieder ihre Häuser beziehen konnten, konnten dies in dem Bewußtsein tun, daß die Enteignung durch die Amerikaner bzw. die UNRRA völkerrechtlich nicht in Ordnung war. Bereits in der Antwort, die ihr Abgeordneter Hornung auf seine Anfrage

70 Archives de France Paris AJ 43 826, vom 22. 3. 1949

71 Stadtarchiv SHA, 266 Bgm. Hornung an IRO am 21. 4. 1949

72 Archives de France Paris AJ 43 826

73 Stadtarchiv SHA, 266 Schreiben der EVS-Schwaben vom 31. 5. 1949

74 Archives de France Paris AJ 43 826, Schreiben der IRO, 24. 6. 1949

75 Archives de France Paris AJ 43 826, Schreiben der IRO, 24. 1. 1950

im Landtag am 27. März 1947 vom Innenminister Ulrich erhielt, wird dies deutlich. Ulrich berief sich in seiner Antwort auf die Haager Landkriegsordnung von 1907, derzufolge Beschlagnahmungen für den Eigenbedarf der Besatzungsmacht in Ordnung seien, nicht jedoch ohne weiteres für den von ihnen betreuten Personenkreis der DPs.⁷⁶

Viel deutlicher verurteilte der deutsche Städtetag in Bad Godesberg am 21. August 1947 die Beschlagnahmung von Privateigentum zugunsten der DPs als eklatanten Verstoß gegen das geltende Völkerrecht⁷⁷. Der deutsche Hinweis auf die Haager Landkriegsordnung konnte jedoch nichts fruchten, da sich in der Besatzungspraxis die Ansicht durchsetzte, daß aufgrund der bedingungslosen Kapitulation des Reiches, das deutsche Volk den Alliierten auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sei und es nichts gebe, was den Maßnahmen der Besatzungsbehörden im Wege stehen könne.

76 Verhandlungen des württ.-badischen Landtages S. 271

77 Stadtarchiv Fellbach, 000.0062, Bgm. Schnaitmann am 12. 7. 1947

Der verschüttete Umlaufberg von Schwäbisch Hall

VON THEO SIMON

Das in den Oberen Muschelkalk zwischen Westheim und Untermünkheim eingetiefte Kochertal ist reich an flußgeschichtlich interessanten Talformen. Die engen Talmäander ließen Prall- und Gleithänge sowie auch eindrucksvolle Umlaufberge in exemplarischer Form entstehen. Der bekannteste von ihnen ist der Umlaufberg, auf dem die Comburg steht. Weitere Umlaufberge finden sich bei der Ziegelhütte (Wilhelmsglück), bei Tullau und beim Lindenhof. Auch die Jagst hat bei ihrem Einschneiden in den Muschelkalk Umlaufberge geschaffen, nämlich bei Lobenhausen, Mistlau und Kirchberg. Alle diese Umlaufberge können bei aufmerksamer Geländebetrachtung oder Kartenstudium leicht erkannt werden. Bei dem hier zu beschreibenden Fall ist dies allerdings nicht so.

Die ca. 30 Meter über der heutigen Kochertalau liegende Verebnung westlich des Haller Bahnhofs wurde als alte Kocherschlinge schon von G. WAGNER (1924, 1937) und A. VOLLRATH (1977) als solche erkannt. An der Geländeoberfläche sieht man jedoch nicht, daß sich darunter ein Umlaufberg verbirgt. Dies konnte erst durch Bohrungen belegt werden, die zur Mineralwassererschließung für die Firma »Wildbadquelle Mineralbrunnen« abgeteuft worden sind (Profilaufnahme Obergeologierat Dr. G. FRITZ, Geologisches Landesamt). Beim Abteufen der Bohrungen hätte man nach wenigen Metern auf harten Muschelkalk stoßen müssen, wenn die heutige Geländeform aus einer einfachen Kocherschlinge hervorgegangen wäre. Drei der am weitesten südwestlich gelegenen Bohrungen (Abb. 1) erschlossen jedoch bis in größere Tiefen – bei einer Bohrung bis 28 Meter u. Gelände – Ton, Schluff, Sand und Gerölle. Diese waren im unteren Teil der Bohrung mit der größten Lockergesteinsmächtigkeit besonders häufig. Sie bestanden u. a. aus Quarz. Dies ist ein eindeutiger Beweis dafür, daß es sich um Ablagerungen des Kochers handeln muß; denn Quarzgerölle können nur aus dem Kiesel- oder dem Stubensandstein stammen, nicht jedoch aus dem am Talhang anstehenden Oberen Muschelkalk oder dem Unteren Keuper. Kiesel- und Stubensandstein stehen erst weiter südlich in den Limpurger Bergen an.

Die im Betriebsgelände am weitesten im Nordosten abgeteuft Bohrung (Abb. 1) stieß schon in einer Tiefe von vier Meter unter einer tonigen Bedeckung auf die Kalksteine des Oberen Muschelkalks. Diese Bohrung hatte also nicht wie die übrigen die alte, verfüllte Kocherschlinge angefahren, sondern stand auf der Höhe des heute verschütteten Umlaufbergs.

Die geologischen Verhältnisse werden durch den geologischen Schnitt (Abb. 1) veranschaulicht. Zwischen dem heutigen Kocherlauf und dem westlichen Teil

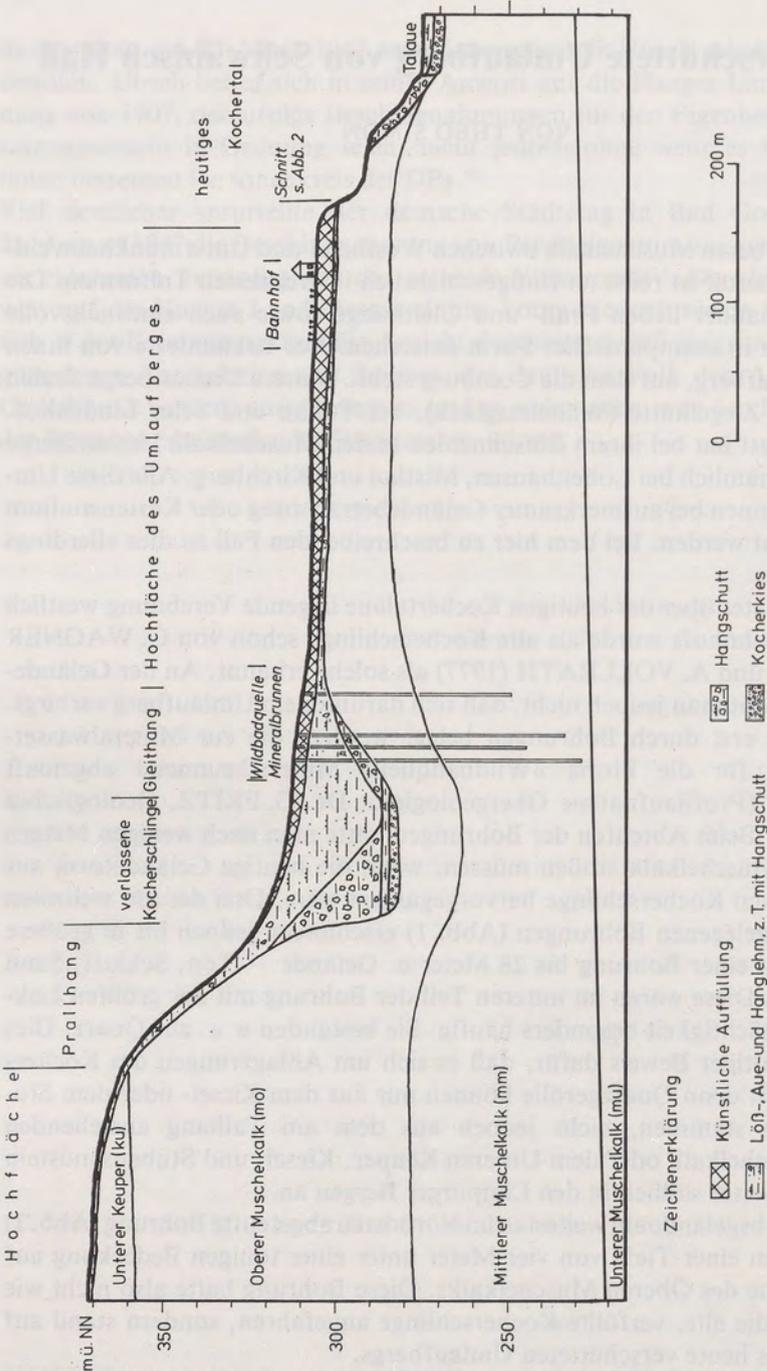


Abb. 1: Geologischer Schnitt durch den verschütteten Umlaufberg von Südwest nach Nordost, Bohrungen z. T. in Schnitt projiziert; weitere Erklärungen s. Text

der Ringstraße liegt ein breiter Felsrücken, bestehend aus den Kalksteinen des Oberen Muschelkalks, unter einer Bedeckung aus künstlicher Auffüllung, Lößlehm und Verwitterungslehm: der ehemalige Umlaufberg. Dieser wurde im Herbst 1988 vor dem Bahnhof an einer neuen Straßenböschung angeschnitten (Abb. 2). Am südöstlichen Abhang hat der Kocher rißeiszeitliche Schotter, die aus Fein- bis Grobkies (Muschelkalk, wenig Keupersandsteine) und Keupersanden bestehen, abgelagert.

Die ehemalige Schlinge, an deren Boden der Kocher den Umlaufberg umfloß und seine sandig-kiesigen Ablagerungen hinterließ, ist heute verfüllt. Die Verfüllung erfolgte durch natürliche Vorgänge, wie Hangrutschungen, Bodenfließen und Lößanwehungen. Der Hangschutt und Felsnachbrüche verdeckten den ehemals wahrscheinlich sehr steilen Prallhang, nachdem der Kocher die Schlinge verlassen hatte und das ins Tal nachrutschende Gesteinsmaterial nicht mehr fortführen konnte. Der restliche Geländeausgleich wurde von eiszeitlichem Bodenfließen und Lößeinwehungen besorgt. Da die Schlinge in der Windschattenseite lag, konnte sich der vom Wind transportierte Gesteinstaub (Löß) besonders gut ansammeln. Heute ist im Bereich der Schlinge ein sanft zum ehemaligen Prallhang ansteigendes Gelände vorhanden.

Der ehemalige Kocherlauf in der Schlinge hat nicht nur die Gesteine an der Erdoberfläche abgetragen und den Umlaufberg geformt, sondern hat auch in der Tiefe Veränderungen verursacht. Der Mittlere Muschelkalk, im Stadtgebiet von Hall ca. 50 bis 60 Meter mächtig, weist in seinem mittleren Abschnitt ca. 30 bis 40 Meter mächtige Sulfat- und Salzgesteine auf. Diese sind sehr leicht wasserlöslich. Je näher diese Gesteine der Erdoberfläche kommen, desto leichter können sie von oberflächennahem Grundwasser ausgelaugt werden. Am nächsten aber sind diese Gesteine der Erdoberfläche dort, wo Täler in die Gesteine eingreifen. In den Tälern herrscht meist auch die stärkste Grundwasserbewegung. Somit liegen hier für die Auslaugung äußerst günstige Verhältnisse vor, weshalb auch in solchen Bereichen die Gesteinslösung tiefer greift. Ein Gesteinsverlust durch Auslaugung führt aber, sofern er größere Ausmaße annimmt, zu einem Absinken der höher liegenden Schichten. Dies ist im Gebiet der alten Kocherschlinge geschehen, wie die Schichtverbiegung der Grenze des Oberen zum Mittleren Muschelkalk zeigt (WAGNER, 1960, S. 36, Bild 17—20, HAGDORN & SIMON, 1985, Abb. 91). Steinsalz ist in den Bohrungen nicht mehr angetroffen worden, und das Sulfatgestein (Gips) ist gegenüber seiner ursprünglichen Mächtigkeit reduziert.

Durch die Bohrungen kann nun auch abgeschätzt werden, in welcher Zeit die Schlinge entstanden ist und wann sie vom Kocher verlassen wurde. Die Taleintiefung in den Oberen Muschelkalk begann etwa vor 1,5 Millionen Jahren im älteren Pleistozän (= Eiszeitalter) (HAGDORN & SIMON 1985, SIMON, 1987a, b, 1988). Damals wurden die Kocherschlingen zwischen Westheim und Untermünkheim angelegt. Hat sich ein Fluß einmal in hartes Gestein eingeschnitten, so ist eine Änderung seines Laufs wegen der an den Talhängen an-

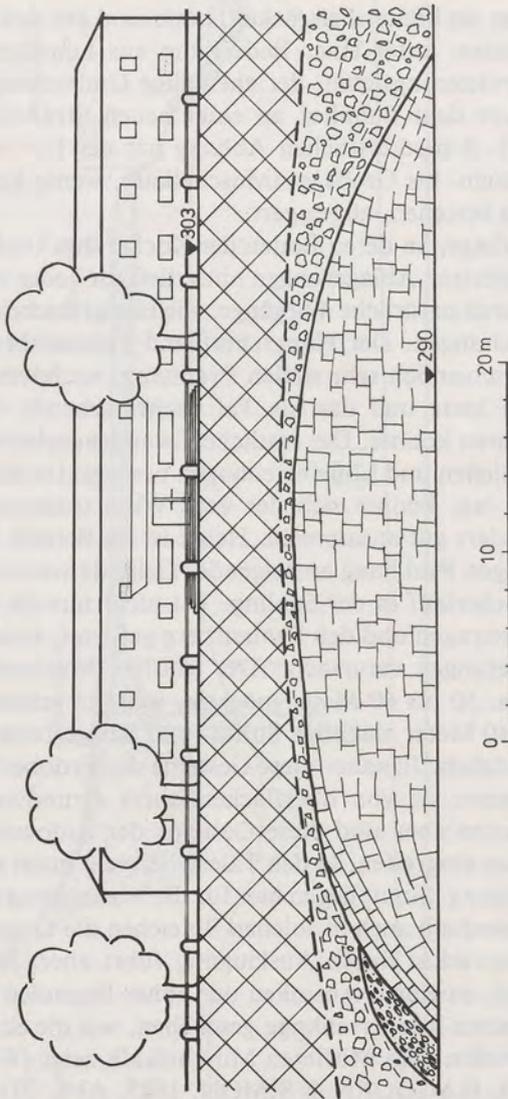


Abb. 2 Der beim Straßenbau 1988 in einer Böschung vor dem Haller Bahnhof angeschnittene Umlaufberg. Im Südosten lagern dem zum ehemaligen Tal abfallenden Hang alte Kocherschotter auf, die nach ihrer Höhenlage in die Rißeiszeit zu stellen sind. Unter den Schottern war das talwärtige Einfallen der Muschelkalkschichten (= enge Mauersignatur) deutlich zu erkennen. In den übrigen Bereichen des angeschnittenen Umlaufbergs war die Lagerung der Muschelkalkschichten (= weite Mauersignatur) durch die Bauarbeiten so stark gestört, daß sie nur an wenigen Stellen beobachtet werden konnte. Übrige Signaturen s. Abb. 1

stehenden, widerstandsfähigen Gesteine nur mehr schwer möglich. Infolgedessen blieb der Kocher sozusagen in der Schlinge gefangen, obwohl er an den Prallhängen durch Seitenerosion die Schlinge nach Südwesten ausdehnte und sie im Osten von Süden und Norden immer mehr einengte. Diese Einengung konnte um so leichter geschehen, als der Kocher bei seiner Tiefenerosion die unteren, etwas tonigeren Gesteine des Oberen Muschelkalks erreicht hatte. Tonige Schichten bedingen stets eine stärkere Seitenerosion, wie man an den breiten Talauen unserer Flüsse in tonigen Gesteinsserien sehen kann: Das Kochertal oberhalb von Gaildorf, das Jagsttal oberhalb von Crailsheim und das Bühlertal oberhalb von Obersontheim fließen in Gipskeupertonsteinen; in den Tonsteinen des Buntsandsteins hat der Kocher zwischen Ingelfingen und Niedernhall und die Jagst zwischen Dörzbach und Krauthcim breite Täler geschaffen.

Ein Talsohlniveau von ca. 290 Meter ü. NN hatte der Kocher in der Schlinge während der Rißeiszeit vor ca. 200 000 Jahren erreicht, wie aus den am Umlaufberg angelagerten Schottern (Abb. 2) hervorgeht.

Das Alter des Verlassens der Schlinge beim Haller Bahnhof läßt sich aus der Tiefenlage der Kochersedimente in der Schlinge bestimmen. Diese liegen den Muschelkalkschichten in einer Höhe von ca. 283 Meter ü. NN oder noch etwas tiefer auf. Möglicherweise deshalb etwas tiefer, weil die Bohrungen vielleicht nicht im Bereich des Taltiefsten der Schlinge abgeteuft worden sind. Damit liegt die ehemalige Flußsohle in der Schlinge maximal acht Meter über der heutigen Kochertalau. Eine spätere Tieferlegung der Sohle durch Auslaugungsvorgänge kann zwar nicht ausgeschlossen werden, sie dürfte aber wenige Meter nicht überschreiten. Der Kocher hat bei seiner Eintiefung in anderen Talabschnitten, so z. B. von Abtsgmünd bis Westheim, bei Schwäbisch Hall oder bei Künzelsau an den Talrändern Kiese und Sande hinterlassen, die in gleicher Höhenlage über der heutigen Talau liegen. Durch Fossilfunde konnte man diese Ablagerungen in die Würmeiszeit datieren. Diese letzte Eiszeit begann vor ca. 100 000 Jahren und endete vor 10 000 Jahren. Danach hat der Kocher die Schlinge innerhalb dieser Zeit verlassen. Geologisch betrachtet ist dies erst in der jüngsten Vergangenheit geschehen und der Mensch hat damals bereits existiert.

Als die Schlinge durchbrochen war, bestand an der Durchbruchstelle ein höheres Gefälle als in den Flußstrecken ober- und unterhalb der Schlinge. Unterschiede im Gefälle des Flusses selbst lassen sich heute wegen der Stauhaltung durch Wehre nicht mehr feststellen, wohl aber besteht ein Unterschied im Gefälle der Talauflächen: Im Bereich des Durchbruchs ist das Gefälle heute noch doppelt so groß, nämlich 0,4 Prozent, wie bei den Talauflächen ober- und unterhalb. Dies ist ein Anzeichen dafür, daß der Kocher das Gefälle an der Durchbruchstelle noch nicht ganz ausgleichen konnte. Folglich kann auch der Durchbruch noch nicht sehr alt sein und dürfte vor etwa 20 000 bis 30 000 Jahren stattgefunden haben.

Der bei G. WAGNER (1937, S. 32) erwähnte und abgebildete Fund von Hornzapfen eines Wisents, die beim Eisenbahnbau von 1860 gefunden worden sind, kann leider keinen Beitrag zur Datierung des Umlaufbergs liefern, da als Fundstelle nur die Haller Bahnhofsbucht vermutet wird.

Auf den Blockbildern in den Abb. 3 bis 5 sind einzelne Stadien der Bildung des Umlaufbergs dargestellt. Zum besseren Verständnis ist in allen drei Abbildungen die Bahnstrecke Crailsheim—Heilbronn mit dem Haller Bahnhof eingetragen, obwohl sie vor 20 000 Jahren (Abb. 3 und 4) natürlich noch nicht bestanden.

Abb. 3 zeigt die Situation, als der Kocher beim Bahnhof noch eine Schlinge bildete, wie z. B. heute bei Wilhelmsglück. Die Einschnürung im Bereich des späteren Durchbruchs ist deutlich zu erkennen. Von beiden Seiten hat der Kocher Prallhänge ausgebildet, die sich dann im Laufe der Entwicklung immer weiter näherten, wie heute bei dem im Entstehen begriffenen Umlaufberg bei Gelbingen (Neuberg). Hätte man bei diesem Zustand die Bahnlinie in gleicher Lage wie heute bauen wollen, so wären zur Überbrückung des Kochers zwei Viadukte notwendig gewesen. Da der linke Talhang unter- und

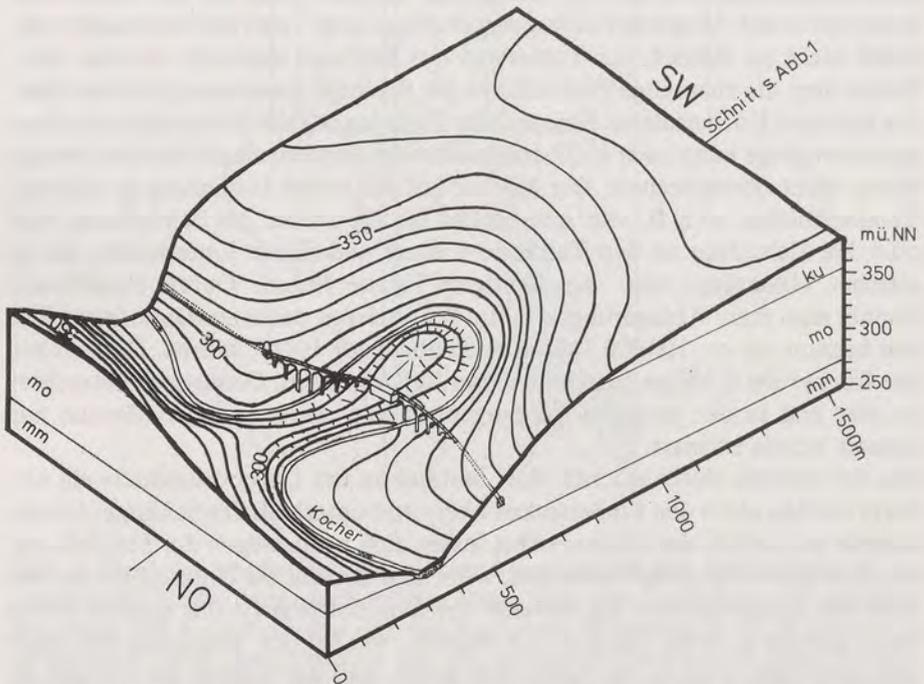


Abb. 3: Blockbild der Landschaft um den Haller Bahnhof vor dem Durchbruch des Kochers, ku = Unterer Keuper, mo = Oberer Muschelkalk, mm = Mittlerer Muschelkalk; weitere Erklärungen s. Text

oberhalb der Schlinge noch nicht so stark erodiert war, wären hier Tunnelbauwerke erforderlich gewesen.

In Abb. 4 hat der Kocher gerade den früher umflossenen Bergsporn durchbrochen und der Umlaufberg ist entstanden. Die Schlinge wurde anfangs nur noch bei Hochwasser und nach der Vertiefung des neuen Flußbetts an der Durchbruchstelle überhaupt nicht mehr durchflossen. Am gegenüberliegenden Kochertalhang kann man an dem Geländevorsprung noch die alte Verbindung zum ehemaligen Sporn erahnen. Da die beiden Situationen auf den Blockbildern in Abb. 3 und 4 zeitlich sehr eng beeinander liegen, hat sich am Verlauf der hypothetischen Eisenbahnlinie nichts wesentliches verändert; zwei Tunnelbauten und zwei Viadukte wären nach wie vor erforderlich gewesen.

Abb. 5 zeigt den heutigen Zustand. Vom ehemaligen Umlaufberg ist nichts mehr zu sehen, da er unter Sedimenten begraben liegt (Abb. 1). Die Verbnungsfläche südwestlich des Bahnhofs bestand allerdings in ihrer jetzigen Form vor der Besiedlung noch nicht. Beim Bau der neuen Verkehrsanlagen nordwestlich des Bahnhofs im Sommer und Herbst 1988 waren Geländeinschnitte bis zu fünf Meter erforderlich geworden. Sie zeigten, daß hier künstliche Auffüllungen von einer Mindestmächtigkeit von fünf Metern vorhanden sind (s. a. Abb. 2). Diese Auffüllungen wurden hauptsächlich im Zusammen-

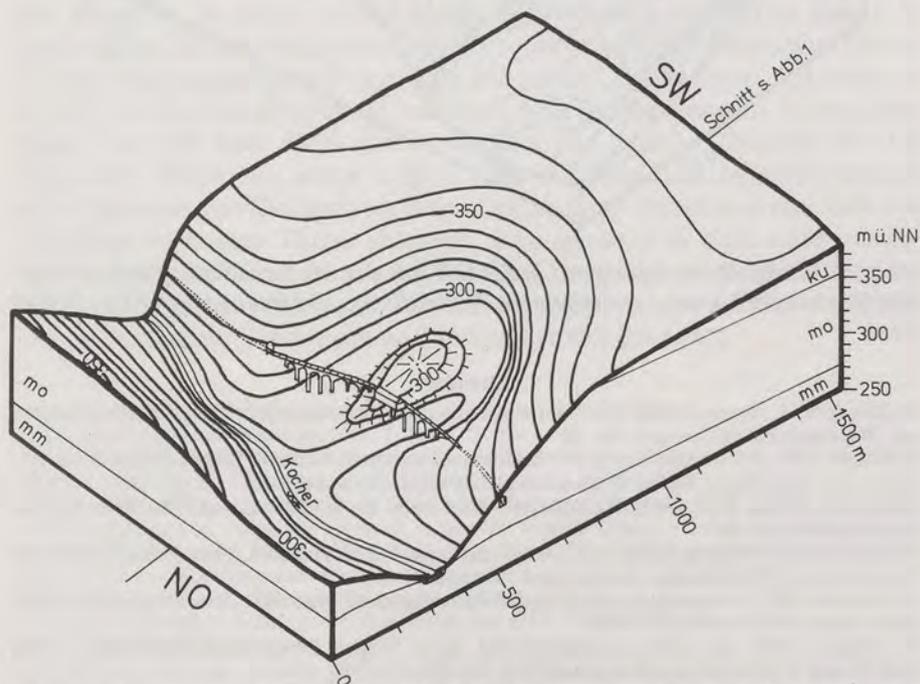


Abb. 4: Blockbild der Landschaft um den Haller Bahnhof nach Entstehen des Umlaufbergs. Erklärungen s. Abb. 3 und Text

hang mit dem Eisenbahnbau geschüttet. Somit ist eine flach nach Nordosten zum Kochertal hin abfallende Fläche entstanden, die erst am Bahnhof endet, wo das Gelände steiler zum Kocher abfällt. Nur bei der Eisenbahnunterführung der Reifensteige nördlich des Bahnhofs ist annähernd die vor dem Eisenbahnbau vorhanden gewesene Geländeoberfläche noch erhalten.

Nicht nur natürliche geologische Vorgänge, die in eiszeitlicher und nacheiszeitlicher Zeit abgelaufen sind, haben also den Umlaufberg begraben, sondern auch der Mensch hat mit Erdbewegungen und Auffüllungen dazu beigetragen, die heutige Geländeoberfläche zu schaffen.

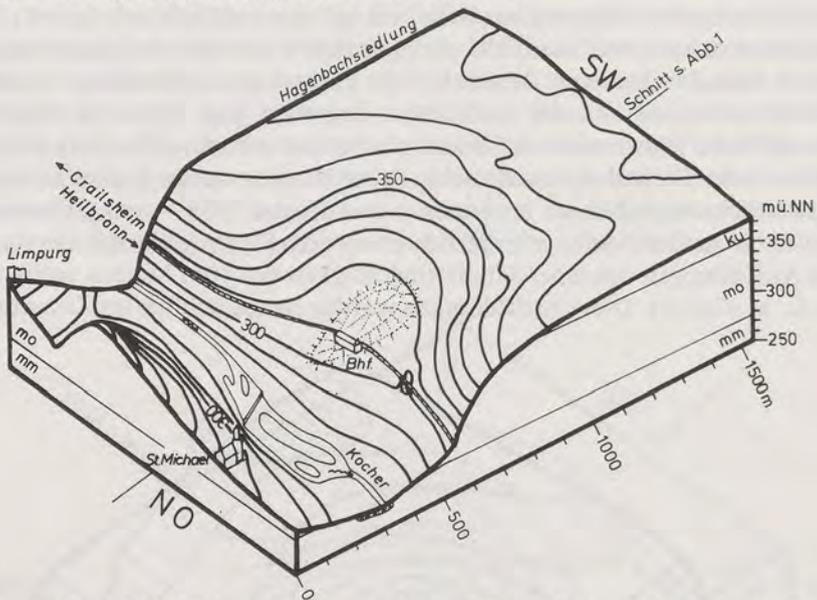


Abb. 5: Blockbild der heutigen Landschaft um den Haller Bahnhof mit dem gestrichelt eingetragenen, verschütteten Umlaufberg. Erklärungen s. Abb. 3 und Text

Literatur

- H. Hagdorn, T. Simon (1988): Geologie und Landschaft des Hohenloher Landes. Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 28
- T. Simon (1987a): Zur Entstehung der Schichtstufenlandschaft im nördlichen Baden-Württemberg. Geol. Landesamt Baden-Württemberg, Jahreshft 29, S. 145—167
- T. Simon (1987b): Geologie und Landschaftsgeschichte. In: R. Biser (Hrsg.) Der Kreis Schwäbisch Hall, S. 23—40
- T. Simon (1988): Flußgeschichte von Kocher und Jagst. In: H. Hagdorn (Hrsg.), Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg, Sonderband Jahreshft 1
- A. Vollrath (1977): Geologische Karte und Erläuterungen zu Blatt 6824 Schwäbisch Hall. Geol. Karte Baden-Württemberg 1:25000
- R. Wagner (1924): Das Haller Landschaftsbild. In: G. Wagner (Hrsg.), Hall am Kocher — Eine Einführung in Geschichte und Landschaft, S. 3—17
- G. Wagner (1937): Zur Erd- und Landschaftsgeschichte von Hall. In: W. Hommel, Schwäbisch Hall — Ein Buch der Heimat, S. 1—55
- G. Wagner (1960): Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte

Deubach

Ein Dorfname und seine erste urkundliche Erwähnung

VON P. LEO TRUNK OSB

Zur Entstehung des Dorfnamens

In der Beschreibung des Oberamts Mergentheim wird der Name des Dorfes DEUBACH folgendermaßen erklärt: »Deubach, aus altem Die-, Diet- d. h. Volks-Bach (im Sinn von communis zu allgemeinem Gebrauch – vgl. die vielen Dietweg, Dietbruck etc.)«¹.

Neben dieser Erklärung aus dem mittelhochdeutschen *diet* = *Volk*, die wohl die allgemein angenommene sein dürfte, könnte man noch an eine andere Herkunft des Namens denken, wenn man bedenkt, daß in der ersten urkundlichen Erwähnung (um 1090) das Dorf *Tithebach*² heißt. Man muß dann von *Thioto-bach* ausgehen. Nach H. Wagner³ scheint der Name *Thioto* bei den Mattonen gebräuchlich gewesen zu sein. Außerdem scheint sicher zu sein, daß die Mattonen im Main-Tauber-Gebiet Besitzungen hatten.⁴ Das geht z. B. auch aus der Gründungsurkunde des mattonischen Grafen Megingaud für das Kloster Megingaudshausen⁵ vom Jahr 816 hervor. Das in dieser Urkunde⁶ genannte heutige *Deutenheim*⁷ ist zweifellos vom Personennamen *Thioto* abgeleitet. Um 1100 heißt dieser Ort *Dythinheim* und in einer Urkunde von 1126 *Titenheim*. Wenn man weiter bedenkt, daß im Main-Tauber-Gebiet mehrere, nicht allzuweit von Deubach entfernte Dörfer ihren Ortsnamen ebenfalls von dem Personennamen *Thioto* ableiten⁸, dann erscheint es nicht mehr unmöglich, daß der Bach und dann auch das Dorf Deubach ursprünglich *Bach des Thioto* geheißen haben könnte. Ähnlich wie aus *Thiotoheim Titenheim* (1126) wurde, wäre dann *Thiotobach* zu *Tithebach* (1090) geworden.⁹

1 Beschreibung des Oberamts Mergentheim, Stuttgart 1880, S. 515

2 Württembergisches Urkundenbuch. I. Band, S. 394

3 Vgl. zum Folgenden: Heinrich Wagner, Die Äbte des Klosters Neustadt am Main im Mittelalter. In: Würzburger Diözesangesichtsblätter. 46. Band 1984, 22)

4 Wenn es auch keinen urkundlichen Beweis dafür gibt und die Frage unter den Geschichtsforschern umstritten ist, so glaube ich doch – über H. Wagner hinaus –, daß irgendeine genealogische Verbindung zwischen den Mattonen und nicht nur den Grafen von Castell, sondern auch den Grafen von Korbung-Rotenburg besteht.

5 Es wurde später nach Münsterschwarzach am Main verlegt

6 Vgl. B. Schmeidler, Fränkische Urkundenstudien (JffL 5) 1939, 80–84

7 bei Scheinfeld/Mittelfranken

8 Diethan, Dittwar, ehemals Diethhausen bei Kupprichhausen und vermutlich auch Dittgheim

9 Die verschiedene Schreibung des T-Lautes braucht nicht zu verwirren; vgl. oben bei Deutenheim

Schwierigkeiten könnte allerdings die Tatsache bereiten, daß bei der nächsten urkundlichen Nennung im Jahr 1252¹⁰ das Dorf *Thibach* heißt, also die mittlere Silbe von *Tithebach* ausgefallen ist. Eine solche sog. Synkope ist aber kein Einzelfall in der deutschen Sprachgeschichte. Eine parallele Erscheinung findet sich übrigens bei dem in der gleichen Urkunde von ca. 1090 aufgeführten *Öthelingen*, unter dem nach einhelliger Ansicht der Forscher das heutige Dorf *Öllingen*¹¹ zu verstehen ist; auch hier ist also die Silbe *-the-* ausgefallen. Während im Jahr 1252 das Dorf *Thibach* heißt, lautet sein Name in späteren Urkunden meist *Thybach* (1268, 1418, 1483, 1491) bzw. *Tyebbach* (1370) oder *Dyebach* (1371), aber auch *Daibach* (1511). In der letzteren Bezeichnung hat sich offenbar schon die beim Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen erfolgte Diphthongierung¹² ausgewirkt. Der Wechsel zwischen *i* und *y* (*ü*), der schon in den ersten Urkunden festzustellen ist, hat sich bis heute im Wechsel zwischen *ei* (*ai*) und *eu* erhalten. Während nämlich der offizielle Name des Dorfes *Deubach* heißt, färbt ihn der Dialekt der Bewohner um zu *Daiwi*. Meiner Erinnerung nach sprechen aber Bewohner von Nachbardörfern *Deubi*, wobei auch hier der in der Sprachgeschichte nicht selten beobachtete Wechsel zwischen *b* und *w* festgestellt werden kann.

Zur ersten Erwähnung

Das Württembergische Urkundenbuch bringt seinem I. Band auf Seite 394 (aus dem Comburger Schenkungsbuch) folgenden Text, der um das Jahr 1090 angesetzt wird und den ich hier in Übersetzung wiedergebe:

Auch dies glauben wir mitteilen zu sollen, da es der Kenntnis der Gegenwärtigen wie auch der Nachfolgenden wert ist:

Graf Rugger (von Rotenburg) erwarb das Gut Öthelingen (Öllingen, baier. L. G. Röttingen) von Herrn Sigibold für den heiligen Nikolaus durch rechtmäßigen Kauf, wofür er Tithebach (Diebach, O. A. Gaidorf, oder Künzelsau) im Tausch gab und im Dorf Gezen (Gaisdorf, O. A. Hall) 2 1/2 Huben mit einer Mühle und 12 Pfund. Er weigerte sich jedoch, für dies alles die Übertragung zu vollziehen, bis er (Sigibold) einen sehr guten Schafpelz, 1 Ochsen und 6 Krüge Wein gebe und darüber hinaus ihm, solange er lebe, in Stedeberc (Stettberg, baier. L. G. Leutershausen) ein Lehen gewähre. Diese Übertragung geschah aber vor der Burg Ruchesheim (Ruchsen, bad. B. A. Mosbach) mit der Bezeugung durch folgende: Morinzo. Poppo. Siegfried von Mechedemulen (Möckmühl, O. A. Neckarsulm).

Für unsere Frage ist *Graf Rugger von Komburg* nicht unmittelbar von Bedeutung; dennoch kann auch er zur Klärung beitragen. Rainer *Joos* schreibt nämlich, »daß die Komburger Grafen über erheblichen Besitz im Taubergrund

¹⁰ Zu dieser und den folgenden Urkunden vgl. Beschreibung des Oberamts Mergentheim 516

¹¹ bei Ochsenfurt/Unterfranken

¹² = Entwicklung eines Selbstlauts zum Doppellaut: *i* zu *ei* (*ai*); *ü* bzw. *y* zu *eu*; *u* zu *au*.

verfügen«¹³. Außerdem weist er darauf hin, daß die Komburger Grafen die Vogtei über Neumünster-Würzburg und später auch über das Hochstift Würzburg besaßen.¹⁴ Dazu paßt auch noch, daß Graf Rugger sich in der o. a. Urkunde von Herrn Sigibold ein Lehen in *Stettberg* (Kr. Ansbach), ca. 14 Kilometer östlich von Rothenburg, ausbedingte. All das läßt doch zumindest keinen Zweifel daran aufkommen, daß die in der Urkunde genannten Besitzungen Graf Ruggers im Tauber- und Maingebiet oder östlich bzw. südlich davon gelegen sein konnten. Auch der Umstand, daß Graf Rugger das Gut Öthelingen kaufte, in dem alle mir bekannten Autoren das heutige Dorf *Öllingen* im Landkreis Würzburg sehen, spricht doch dafür, daß ihm das Gebiet zwischen Main und Tauber nicht unbekannt war.

Wer aber ist *Herr Sigibold*? Aus dem Text des Komburger Schenkungsbuches läßt sich nur zweierlei erschließen: 1. Sigibold muß ein Adelige sein; das ergibt sich aus der Beifügung *Herr*. 2. Dieser Adelige verfügt über Besitz im Main-Tauber-Gebiet, da Öllingen fast genau in der Mitte zwischen Main (Ochsenfurt) und Tauber (Bieberehren) liegt. Welchem Adelsgeschlecht aber dieser Herr Sigibold angehört, das wird nicht erwähnt. Antwort auf diese Frage erhalten wir durch eine Abhandlung von *H. Bauer*, die großenteils die Edelherrn von Zimmern zum Thema hat¹⁵. An der Straße von Zimmern nach Messelhausen stand einst die Stammburg der Herren von Zimmern. Wie man das bei anderen Adelsgeschlechtern beobachten kann – z. B. bei den Mattonen oder denen von Castell –, so taucht auch bei den Herren von Zimmern in der Geschlechterfolge immer wieder *ein* Vorname auf, nämlich Sigibold, Sigebodo oder Sibodo. Nach Bauer¹⁶ handelt es sich bei dem im Komburger Schenkungsbuch genannten Herrn Sigibold eindeutig um den Edelherrn Sigibold von Zimmern, der mit Graf Rugger von Komburg den Verkauf und Tausch tätigte.

Wie steht es aber nun mit den beiden Orten *Tithebach* und *Gezen*, wo liegen sie?

Eine erste Deutung erfuhren sie durch den Herausgeber des württembergischen Urkundenbuchs, Band 1. Oben (in der Übersetzung) wurde schon mitgeteilt, daß er in den Anmerkungen auf Seite 395 für Tithebach den Ort Diebach im Oberamt Gaildorf oder Künzelsau und für Gezen den Ort Gaisdorf im Oberamt Hall einsetzt¹⁷. Im Manuskript des Komburger Schenkungs-

13 R. Jooß: Kloster Komburg im Mittelalter. Forschungen aus Württembergisch Franken Bd. 4, 1987, S. 29

14 Ebenda

15 H. Bauer, Die Edelherrn von Zimmern und Lauda, von Ingelstadt, Krensheim und Gamburg. In: Württembergisch Franken. Zeitschrift des Historischen Vereins. 6. Band 1862–1864, 139–158

16 Vor allem auf Seite 147

17 Schon im Jahr 1847, also noch vor dem WUB, bringt C. F. Stälin in seinem Buch »Württembergische Geschichte 2. Teil«, S. 414 eine Ortsnamendeutung, allerdings nur für Tithebach, das er mit »Diebach« (bair. Ldg. Rotenburg)« gleichsetzt. Stälin datiert übrigens den Tausch »um 1088«.

buches stand offenbar bei Gezen über dem ersten »e« noch ein »i«. Ob das eine Klangfärbung zu »ie« oder zu »ei« bedeuten soll, ist nicht klar. Der Herausgeber des Urkundenbuchs hat anscheinend »Geizen« gelesen.

Diese vorgenannte Deutung wurde im Jahr 1855 abgelöst durch eine, die dann in der kommenden Zeit – trotz des Fehlens einer exakten Beweisbarkeit – die vorherrschende wurde. Im 7. Heft der »Zeitschrift des Historischen Vereins für das württembergische Franken« vom Jahr 1855 heißt es auf Seite 78: »... Thitebach & Gúezen; dieß sind nicht die Orte Diebach und Gaisbach, sondern ganz für den Herrn von Zimmern geeignet, Deubach (O. A. Mergentheim) und Gúzing, am Zimmerner Bache, jetzt noch mit einer Mühle, die schon in der cit. Urkunde (Wirtb. Urk.-Buch 1, 394) erwähnt ist.«

H. Bauer unterstreicht in seiner schon erwähnten Abhandlung über die Edelherrn von Zimmern usw. diese Deutung, wenn er im Jahr 1862 schreibt: »... es sind gewiß die Orte Deubach und Gúzing gemeint (Jahresheft 1855, S. 78) ganz in der Nähe von Zimmern, wo also ein Herr von Zimmern alles Interesse hatte, sich zu arrondiren.«¹⁸

Es findet sich bei Bauer auch kein Hinweis darauf, daß die Herren von Zimmern um 1090 in den von anderen Autoren angegebenen Gegenden Besitzungen gehabt hätten. Ja noch mehr: Bauer zitiert auszugsweise eine Urkunde aus dem Jahr 1210, aus der eindeutig eine Beziehung der Herren von Zimmern zu Gützingen hervorgeht.¹⁹

Die gleiche Deutung wie Bauer übernimmt – unter Hinweis auf WUB I und »Württembergisch Franken« – im Jahr 1880 die Oberamtsbeschreibung Mergentheim auf Seite 516; nur erscheint hier Gützingen in der neuen Schreibweise mit »tz«. Ebenso verfährt das »Land Baden-Württemberg« (V, S. 313). Eine völlig andere Deutung bringt R. Jooß in seinem schon erwähnten Buch »Kloster Komburg im Mittelalter«²⁰. Auf Seite 29 verlegt er Tithebach und Gúezen etwa 50 Kilometer nach Südwesten und erkennt in ihnen – ohne dafür eine nähere Begründung zu geben – »Dippach (Gde. Korb, Neckar-Odenwald-Kreis) und Gieß (abg. Stadt Osterburken)«. Vielleicht wurde Jooß zu dieser Deutung durch zwei Ortsnamen im Urkundentext veranlaßt, daß nämlich die Übertragung vor der Burg Ruchsen geschah und daß ein Siegfried von Möckmühl sich unter den Zeugen befand – also zwei Orte in der Nähe von Osterburken. Ich glaube aber nicht, daß man von einem Ort, an dem eine Urkunde ausgefertigt wurde, notwendigerweise auf den Ort schließen darf, um den es in der Urkunde geht. – Denkbar wäre noch ein anderer Grund für Jooß: In der Nähe von Korb und Osterburken liegt auch ein Ort Zimmern.

¹⁸ Bauer, S. 147

¹⁹ Bauer, S. 143: »Gernodus de Buetrit (d. h. Bütthard) advocatus, per manus Domini sui nob (ilis) viri Sibotonis de Zimmern (= Der Vogt Gernod von Bütthard [übergibt] durch die Hände seines Herrn, des edlen Mannes Siboto von Zimmern), übergibt dem Neumünster in Wirzburg einen mansus (= Hube) in Gützingen (bei Bütthard).«

²⁰ s. Anm. 13

Nun ist aber Herr Sigibold durch H. Bauer als Sigibold von Zimmern nachgewiesen, und zwar von Zimmern, das am Wittigbach liegt.

In einem Schreiben des Staatsarchivs Ludwigsburg vom 1. 3. 1988 an das Bürgermeisteramt Lauda-Königshofen²¹ wird der Deutung durch Jooß der Vorzug gegeben und damit die erste urkundliche Nennung Deubachs auf das Jahr 1252 festgelegt, das Jahr, in dem Deubach an den Deutschen Orden kam. Als Begründung wird angegeben, daß »sich Rainer Jooß wohl am eingehendsten mit der Besitzgeschichte des Klosters Komburg beschäftigt hat«. Das trifft sicherlich zu. Trotzdem kann ich der Begründung nicht zustimmen, weil die beiden Orte Tithebach und Gezen ja gar nicht zum Besitz des Klosters Komburg gehört haben. Sie wurden vielmehr von Graf Rugger aus seinem Eigenbesitz gegen Öllingen eingetauscht, das dann dem Kloster Komburg überlassen wurde. Es bestand also gar kein Anlaß, die beiden Orte im Besitzstand des Klosters Komburg zu erwähnen, und auch kein Grund, diese beiden Orte mit etwa gleichlautenden Orten im Besitz des Klosters gleichzusetzen.

Zusammenfassung

Aus den obigen Überlegungen ergibt sich,

- daß Herr Sigibold der Edelherr Sigibold von Zimmern am Wittigbach (Main-Tauber-Kreis) ist;
- daß dieser Herr Sigibold ebenso wie Graf Rugger von Komburg über Besitz im Main-Tauber-Gebiet verfügt;
- daß sich für diesen Herrn Sigibold keine Besitzungen außerhalb dieses Gebietes finden ließen;
- daß im Tausch gegen Öllingen Orte im gleichen Gebiet, also in der Nähe der Stammburg Zimmern, die größere Wahrscheinlichkeit für sich haben;
- daß Deubach und Gützingen dieser Voraussetzung voll entsprechen, da sie noch näher bei Zimmern liegen als Öllingen;
- daß ein Hinweis auf den Klosterbesitz von Komburg nicht stichhaltig sein kann, weil die beiden Orte nie zu diesem Klosterbesitz gehört haben;
- daß man also aus guten Gründen die erstmalige urkundliche Nennung Deubachs nicht erst auf das Jahr 1252 verlegen muß, sondern sie schon um 1090 ansetzen darf.

21 Das Schreiben wurde mir freundlicherweise zur Einsicht überlassen.

Archäologische Sichtbefunde im Murrhardter »Rößle-Quartier«

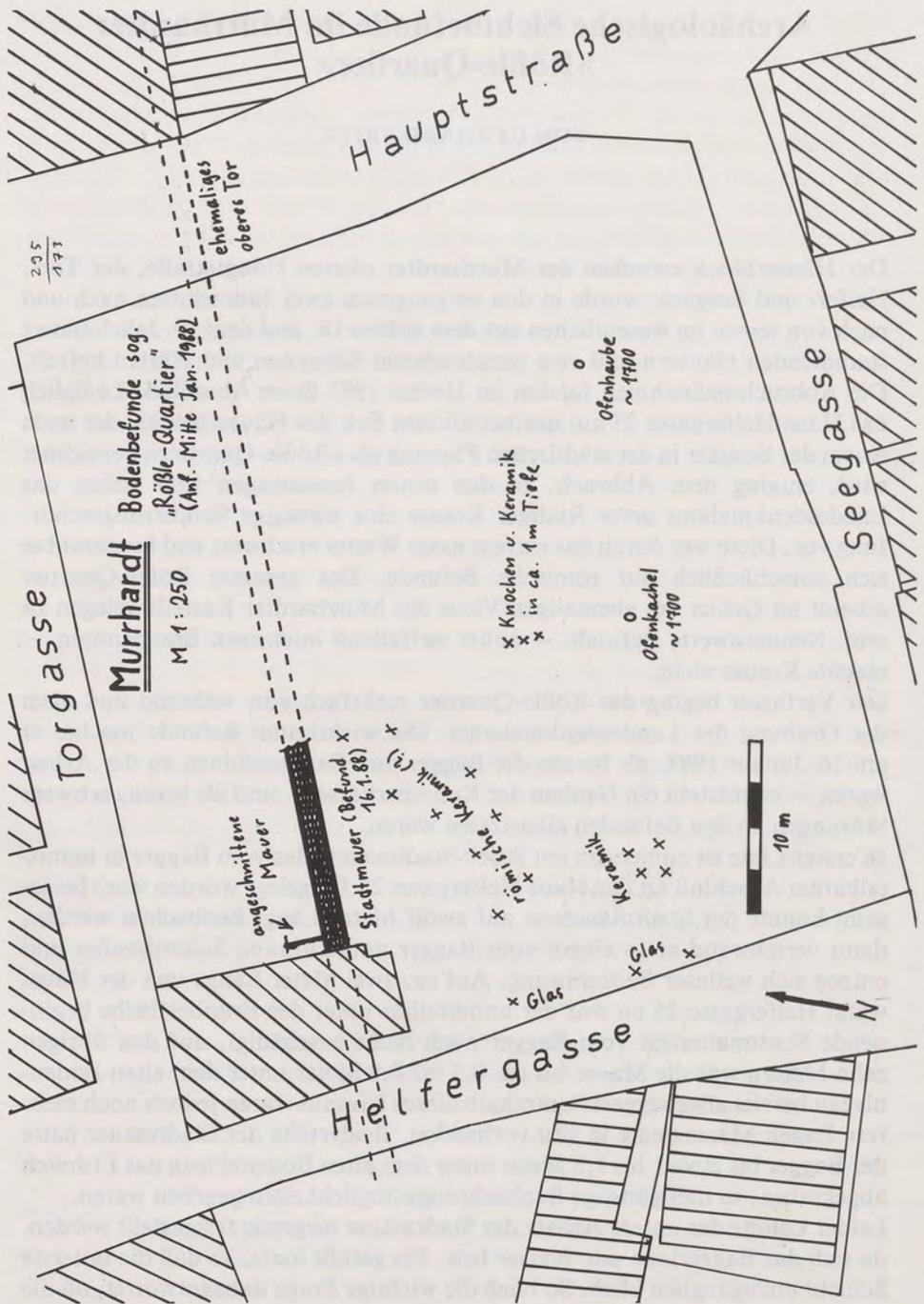
VON GERHARD FRITZ

Der Häuserblock zwischen der Murrhardter oberen Hauptstraße, der Tor-, Helfer- und Seegasse wurde in den vergangenen zwei Jahrzehnten nach und nach von seinen im wesentlichen aus dem späten 18. und dem 19. Jahrhundert stammenden Häusern und von verschiedenen Schuppen und Hütten befreit. Die Abbruchmaßnahmen fanden im Herbst 1987 ihren Abschluß. Lediglich das Haus Helfergasse 25 am nordwestlichen Eck des Häuserblocks, der nach einem der Besitzer in der städtischen Planung als »Rößle-Quartier« bezeichnet wird, entging dem Abbruch. In den ersten Januartagen 1988 nahm das Landesdenkmalamt unter Rüdiger Krause eine eintägige Sondierungsschürfung vor. Diese war durch das extrem nasse Wetter erschwert und beschränkte sich ausschließlich auf römische Befunde. Das gesamte Rößle-Quartier scheint im Gebiet des ehemaligen Vicus des Murrhardter Kastells gelegen zu sein. Nennenswerte Befunde – außer auffallend intensiven Brandspuren – machte Krause nicht.

Der Verfasser beging das Rößle-Quartier mehrfach vor, während und nach der Grabung des Landesdenkmalamts. Die wichtigsten Befunde machte er am 16. Januar 1988, als bereits die Bagger und Baumaschinen an der Arbeit waren – es entsteht ein Neubau der Kreissparkasse – und als bereits schwere Störungen an den Befunden eingetreten waren.

In erster Linie ist zu nennen ein Stück Stadtmauer, das vom Bagger in unmittelbarem Anschluß an das Haus Helfergasse 25 freigelegt worden war. Insgesamt konnte der Stadtmauerrest auf zwölf Meter Länge beobachtet werden, dann verschwand er in einem vom Bagger aufgetürmten Schutthaufen und entzog sich weiterer Beobachtung. Auf ca. zwei Meter Länge von der Hauswand Helfergasse 25 an war der unmittelbar unter der Erdoberfläche beginnende Stadtmauerrest vom Bagger noch nicht beschädigt, auf den übrigen zehn Metern war die Mauer bis ca. 0,5 bis 0,8 Meter unter dem alten Bodenniveau bereits abgebaggert. Unterhalb dieses Niveaus waren jedoch noch mehrere Lagen Mauersteine in situ vorhanden. Beiderseits der Stadtmauer hatte der Bagger bis etwa 1 bis 1,5 Meter unter dem alten Bodenniveau das Erdreich abgegraben, so daß günstige Beobachtungsmöglichkeiten gegeben waren.

Leider konnte der untere Ansatz der Stadtmauer nirgends festgestellt werden, da sich das Baggerloch mit Wasser bzw. Eis gefüllt hatte, so daß die unterste Schicht unzugänglich blieb. So blieb die wichtige Frage unbeantwortet, ob die Stadtmauer möglicherweise auf den Resten einer älteren Mauer bzw. Palisade



205
173

Murrhardt
Bodenbefunde sog.
„Röble-Quartier“
(Auf.-Mitte Jan. 1988)
M 1: 250

Hauptstraße

Seegasse

Torgasse

Helfergasse

ehemaliges
oberes Tor

angeschnittene
Mauer

Stadtmauer
(Befund
16.1.88)

romische
Keramik (?)

Keramik

x Glas

x Glas

x Knochen u. Keramik
x in ca. 1m Tiefe

Ofenhaube
~ 1900

Ofenkachel
~ 1900

10 m

N

oder auf dem gewachsenen Boden sitzt. Als am 18. 1. 1988 eine weitere Begehung stattfand, hatten weitere Baggarbeiten zusätzliche Beobachtungen ganz unmöglich gemacht.

Die am 16. 1. 1988 festgestellten Befunde verdienen aber eine Dokumentation: Die Stadtmauer hatte eine Stärke von 1,35 bis 1,40 Meter. Stadtinnen- und Stadtaußenseite waren in identischem Sichtmauerwerk ausgeführt. Dieses bestand aus Sandsteinquadern von ca. 40 bis 50 Zentimeter Länge, ca. 30 bis 35 Zentimeter Dicke und einer jeweils einheitlichen Höhe von 30 Zentimeter (= 1 Fuß). Es lag kein Buckelquadermauerwerk vor, sondern solches mit flachen Außenseiten. Zwischen den Schalen der Außenmauern befand sich ein Innenfutter aus kleineren, unregelmäßig geformten Bruchsteinen von ca. 15 bis 20 Zentimeter Größe. Der Bauart nach ist dieses Mauerwerk unspezifisch. Es könnte sowohl auf die Zeit der Stadtgründung (etwa das Jahrzehnt vor 1300) als auch auf die beiden nachfolgenden Jahrhunderte zurückgehen. Um so wichtiger wäre angesichts dessen eine Untersuchung des Untergrunds der Mauer gewesen.

Etwa einen Meter von der Wand des Hauses Helfergasse 25 entfernt wurde eine parallel zur Hauswand – also rechtwinklig zur Stadtmauer – verlaufende Mauer angeschnitten, die direkt an die Stadtmauer ansetzte, jedoch nicht mit ihr verzahnt war. Die Stärke und die Länge der Mauer konnte nicht festgestellt werden. Offenkundig handelt es sich jedoch um das Fundament eines Hauses, das an der Stadtmauer angelehnt wurde. Ob dieses Haus hier erst nach dem Stadtbrand von 1765 oder schon zuvor hier errichtet wurde, läßt sich aufgrund des Befundes nicht ermitteln, Stadtpläne von 1765 lassen jedoch das letztere vermuten.

Der Stadtmauer vorgelagert war ein ca. fünf Meter breiter, wassergefüllter Graben, der sich in einem Baggerschnitt noch mehr oder minder deutlich abzeichnete. Eine Vermessung war hier wegen der Kürze der Zeit und der nassen Witterung jedoch nicht möglich. Dem Graben vorgelagert war ein See, der vom Graben durch einen relativ schmalen, ein bis zwei Meter breiten Wall getrennt wurde. Nach Sichtbefunden von Dr. Rolf Schweizer konnten im Bereich von Wall und See Reste von Schilfbewuchs festgestellt werden. Vermutlich ist der See mit dem langen und schmalen »Feuersee« von 1765 identisch, der sich etwa im Bereich der heutigen Seegasse erstreckte. Der »Feuersee« von damals ist nicht mit dem heutigen See gleichen Namens identisch. Als man nach 1800 den alten Feuersee auffüllte, legte man an seiner Stelle einen unterirdischen, hochrechteckig geformten Kanal von etwa 40 auf 30 Zentimeter Querschnitt an, der das feuchte Gebiet – und darüberhinaus den neuen Feuersee? – entwässerte.

Im stadtauswärts gelegenen Gebiet vor der Stadtmauer machte der Verfasser eine Reihe weiterer Beobachtungen. Der junge Murrhardter Uwe Wieland konnte auf demselben Terrain zahlreiche Lesefunde machen, die in ihrer Reichhaltigkeit den Verdacht nahelegen, daß eine intensivere archäologische

Untersuchung wertvolle Ergebnisse erbracht hätte. So bleibt es bei nicht genauer einzuordnenden Funden, die aber immerhin relativ genau lokalisierbar sind (vgl. Lageplan). Wieland fand neben einer großen Zahl römischer Keramikscherben und entsprechenden mittelalterlichen Stücken einige geschmolzene Glasschlackeklumpen, kegelförmige Böden hochgradig korrodierter Glasflaschen, mehrere ca. fünf bis zehn Zentimeter hohe intakte Glasfläschchen und mehrere Ofenkacheln einschließlich einer offenbar zum selben Ofen gehörigen Haube. Die Böden der Flaschen dürften mehrere hundert Jahre alt sein, die Fläschchen, darunter ein Tintenfäßchen, datieren aus dem 19. Jahrhundert. Die Ofenkacheln und die nur fragmentarisch erhaltene Haube sind ornamentverziert und dürften aus dem frühen 18. Jahrhundert stammen.

In der Wand eines etwa in der Mitte des Rößle-Terrains bereits im Dezember 1987 ausgehobenen Grabens, der bald darauf ganz mit Wasser vollief, konnte der Verfasser in gut ein Meter Tiefe unter dem ursprünglichen Bodenniveau zahlreiche hellrote Keramikscherben und etliche nicht genauer zu bestimmende Knochen feststellen. Eine Bergung war nicht möglich, da die Grabenwand erst hart gefroren war und anschließend durch das eindringende Wasser völlig unzugänglich wurde.

All dies fügt sich zu einem deprimierenden Gesamtergebnis zusammen: Wenn bereits durch bloßes Beobachten und Suchen ohne jede Grabung eine derartige Zahl von Funden und Befunden zusammenkam, dann kann man ermesen, was bei einer ordnungsgemäßen Grabung möglich gewesen wäre. Das Landesdenkmalamt war überlastet und interessierte sich nur en passant für Römisches, die Stadt Murrhardt realisierte offenbar gar nicht, was da auf dem Rößle-Quartier vorging. Eine unwiederbringliche Gelegenheit, Licht in die römerzeitliche und mittelalterliche Vergangenheit Murrhardts zu bringen, ging ungenutzt vorüber. Kuriosum am Rande: Nachdem man die erheblichen Reste der Stadtmauer völlig beseitigt hat, will die Kreissparkasse als Bauherr nun ein kleines Stück Stadtmauer als pseudohistorische Erinnerung wieder aufbauen lassen. Es bleibt abzuwarten, ob dieses Kunstprodukt der historischen Stadtmauer wenigstens gleichen wird.

Im nachhinein erfuhren die im Laufe des Textes geäußerten Erwartungen über römische Funde auf dem Rößle-Quartier eine zusätzliche Bestätigung. Gegen Ende März 1988 wurde Dr. Rolf Schweizer wegen auffällig großer Holzfunde zur Baustelle gerufen. Er stellte zwei komplett erhaltene, holzverschalte Brunnen des römischen Vicus fest und ließ auf eigene Verantwortung die Bauarbeiten einstellen (was anfangs zu Schwierigkeiten mit dem Murrhardter Bauamt führte). Die herbeigerufene Grabungsmannschaft des Landesdenkmalamts unter Rüdiger Krause war wochenlang mit der Bergung der kubikmeterweise in den Brunnen steckenden Funde beschäftigt. Neben großen Mengen an Holz und Knochen wurden Körbe, Amphoren, Blattreste und insbesondere ein großes Lederobjekt (Sattel? Brustpanzer?) geborgen. Man darf der Publikation der Funde durch das Landesdenkmalamt mit Spannung entgegensehen.

Zwei bisher unbeachtete Haller Chroniken

VON KUNO ULSHÖFER

Der Aufmerksamkeit von Herrn Jürgen Wyschkon im Staatsarchiv Nürnberg ist es zu verdanken, daß unser Augenmerk auf zwei Chroniken der Reichsstadt Hall gelenkt wurde, die bisher in der Literatur nicht bekannt waren. In den beiden Chronik-Editionen von Christian Kolb¹ werden sie nicht erwähnt. Kolb hatte seinerzeit zwar die im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg vorhandenen Haller Chroniken erfaßt und beschrieben, aber offenbar die Bestände der bedeutenden Ansbacher Schloßbibliothek nicht auf Hallensia hin durchgesehen. Dort nämlich lagen damals die Sammlungsbestände des Historischen Vereins für Mittelfranken, zu denen die beiden besagten Chroniken heute gehören. Im gedruckten »Katalog der K. Regierungsbibliothek in Ansbach² ist eine der Handschriften in der Abteilung VIII. Deutsche Geschichte (d. Zur Geschichte der Einzelstaaten, Württemberg) unter Nr. 664 benannt: »Widmann. Chronik d. Stadt Hall (Schwäb.) 1553.«

Das Archiv des Vereins und mit ihm die Chronikbände gelangten vor einigen Jahren als Depositum in das Staatsarchiv Nürnberg.

Für die weitere Beschäftigung mit der Haller Historiographie wird es dienlich sein, Kenntnis von den bislang nicht berücksichtigten Chronikhandschriften zu haben. Deshalb sollen sie hier kurz vorgestellt werden, ohne daß ihr Verhältnis zu den bekannten Handschriften von Haller Chroniken oder Chronikauszügen näher untersucht wird.

1. MS 609 Auszug aus der Widmann-Chronik

Es handelt sich um einen Folioband (20,5 × 32,5 cm) mit marmoriertem Pappeinband mit Lederecken und -rücken, auf drei Bünde gebunden. Der Band enthält VIII und 124 beschriebene Blätter, wobei die alte arabische Folierung bei drei bereits abbricht. Das Titelblatt trägt die Aufschrift *Widmann des Stifts Cornburg* [verschrieben für: Comburg] *Sindikus* (siehe *Schluß der Vorrede*) *Chronik der Stadt (Schwaebisch) Hall. Manuscript 1553* in einer Hand des beginnenden 19. Jahrhunderts. Ein Rückenschild (19. Jahrhundert) ist mit dem Kurztitel *Hall. Chronik 1553* beschriftet. Der Signaturzettel auf dem Einband außen lautet: »Histor. Verein f. Mittelfranken. Ms. hist. 609«, der Signaturzettel auf dem Einband innen: »Königl. Regierung von Mittel-

¹ Christian Kolb (bearb.): *Geschichtsquellen der Stadt Hall*. 1. Band: Herolts Chronik; 2. Band: Widmans Chronica (= Württembergische Geschichtsquelle 1, 1894, und 6, 1904)

² Ansbach 1913. S. 315

franken. HV, IV 15 Hall, G Ms F 34« (rot getilgt), eine Bleistiftsignatur auf dem Einband innen: »IV 15—572«. Ich gebe diese Details deshalb so genau an, weil aus ihnen bei näherer Beschäftigung womöglich Informationen zur Geschichte der Handschrift erschlossen werden können.

Nach dem Titelblatt ist auf dem linken Rand von Blatt I der untere Teil des Doppelkupfers *Hall in Schwaben* mit dem zeitgenössischen handschriftlichen Zusatz *die 1680ger Brunst*³ eingeklebt, der die abgebrannte Gelbinger Vorstadt von Hall zeigt.

Das Papier weist dreierlei Wasserzeichen auf, die einen Rückschluß auf die Datierung zulassen:

1. ein Turmwasserzeichen mit dem Beizeichen-Buchstaben H;
2. ein Turmwasserzeichen mit dem Beizeichen-Buchstaben J;
3. ein Buchstabenwasserzeichen mit den Buchstaben RHC B, wobei das R in einer Art Schild steht, der als »Helmzier« eine Krone hat. HCB sind unter dem Schildfuß angebracht.

Zeichen 1 kann mit aller Vorsicht nach Piccard auf die Zeit zwischen 1594 und 1598⁴ bzw. ins Jahr 1596⁵, Zeichen 2 ebenfalls auf den Zeitraum zwischen 1594 und 1598⁶ datiert werden. Zeichen 3 deutet allerdings auf spätere Zeit! Der Band enthält auf Bl. I—VII eine Adresse: *Den Edlen, Ehrnuesten, Fürsichtigen, Ersamen vnd Weysen Herrn Stettmeister und Rhate der Löblich(en) vnd deß hayligen Römischen Reichs Statt Schwäbischen Hall, Meinen großgünstigen Herrn*, auf Bl. VII folgen Datum und Unterfertigung: *Geben mittwoch nach Inuocauit den 22ten Februarij, nach Christi vnsers Seeligmachers geburt fünfftzehnhundert vnd im drey vnd fünfftzigsten Jhare. E. herlicheit vnndertheniger Georg Widman deß Stüffts Comburg Syndicus etc.*

Bl. VIII verzeichnet eine Liste von 49 hällischen Ortschaften: *Waß vnd wie viellerlei Dörffer Fleckhen, Höff vnd andere mher pertinentien vnd Zugehörigen güetter in die Statt Hall gehörig*. Dieses Blatt ist etwas beschnitten und scheint auch eine andere, doch gleichzeitige Hand aufzuweisen.

Ansonsten ist der Band von einer Hand und wohl auch in einem Zuge durchgeschrieben, bis auf eine Ausnahme. Am Schluß der Handschrift, auf Bl. 123v, findet sich der Eintrag: *Anno Domini 1690 den 7. 8. Maij hab ich diese gegenwertige Widmannische Chronik...* Die folgenden drei Zeilen sind radiert; nur noch das Wort *abgeschrieben* ist zu entziffern. Die Chronik diente also 1690 vielleicht als Vorlage für eine Abschrift. Andererseits — und das scheint beim ersten Hinschauen merkwürdig — paßt das Wasserzeichen 3 zum

3 abgebildet bei K. Ulshöfer: *Bilder einer alten Stadt, Schwäbisch Hall*. 1971. S. 44, s. a. S. 31

4 Gerhard Piccard (bearb.): *Die Turmwasserzeichen*. Findbuch III der Wasserzeichenkartei Piccard im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. 1970. VIII H 23

5 Piccard, *Turmwasserzeichen VIII H 26*

6 Piccard, *Turmwasserzeichen VIII X 391*. Bei der Zuordnung der weiteren Zeichen zeitigte auch die Suche in der Wasserzeichenkartei Piccard im Hauptstaatsarchiv Stuttgart kein befriedigendes Ergebnis (frdl. Auskunft durch Herrn Dr. Herbert Natale vom 10. 3. 1988)

Datum 1690. Es ist Hans Caspar Bullinger, dem Begründer der Papierdynastie Bullinger in Unterkochen, zuzuschreiben, der 1688 die dortige Papiermühle übernahm.^{6a} Da der Vermerk zusätzlich noch mit Bleistift durchgestrichen ist, wurde der Eintrag gewiß bewußt getilgt. Es ist denkbar, daß er die Namen des Abschreibers oder ersten Besitzers enthielt, die ein späterer Eigentümer unkenntlich gemacht hat.

Der Hauptteil des Bandes von Bl. 1r bis Bl. 123r ist in drei Kapitel gegliedert: Bl. 1r—96v: *Von der Statt Schwebischenn Hall etc.*, Bl. 78r—96v: *Von dem Closter Murhardt*, Bl. 99r—123r: *Von Stiftung deß Stüffts Comburg*.

Den Abschluß bildet, Bl. 124r—v, ein Nachwort (*beschluß*).

Das Manuskript gibt Auszüge aus dem 5. und 6. Teil der gesamten Widmannschen Chronik, wie sie von Kolb veröffentlicht wurde, wieder. Doch sind einige Absätze enthalten, die bei der Edition meistens aus der Handschrift H 2 (Chronik des Sebastian Thumas)⁷ übernommen wurden. Die einzelnen Kapitel der Handschrift sind jedoch – im Vergleich zum veröffentlichten Text – sehr frei umgestellt, nachdem die Einleitung (Bl. 1v—5v) der gedruckten Version (S. 52—60) fast wortgetreu folgt. In die Manuskriptstellen, die über Hall berichten, sind nicht nur Auszüge aus dem 5. Chronikteil übernommen, sondern auch die Stadt Hall betreffende kirchliche Nachrichten aus dem 6. Teil der Gesamtchronik. Dagegen beziehen sich die Murrhardter und Komburger Kapitel der Handschrift ganz auf den 6. Chronikteil:

2. MS 610

Die Handschrift MS 610, ein Pappband mit Lederecken und -rücken auf vier Bündeln (Folioband 21,5 × 33,5 cm), ist im Gegensatz zu MS 609 nicht im gedruckten Ansbacher Bibliothekskatalog von 1913 aufgeführt. Sie enthält zehn ungezählte unbeschriebene Blätter, 228 altgezählte beschriebene Blätter, fünf Blätter Register und zum Schluß nochmals 13 ungezählte unbeschriebene Blätter.

Ein halbzerstörtes Rückenschild des 19. Jahrhunderts wies den folgenden Titel auf: *Manuscript. Chr(on)ik der (Stadt) H(all)*, den eine andere Hand auf der Innenseite der Decke wiederholte.

Die Rücksignatur lautet: *Histor. Verein f. Mittelfranken. Ms hist. 610*, die Signatur auf der Decke innen: *Königl. Regierung von Mittelfranken. HV, IV, 15 Hall, G Ms F 33* (mit Bleistift getilgt), eine Bleistiftsignatur innen: *Hist. Verein IV 15—70*. Zusätzlich trägt das Vorsatzblatt einen Stempel: *Bibliothek des Historischen Vereins von Mittelfranken*, der auf Bl. 1v wiederholt ist.

6a Lore Sporhan-Krempel: Von der Kunst des Papiermachens am Kocherursprung — In: Aaleener Jahrbuch 1988, S. 84—115; hier S. 95, Abb. des Wasserzeichens S. 96 oben. Frau Dr. Sporhan-Krempel hat im März 1989 das fragliche Wasserzeichen zweifelsfrei der Unterkochener Provenienz zugewiesen. Alle anderen Spekulationen werden damit hinfällig.

7 vgl. Kolb, Widmans Chronica S. 53*f.

Zwei verschiedene Wasserzeichen sind im Papier zu erkennen:

1. ein Buchstabenwasserzeichen mit den gleichen Buchstaben in der gleichen Anordnung wie bei MS 609: RHC B, jedoch in anderer Gestaltung z. B. des Schildes und der Krone;

2. ein Wasserzeichen mit einer Haus- bzw. Handelsmarke (sog. Merkurstab), an deren Schaft der Buchstabe B angebracht ist.

Es handelt sich bei MS 610 um eine der Haller Sammelchroniken, wie schon aus dem Vorwort ersichtlich ist: *Und was Jerg Widmann, Syndicus zu Comberg, Berler und andere von Adel, die zu Hall gewohnt, in ihren Chronicken beschriben, daß habe ich alles hierinn von Jahr zu Jahr zusammen gebracht wie folgt.* Der Schreiber, Kompilator oder Abschreiber nennt sich nicht mit Namen. Dem Duktus nach war nur eine Person am Werk. Einmal bezeichnet sie bzw. der Abfasser der Vorlage den Grafen Kraft von Hohenlohe als seinen gnädigen Herrn: zum Jahr 1624 — terminus ante quem non.

Die Chronik ist mit einer Federzeichnung (Bl. 3r), auf der die fiktiven sieben Burgen von Hall und das Haal, der Haller Siedebezirk, mit Haalbrunnen dargestellt sind, sowie mit 65 nicht immer vollständig ausgeführten Wappen versehen (jeweils an der Stelle, an der die Chronik auf die Adelsfamilien Halls und des Umkreises eingeht, jedoch fehlt bei manchen Familien eine Wappenbeigabe). Als Besonderheiten seien genannt:

Bl. 155r—160v: eine — bekannte — gereimte Darstellung des Bauernkriegs: *Bawren Krieg Reimen weiß von Hannß Francken von Hall gemacht.*

Bl. 198v: ein politisches Pasquill zum Schmalkaldischen Bund: *Dieser Reim wurd zu Ullm in der Schmalkaldischen Bundnus ans Rathhauß geschlagen. Kayßer Carl von Genth / Du hast den Schmaltzhafen zertrennt. / Hertzog Hannß von Sachßen / Dir ist dein Bauch noch nit außgewachßen etc.*⁸

Bll. 1 198r—200r: ein aus Bibelzitaten bestehendes politisches Pasquill auf Kaiser, Könige, Reichsstädte etc.

Bl. 210vr: eine gereimte Aufzählung von Kriegen und historischen Ereignissen von 1374 bis 1535: *Von allen Kriegen und Schlachten auch andern Geschichten so geschehen sein, von dem Jahr Christi 1374 biß Anno 1519 [!] jedes mit seiner Jahrzahl Reimen verzeichnet, wie folgt: Die Schlacht vor Reuthlingen geschah — 1374 / Ein Streit zu Weyl man auch versprach — 1378 etc.*

Es ist nicht Sinn und Zweck dieser Miscelle, die beiden ans Licht gezogenen, im Staatsarchiv Nürnberg verwahrten Handschriften von Haller Chroniken ausführlich zu behandeln und in die »stattliche Heerschar von Handschriften«⁹ dieser Art einzuordnen. Es sollte vor allem auf ihre Existenz hingewiesen werden. Bei der Beliebtheit dieser Chroniken im 17. und 18. Jahrhundert ist immer wieder mit ähnlichen Funden zu rechnen.

⁸ Karl Steiff, Gebhard Mehring: *Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs*, 1912, S. 331 ff. Das Lied in unserer Überlieferung stimmt nicht buchstaben- und wortgetreu mit der von Steiff-Mehring edierten Fassung überein.

⁹ (Chr.) Kolb: *Die Handschriften der Widman'schen Chronik*, in: WFr NF VI, 1897, S. 44—77

Neue Bücher

1. Quelleneditionen, Bibliographien, Nachschlagewerke

Michael Klein: Die Handschriften 65/1 - 1200 im Generallandesarchiv Karlsruhe. (Die Handschriften der Staatsarchive in Baden-Württemberg, Bd. 2). Wiesbaden: Harrassowitz 1987. 608 S.

Sieben Jahre, nachdem Michael Klein in einem voluminösen Band die Handschriften des Hauptstaatsarchivs in Stuttgart erschlossen hat, legt er nun ein ähnliches Werk über die Karlsruher Handschriften vor. Die seit dem 18. Jahrhundert in Karlsruhe gesammelten Handschriften unterscheiden sich insofern von denen in Stuttgart, als die Stuttgarter Handschriften in erster Linie »Darstellungen zu Haus und Land Württemberg« sind. In Karlsruhe ist die thematische Streuung breiter, auch ist die Grenze der Handschriftenbestände zu den Akten manchmal fließend.

Das macht die Karlsruher Handschriften aber für außerbadische Benutzer eher noch interessanter. Tatsächlich findet sich auch für unser Vereinsgebiet manches in den Karlsruher Handschriften. Wir nennen einige Stichworte aus Württembergisch Franken und Umgebung, die im ausführlichen Register des Bandes vorkommen: Backnang, Berlichingen, Bielriet, Blaufelden, die Schenken von Limpurg (öfter!), die Grafen bzw. Fürsten von Hohenlohe, Schöntal, Schwäbisch Hall, Weinsberg, Wimpfen und andere.

Historikern aus unserer Gegend ist damit der Zugriff auf die zunächst abgelegenen scheinenden badischen Handschriften erleichtert.

G. Fritz

Theologenlexikon. Von den Kirchenvätern bis zur Gegenwart. Hrsg. von Wilfried Härle und Harald Wagner. (Beck'sche Reihe, 321). München: Beck 1987. XIV, 268 S.

Über 400 Theologen von den Anfängen des Christentums bis zur Gegenwart unterrichtet der Band. Die Texte sind von den beiden Herausgebern und einer größeren Anzahl von Mitarbeitern verfaßt. Konfessionelle Grenzen spielen bei der Auswahl und der Behandlung der Dargestellten keine Rolle. Die Texte sind je nach der allgemeinen Bedeutung des Behandelten verschieden lang. Es ist auch kein Zeitabschnitt übergangen. Die Reihenfolge richtet sich nach dem Alphabet. Bei den längeren Beiträgen sind auch Literaturangaben gemacht. Die Auswahl erfolgte nach zwei im Vorwort angegebenen Gesichtspunkten: 1. Nur Theologen von erheblicher Bedeutung für die Theologie im Ganzen wurden aufgenommen, nicht aber solche, deren Bedeutung sich im wesentlichen auf einzelne Disziplinen beschränkt. 2. Nur bereits verstorbene Theologen wurden berücksichtigt, nicht aber noch lebende, selbst wenn sie von großer Bedeutung für die Theologie sind. Gegen dieses Auswahlverfahren ist nichts einzuwenden. Im Anhang sind die Theologen, die Berücksichtigung fanden, in chronologischer Reihenfolge angeführt. Es ist durchaus ein löbliches Unternehmen, in dem der Interessent sich schnell informieren kann.

H.-J. König

Robert Stupperich: Reformatorenlexikon. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Mohn 1984. 239 S.

Es ist ganz gewiß ein großes Verdienst des Verfassers und des Verlages, daß sie ein Reformatorenlexikon herausbrachten. Neben den Hauptreformatoren wird eine ganze Reihe aus dem »zweiten Glied« vorgestellt. Es ist nur schade, daß der Band manche Unebenheiten enthält. Das hängt gewiß damit zusammen, daß vom Verfasser kaum

neuere Literatur verwertet wurde, wohl einfach, weil sie ihm nicht bekannt war. Es wäre sicherlich hilfreich und nützlich gewesen, wenn sich Stupperich mit den örtlichen Historikern in Verbindung gesetzt hätte. Vielleicht erfolgt das bei einer späteren Neuauflage. So könnte manche Unrichtigkeit vermieden werden. Dazu seien aus unserem Vereinsgebiet nur einige wenige Hinweise angeführt:

Johannes Brenz wurde zwei Jahre nach seinem Amtsantritt als Prediger in Schwäbisch Hall, also 1524, in seiner Vaterstadt zum Priester geweiht. Die Priesterweihe hängt also nicht mit seiner Heidelberger Tätigkeit vor 1522 zusammen. Auch seine Ordnung der Visitation bildete nicht etwa einen Anhang zur Württembergischen Kirchenordnung von 1536, sondern war ein eigenständiges Dokument. - Simon Schneeweiß, von 1535 bis 1545 evangelischer Pfarrer in Crailsheim, stammte aus Znaim in Mähren. Er war zunächst Pfarrer in Iglau in Mähren. Dort heiratete er die Bürgerstochter Ursula Ludel am 13. Januar 1526. Er brachte sie später mit nach Crailsheim. Hier hat sie ihn überlebt und ist dann verschollen. 1525 begann Schneeweiß in Iglau mit der Verlesung des Evangeliums und der Epistel in deutscher Sprache, 1527 schaffte er in Iglau die Messe ab. Von Crailsheim aus nahm er als Abgesandter seines Landesherrn, des Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach, an den Religionsgesprächen in Hagenau, Worms und Regensburg teil. - Adam Weiß, Crailsheims Reformator, studierte im Wintersemester 1507/08 in Basel. Er promovierte 1512 in Mainz zum Magister und 1516 zum Lizentiaten. Seine Freundschaft mit Brenz begann erst nach dem Abendmahlsstreit zwischen Brenz und Ökolampad im Herbst 1525. Zuerst Zwingli zugetan, wechselte Weiß wohl unter dem Einfluß von Brenz zu Luther über. Weiß starb am 25. September 1534 (und nicht, wie angegeben, 1540).
H.-J. König

Horst Steinmetz und Helmut Hofmann: Windsheimer Mundartwörterbuch. Glossarium der Mundart und Umgangssprache von Bad Windsheim und Umgebung. Bad Windsheim: Delp 1987. 208 S.

Die Autoren haben mit diesem Wörterbuch einem ganz speziellen fränkischen Dialekt ein Denkmal gesetzt, und zwar zu einer Zeit, in der – wie sie selbst sagen - die fränkische Mundart im Aussterben ist. Das Glossar beschränkt sich nicht auf die jeweiligen fränkischen Begriffe und ihre »Übersetzung« ins Hochdeutsche, sondern es gibt auch praktische Anwendungsbeispiele – dazu gehören auch einige in Noten gesetzte Liedbeispiele. Im Anhang sind Sprüche und Redensarten wiedergegeben, Vornamen mit ihrer hochdeutschen Entsprechung sowie einige grammatikalische Eigenarten enthalten. Eine hübsche Idee war es auch, im Anhang zwei fränkische Mundartwörterlisten aus dem 18. Jahrhundert aufzunehmen. Ein erfreuliches Buch für alle Liebhaber des Fränkischen und für solche, die es werden wollen.
E. Pastor

2. Allgemeine Geschichte, Kirchengeschichte

Karl Otmar von Aretin: Das Reich. Friedensgarantie und europäisches Gleichgewicht 1648 bis 1806. Stuttgart: Klett-Cotta 1986. 465 S.

Das Interesse am Heiligen Römischen Reich ist in den letzten Jahrzehnten gestiegen, seit Machtstaat und Nationalstaat nicht mehr Ideale politischen Strebens sind. Von Aretin legt hier seine Forschungen aus den letzten drei Jahrzehnten vor. Das Buch ist keine systematische Beschreibung des Heiligen Römischen Reiches nach 1648, sondern eine Sammlung von Aufsätzen zu verschiedenen Problemen dieser Zeit. Das Werk ist in fünf größere Abschnitte aufgeteilt. Der einleitende Beitrag befaßt sich mit dem gesamten Zeitraum von 1648 bis 1806. Er geht vor allem der Frage nach, ob das Reich

überhaupt noch regierbar war und verneint dies. Bei der Frage, welche Kräfte seinen Verfall und sein Ende herbeiführten, meinte er, es sei nicht durch eine neue Theorie gestört worden, sondern durch einen total verlorenen Krieg. So wurden Selbstzufriedenheit und Überheblichkeit gegenüber der Reichsverfassung gründlich zerstört. Die folgenden vier Abschnitte sind unabhängig voneinander geschriebene Aufsätze, die je einem größeren Thema zugeordnet sind. Der erste dieser Abschnitte gibt zwei Aufsätze wieder, die sich mit der Rolle des Reiches im System der europäischen Staatenwelt befassen. Damit wird ein Hauptanliegen des Buches angesprochen: Der Gegensatz zwischen dem Reich mit seiner gewachsenen Verfassung und der Großmachtspolitik der europäischen Mächte, die sich von einem Gleichgewichtsstreben leiten ließen. Der nächste Abschnitt behandelt die Entwicklung des Reiches zwischen 1648 und 1711. Der dritte ist dem Problem der russischen Garantie der Reichsverfassung und ihren Folgen gewidmet. Rußland war seit 1779 weitere Garantiemacht neben Frankreich und Schweden. Der vierte Abschnitt befaßt sich in einem ersten Aufsatz mit der katholischen Aufklärung, die nach von Aretin ein Schlüsselthema für das Verständnis des Verhältnisses von Staat und Kirche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist. Der zweite Aufsatz schildert die Folgen der europäischen Gleichgewichtspolitik auf den mitteleuropäischen Raum, vor allem die polnischen Teilungen. Hingewiesen sei noch auf die Behandlung eines bis heute wenig beachteten Themas, die Geschichte Reichsitaliens vom 16. bis 18. Jahrhundert, das bis 1806 zum Reich gehörte und das für die Kaiser aus dem Hause Habsburg von großem Gewicht war.

A. Zieger

Karl-Heinrich Bieritz: Das Kirchenjahr. Feste, Gedenk- und Feiertage in Geschichte und Gegenwart. München: Beck 1987. 271 S.

Der Autor ist Dozent für praktische Theologie am theologischen Seminar in Leipzig. Er versteht es, kurz und prägnant, den umfangreichen und teils komplizierten Stoff der Entwicklung des Kirchenjahres darzustellen. Der einführende Teil charakterisiert, wie Leben in der Zeit erfahren wurde, wie Tag, Woche, Jahr durch allerlei Einflüsse liturgisch gestaltet wurden, und wie insbesondere der Sonntag seinen christlichen Sinn bekam. Dann folgen Darstellungen des Osterfest- und des Weihnachtskreises sowie des Festkreises der Heiligen. Studierte und Unstudierte beider Konfessionen, wie alle Interessierten, haben hier ein handliches Nachschlagewerk, um sich über die geschichtlich gewordenen kirchlichen Bräuche und die gottesdienstlichen Formen zu informieren und das Nötigste über die Kirchenheiligen zu erfahren. Der biblische Hintergrund, die Beziehung zum jüdischen Festjahr und die kultische Erhöhung des Naturjahres werden erkennbar gemacht.

J.R. Frank

Egon Boshof: Die Salier. (Urban TB, 387). Stuttgart: Kohlhammer 1987. 341 S.

Nach Taschenbüchern über die Stauer und Ottonen legt der Kohlhammer-Verlag nun auch ein solches über die Salier vor, in dem zusammenfassend der neueste Forschungsstand referiert und ein eigenes Urteil des Autors abgegeben wird. Boshof ist Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Passau. Er ordnet jedem der salischen Kaiser ein eigenes Kapitel zu; ein zusätzliches, weit kürzeres Kapitel beschäftigt sich mit den Anfängen der Dynastie (wobei Boshof die Annahme, Konrad II. habe seine Jugend teilweise in Öhringen verbracht, als müßige Überlegung beiseitewischt). Wenn man mit Heinrich IV. einen der ausführlich behandelten Salierkaiser herausgreifen will, dann kann man Boshofs Gesamturteil über diesen umstrittenen Herrscher kurz folgendermaßen zusammenfassen: Heinrich IV. sei nicht der revolutionäre Neuerer gewesen, als den ihn etliche Historiker sehen wollen. Wo er Neuerer wurde, tat er das von der Macht der Verhältnisse getrieben und ohne zielgerichtete Absicht – etwa in seiner ministerialunfreundlichen Politik. Boshof hebt das Sprunghafte im Charakter

Heinrichs IV. hervor, das den Kaiser oft in unnötige, verfahrenere Situationen führte (z.B. der katastrophale, politisch völlig unüberlegte Absetzungsspruch gegen Papst Gregor VII. oder die zweite Ehe des Kaisers mit der in jeder Hinsicht unzuverlässigen Praxedis von Kiew). Ob die doch sehr umfassende Ministerialen- und Reichslandpolitik Heinrichs IV. tatsächlich so beurteilt werden kann, erscheint uns nicht so sicher. Was für Heinrich IV. spricht, ist auf jeden Fall seine schier unglaubliche Zähigkeit, der es gelang, auch die hoffnungslosesten Situationen zu meistern und fast wie ein Stehaufmännchen nach einigen Jahren wieder zur maßgeblichen Größe zu werden. Wir weisen zudem auf eine vor Jahren von Hans-Martin Maurer gemachte Beobachtung hin, die unserer Ansicht nach von zentraler Bedeutung für die Person Heinrichs IV. und die Salierzeit ist, die aber leider fast nirgends beachtet wurde: Maurer hat darauf hingewiesen, daß nach dem Tode Heinrichs III., 1056, eine von der Kaisermacht ungebremste erste größere Welle des Burgenbaus über Deutschland ging und das Machtverhältnis in Deutschland eindeutig zuungunsten des Königtums verschob. Damit hatte Heinrich IV. zu leben und zu regieren – ein Sachverhalt, den man hätte erwähnen sollen. Solche Einwände im einzelnen können den Wert des handlichen und relativ billigen Buches insgesamt nicht beeinträchtigen.

G. Fritz

Georges Duby: Europa im Mittelalter. Stuttgart: Klett-Cotta 1986. 252 S., 7 Abb., 1 Kte.

Mit diesem historischen Essay rückt eine Zeitspanne in den Mittelpunkt des Interesses, die bis vor kurzem als in höchstem Maße langweilig verschrien war. Georges Duby, Professor für die Geschichte des Mittelalters am Collège de France und einer der kompetentesten Historiker und Kunsthistoriker Frankreichs, versucht Beweise für die Irrigkeit dieser Annahmen zu liefern. Dazu legt er die schroffen Gegensätze jener Zeit schonungslos offen: Auf der einen Seite stehen Tod und Verfall, Vernichtung und große Angst, auf der anderen Seite die Meisterwerke der Baukunst und der darstellenden Kunst. Duby bemüht sich, Licht in das Dunkel zu bringen und die Gegensätze zu klären. Dadurch aber, daß das Panorama seines Essays vom Jahr 1000 bis ins 15. Jahrhundert reicht, fällt einiges doch sehr knapp aus. Die Ergänzung des jedermann zugänglichen Textes durch ausführliche Quellenzitate, die fortlaufend auf der linken Seite stehen, ist zumindest gewöhnungsbedürftig, vor allem, weil die Quellentexte nicht immer in direktem Zusammenhang mit dem Inhalt des Essays stehen. Insgesamt gesehen entsteht jedoch ein ebenso eindruckliches wie lebendiges Bild jener Zeit.

Der Leser, gleich ob er kultur- und kunstgeschichtliche Vorkenntnisse besitzt oder nur einen ersten Zugang zu einer bis dahin rätselhaften Epoche sucht, wird diese Einführung nicht zuletzt des ausdrucksstarken, narrativen Stils Dubys wegen, trotz einiger kleinerer Mängel, zu schätzen wissen.

Th. Bertsch

C.W. von Faber du Faur: Mit Napoleon in Rußland. Blätter aus meinem Portefeuille. Mit einer Einführung von Otto Borst. Stuttgart: Steinkopf 1987. 111 S., Abb. Antikriegsliteratur gibt es nicht erst seit den Tagen einer Bertha von Suttner oder eines Erich Maria Remarque. Der württembergische Artillerieoffizier Christian Wilhelm von Faber du Faur, der 1812 den Rußlandfeldzug Napoleons mitmachte und als einer der wenigen Württemberger überlebte, hat die bekannten, allerdings längst vergriffenen Illustrationen dieser Katastrophe in den Jahren 1831 bis 1843 als Mappe einzelner Blätter herausgegeben. Den Kommentar verfaßte eigenartigerweise nicht Faber selbst, sondern sein Freund Kausler. Im Stuttgarter Steinkopf-Verlag wurden die Druckvorlagen für die Illustrationen gesammelt und im Schwarzweißdruck komplett herausgegeben. Den Kommentar Kauslers hat man modernisiert und nicht mehr in der alten Fraktur

gesetzt. Inwieweit ein solches Abrücken vom Originalbild des Textes von 1831/43 nötig war, und inwieweit es besser gewesen wäre, einen kompletten Reprint zu liefern, mag umstritten sein. Es ist leider eine Tatsache, daß heutzutage so mancher Durchschnittsleser seine Not mit der Frakturschrift hat, und offenbar hat man der leichten Lesbarkeit beim Steinkopf-Verlag mehr Gewicht zugebilligt als der Originaltreue.

Fabers Bilder, im etwas beschönigenden Stil des 19. Jahrhunderts gezeichnet, vermögen das Grauen der Schlachten und der zugrundegehenden und erfrierenden Großen Armee nur zum Teil zu erfassen. Vor dem, was sich im Jahre 1812 in Rußland ereignete, hätte aber wohl auch die Fotografie als darstellendes Medium versagt. In Kombination mit Kauslers Text vermögen aber Fabers Bilder hungernder, frierer Soldaten ein Zeugnis vom Tod über einer halben Million französischer, polnischer, italienischer, spanischer und deutscher Soldaten zu liefern, wie es seinesgleichen nicht gibt. Kauslers Schilderungen des Rückzugs sind ergreifend, die grausigen Details gehen einem noch nach fast 180 Jahren nahe: Keine Verpflegung von Moskau bis zur ostpreußischen Grenze, Soldaten, die vor Hunger und Kälte wahnsinnig werden, das völlige Vertieren der Menschen, die nur noch der nackte Selbsterhaltungstrieb steuert und die rücksichtslos Kranke und Sterbende ausplündern, nur um selbst zu überleben. Wäre Fabers und Kauslers Werk in Massenaufgabe verbreitet worden, hätte es das 19. Jahrhundert über zur Pflichtlektüre in den Schulen gehört: Europa wäre 1914 nicht mit Jubel in einen neuen Krieg gezogen.

G. Fritz

Friedhelm Groth: Die »Wiederbringung aller Dinge« im württembergischen Pietismus. Theologiegeschichtliche Studien zum eschatologischen Heilsuniversalismus des 18. Jahrhunderts. (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus, Bd. 21). Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht 1984. 432 S.

Der Pietismus spielt in der württembergischen evangelischen Landeskirche immer noch eine bedeutsame Rolle. Er wurzelt mit seinen Anfängen und seiner Entwicklung weitgehend im 18. Jahrhundert. Zu seinen Besonderheiten gehören die Lehre vom Chiliasmus (vom tausendjährigen Reich) und von der Apokatastasis panton (Wiederbringung aller Dinge). Ihrer Entwicklung ist Friedhelm Groth in seiner Dissertation nachgegangen. Er setzt bei Ph. J. Spener und seiner sogenannten »eschatologischen Wende« ein und bringt dann in verschiedenen Kapiteln die Auffassungen von J. A. Bengel, dem Vater des schwäbischen Pietismus, von F. Chr. Oetinger, der zuletzt in Murrhardt lebte, und von M. Hahn. Ein eingefügter Exkurs enthält die Apokatastasisgedanken bei Schülern von Bengel und Oetinger. Die zahlreichen Anmerkungen sind als Quellenangaben zu verstehen, sie leiten aber auch zum Weiterstudium an. Ein Literaturverzeichnis und ein Personenregister vervollkommen den vor allem für den theologisch oder auch nur theologiegeschichtlich interessierten Leser instruktiven Band.

H.-J. König

Das ritterliche Turnier im Mittelalter. Beiträge zu einer vergleichenden Formen- und Verhaltensgeschichte des Rittertums. Hrsg. von Josef Fleckenstein. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht 1985. 669 S., 49 Abb. im Text und auf Taf.

Die zwanzig Aufsätze dieses Bandes gehen auf ein internationales Kolloquium des Max-Planck-Instituts für Geschichte zurück. Die Autoren behandeln das Turnier selbst, seine Mannigfaltigkeit, seine räumliche Ausdehnung und seine Entwicklung bis zum Ausklang des Mittelalters, und sie untersuchen das wirtschaftliche, soziale und kulturelle Umfeld, in dem das ritterliche Kampfspiel seine große Bedeutung entfalten konnte. Die Breite der behandelten Aspekte mögen einige Titel andeuten: Ritter und Burg; das Turnier als höfisches Fest; das Turnier in der Dichtung des Mittelalters;

Adel, Bürgertum und Turniere in den deutschen Städten vom 13. bis 15. Jahrhundert; Alltag und Fest auf der Burg im Spiegel der archäologischen Sachquellen. Josef Flekenstein faßt die Probleme und Ergebnisse in einem vorzüglichen Nachwort zusammen, das man unbedingt lesen sollte, wenn man sich mit dem Turnier, einem Schlüsselphänomen der Welt des Mittelalters, befassen will. *E. Göpfert*

Drei Schwaben unter Napoleon. Rußlandberichte eines Infanteristen, eines Leutnants, eines Generals. Hrsg. von Bernhard Hildebrand. 2. Aufl. Stuttgart: Theiss 1987. 199 S., Abb.

Im Zeichen der großen Stuttgarter Napoleon-Ausstellung hat Bernhard Hildebrand kurz vor seinem Tod drei Erlebnisberichte aus dem Jahre 1812 herausgegeben; Länge und Eigenart sind ausgesprochen unterschiedlich. Am eindrucksvollsten ist der Bericht des Infanteristen Jakob Walter aus Ellwangen (1788 bis 1864), der die Seiten 13 bis 94 umfaßt. Walter hat in sehr eigenwilliger, kaum Regeln kennender Orthographie und teils dialektal eingefärbter Sprache geschrieben. Demgegenüber ist der Bericht des Leutnants Wilhelm von Koenig (1793 bis 1879) in weit normierterer Sprache verfaßt; er erstreckt sich auf die Seiten 97 bis 188. Der Bericht des Generals Wilhelm von Wöllwarth (1763 bis 1839) ist dagegen nur ganze sechs Seiten lang. Genau genommen handelt es sich bei ihm auch nicht um Darstellungen aus Rußland, denn Wöllwarth, der die württembergische Kavallerie führte, wurde bereits beim Aufmarsch der Großen Armee auf Rußland in Polen von Napoleon abgelöst, weil er angeblich Plündereien befohlen habe.

Hildebrand hat genau den entgegengesetzten Weg eingeschlagen wie die Herausgeber von Faber du Faur und Kauslers Rußlanderinnerungen. Ist dort alles in die glatte Sprache unserer Zeit verwandelt, hängt Hildebrand buchstabengetreu an jeder Orthographievariante seiner Manuskripte. Dabei wird manchmal des Guten ein bißchen zu viel getan: Daß Walter das Wörtchen »und« oft mit »u:« abkürzt, hätte man einmal vermerken und das Wort dann ausschreiben können. Auch der willkürlichen Klein- und Großschreibung des Infanteristen hätte eine Normierung nicht geschadet, und die völlig willkürliche Zeichensetzung Walters stört die Verständlichkeit zumindest für unübte Leser erheblich. Es ist schließlich auch nicht einzusehen, was der Leser davon hat, wenn man in Wöllwarths Text liest »machte ihn am Ende weitläuf bekannt« statt »weitläufig bekannt«, oder »was die Exzesse der Wrtbrgr seyen« statt »was die Exzesse der Württemberger seyen«. Bei »Requisizions Trsprte« statt »Transporte« ist die Grenze zur Unverständlichkeit erreicht. Solche Details der Textherausgabe vermögen den Wert des Buches insgesamt nicht zu mindern. Der Bericht des Infanteristen ist dermaßen lebensnah und farbig, daß er noch ergreifender wirkt als der in diesem Jahrbuch ebenfalls besprochene Bericht Faber du Faur und Kauslers. Demgegenüber wirkt der Bericht Koenigs, der zwar ebenfalls nichts verschweigt, eher zurückhaltend – Koenig bezeichnet sich selbst als prosaischen Menschen. Wöllwarths Bericht zeigt deutlich, daß Napoleon auf dem Anmarsch deutlich zwischen seinen eigenen französischen Truppen und denen der Bundesstaaten zu unterscheiden mußte: Erstere wurden aus Magazinen recht gut versorgt, letztere erhielten nichts und mußten bereits in Polen zu Requirierungen greifen, um sich vor dem Verhungern zu retten. Das führte dann zu Reibereien mit der Bevölkerung. Insgesamt gilt für die drei Berichte – insbesondere aber für den Walters –, was auch für Faber du Faur und Kauslers gesagt wurde: Wenn Krieg in seiner ganzen Brutalität dargestellt wird, dann ist jeder Kriegsbericht automatisch Antikriegsliteratur. *G. Fritz*

Helmut Jäger; Walter Scherzer: Territorienbildung, Forsthoheit und Wüstungsbe-
wegung im Waldgebiet westlich von Würzburg. (Mainfränkische Studien, Bd. 29).
Würzburg: Freunde mainfränkischer Kunst u. Geschichte 1984. 235 S., 5 Abb., 3 Ktn.
In dieser Studie, die sich hauptsächlich mit den Entwicklungen im Guttenberger und
Irtenberger Forst während des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit beschäftigt,
stellt Helmut Jäger im ersten Teil die geographischen und geologischen Verhältnisse
dar sowie die Veränderungen in bezug auf Landschaft und Besiedlung. Dies geschieht
immer mit einem Hinweis auf die rechtlichen und wirtschaftlichen Umstände jener
Zeit. Der Autor stützt sich im wesentlichen auf die nachfolgende Arbeit seines Mitver-
fassers, erkenntlich an den zahlreich auftretenden Querverweisen. Walter Scherzer
geht in dem bei weitem umfangreicheren zweiten Aufsatz nach einem Überblick über
die historische Entwicklung der Besitzrechte ausführlich auf die jeweiligen Gegeben-
heiten der vorkommenden Wüstungen ein. Die Darstellung fußt auf breitem Quellen-
material und zeigt zum Teil ein sehr detailliertes Bild vor allem der Eigentums- und
Pachtverhältnisse. Anschließend folgt eine Zusammenfassung der hauptsächlichlichen Ur-
sachen der Wüstwerdung und deren Folgen. Das Werk zeichnet sich aus durch eine
weitreichende Bearbeitung von Archiv- und Kartenmaterial, welches jeweils am Ende
der Ausführungen aufgelistet wird. Ferner ist der Leser dankbar für die von den Ver-
fassern selbst entworfenen Karten und für die Fotografien, die dem Buch als Anhang
beigefügt sind. Ein Index hätte die Untersuchung sicherlich in positiver Weise abge-
rundet. Ein für die Ortsgeschichte bedeutendes Werk. *C. Weidner*

K. H. Jarausach; G. Arminger; M. Thaller: Quantitative Methoden in der Ge-
schichtswissenschaft. Eine Einführung in die Forschung, Datenverarbeitung und Stati-
stik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1985. 211 S.

Es ist wohl hinlänglich bekannt, daß lange Zeit der »Computer« und alles was dazuge-
hört ein Reizthema für die Geisteswissenschaften war. Inzwischen hat sich, so möchte
ich behaupten, diese Einstellung grundlegend geändert. Überall erkennt man den
»Computer« inzwischen als äußerst nützliche Arbeitshilfe an. Ungemein große Daten-
und Textmengen können in kürzester Zeit verarbeitet werden.

Die Fülle an Arbeitsmöglichkeiten kann aber auch zu Verwirrung führen: Welches ist
das richtige Gerät für meine spezielle Aufgabe? Welches das richtige Programm? Wie
muß ich arbeitstechnisch überhaupt vorgehen? Fragen, die oft nicht leicht zu beant-
worten sind, zumal die Flut an Hand- und Lehrbüchern die »Hilfesuchenden« oft er-
drückt. Der vorliegende, von K. H. Jarausach, G. Arminger und M. Thaller verfaßte
Band wendet sich vor allem an die Geschichtswissenschaftler. Er bietet eine Einfüh-
rung in die Anwendung quantitativer Methoden. An konkreten Fallbeispielen versu-
chen die Autoren, ausgehend von der Problemstellung über die Datenverarbeitung und
die statistische Methode bis zur Interpretation der erhaltenen Ergebnisse, den Leser mit
der Materie vertraut zu machen.

Die wichtigsten heute verfügbaren statistischen Programmpakete – wie das SPSS (Sta-
tistical Package for the Social Science) und BMDP (Bio Medical Computer Programs,
P-Series) – wie auch die nichtnumerischen Programmpakete werden vorgestellt und
kurz erläutert.

Für den mathematischen Laien nicht immer leicht verständlich dürften die Kapitel über
die Statistik sein, vor allem die vielen Formeln und Tabellen mögen zuerst abschrek-
ken. Dennoch, wer sich in der Materie auskennen möchte, kommt daran nicht vorbei.
Beispiele erleichtern auch hier das Verständnis; die Erläuterungen bauen auf dem Pro-
grammpaket SPSS auf.

Die gute Gliederung des Bandes vergrößert die Übersicht über die verschiedenen Themenbereiche.

Die Autoren wenden sich vor allem an Historiker, die die Möglichkeit haben, an einem Rechenzentrum der Universität zu arbeiten und denen somit äußerst leistungsstarke Rechner wie Programme zur Verfügung stehen, sie geben also keine Einführung in das Gebiet der Mikrorechner, dennoch werden dessen Möglichkeiten kurz vorgestellt. Eine kleine Auswahlbibliothek zu den Themen »Quantitative Forschung«, »Historische Datenverarbeitung« und »Statistische Literatur« weist Wege zur Vertiefung in die Materie.

H.-D. Bienert

Ferdinand Magen: Protestantische Kirche und Politik in Bayern. Möglichkeiten und Grenzen in der Zeit von Revolution und Reaktion 1848 bis 1859. (Kölner Veröffentlichungen zur Religionsgeschichte, Bd. 11). Köln: Böhlau 1986. 391 S.

Auf die Frage, was denn Kirche mit Politik zu tun habe, gibt Ferdinand Magen für die Jahrzehnte vor und nach 1848 für den Bereich Bayern eine schlüssige Antwort. Dabei muß zwischen der lutherischen Kirche rechts des Rheins und der reformierten Kirche links des Rheins unterschieden werden. Auf jeden Fall greifen auch kirchliche Aktionen in den Bereich der Staatspolitik und umgekehrt ein. Nach einer Einführung gibt der Autor in drei Teilen einen interessanten Überblick, in dem die Detailfragen nicht ausgeklammert werden. Im ersten Teil geht es um »Kirche – Verfassung – Politik«, das heißt: »Die Zeit vom Vormärz bis zum Beginn der fünfziger Jahre« wird behandelt. Im zweiten Teil befaßt sich der Verfasser mit »Gesellschaftliche(n) Akzente(n)«, um schließlich im dritten Teil über die »Verfassung und Reform der Kirche« zu referieren. »Strömungen und Bewegungen in der Reaktionszeit und zu Beginn der sechziger Jahre« werden vorgetragen. Im Anhang werden Abkürzungen, Quellen und Literatur sowie ein Register angefügt.

H.-J. König

Walter Markov: Die Napoleon-Zeit. Geschichte und Kultur des Grand Empire. Stuttgart: Kohlhammer 1985. 292 S., 284 Abb., teilw. farb., 1 Kte.

Napoleon Bonaparte und das Grand Empire sind heute eine Legende in einer großen Tradition, die mindestens bis Julius Caesar zurückreicht. Und sicher haben auch viele Dinge einen realen Wert auch noch für die heutige Zeit, der Code Civile etwa. Napoleon stand am Ende einer großen Epoche, der der Französischen Revolution. Diese Revolution endete mit ihm in einem Kaiserreich von eigenen Gnaden.

»Zwar zeigte sein Kaisertum mehrere – und darunter überaus fragwürdige – Gesichter. Napoleon wurde nicht der Wahrer der Freiheit, sondern ihr Würger; nicht der Schutzengel der Republik, sondern ihr Konkursvollstrecker; nicht der Verteidiger des Mutterlandes der Revolution, sondern der große Landräuber Europas«, schreibt Prof. Dr. sc. Dr. h. c. Walter Markov, seit 1949 Ordinarius für Allgemeine Geschichte an der Universität Leipzig und seit 1974 emeritiert.

Aber nicht nur solche kritischen Worte findet Markov in seinem Buch »Napoleon-Zeit«. Er zeigt diesen »Würger« auch als Erneuerer; denn »immerhin stieß er auf dem Kontinent Tore auf und trug dazu bei, dessen herrschende Gewalten zu entwurzeln, seinen Boden freizulegen und aufnahmefähig zu machen für die junge Saat«.

Bei dem Versuch, die Zeit Napoleons zu bewältigen, nimmt Markov zwei Anläufe.

Im ersten rollt er die Ereignisse zwischen dem Ende des Ancien Regime und dem Sturm der Bastille bis zu Waterloo und der endgültigen Verbannung Napoleons auf. Knapp 60 Seiten gelten den geschichtlich-chronologischen Ereignissen.

Der ausgiebigere, interessantere und auch wichtigere Teil aber scheint mir der zweite zu sein. Das Kaiserreich in »Blau-Weiß-Rot« wird hier in all seinen Facetten geschildert.

Angefangen bei den Bevölkerungsgruppen, der Dorfbevölkerung, den Adligen auf den über ganz Frankreich verstreuten Schlössern, den Handwerkern und dem Bürgertum. Gerade bei den beiden letzteren wird hier und da das Proletariat-Bourgeois-Verhältnis zu sehr bemüht. So beginnt auch gleich das nächste Kapitel »Sorge um das Seelenheil«, einer Darstellung des Klerus, mit einer Bemerkung von Karl Marx, und an anderer Stelle wird die Französische Revolution als frühsozialistisch in den Kontext einer marxistisch-leninistischen Theorie gerückt. Wie sehr das möglich ist, sei dahingestellt. Fairerweise muß gesagt werden, daß das Buch in der Hauptsache die Ereignisse so beläßt, wie sie waren.

Die Betrachtung der Bevölkerungsgruppen wäre an sich nichts Ungewöhnliches. Diese findet man des öfteren im Bereich dieses Themas. Was hier nur dazu kommt, sind zunächst unscheinbare, für einen Zeitgenossen aber vordergründige Aspekte wie Mode, Eßgewohnheiten oder Sexualmoral.

I. Sundmacher

Bernd Moeller: Reichsstadt und Reformation. Bearb. Neuausg. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt 1987. 119 S.

Wie aus dem Vorwort hervorgeht, erschien die 1. Aufl. dieses Bandes 1962 als Heft 180 der »Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte«. Es folgten Übersetzungen ins Französische und ins Englische. Nun erschien für die DDR eine Neuausgabe. Da seit 1962 die Literatur sich vergrößerte, hätte eigentlich eine völlig neu bearbeitete Ausgabe erfolgen müssen. Der Verf. hilft sich aber damit, daß er in einem zweiten Teil die in den letzten mehr als 25 Jahren erschienene Literatur verwendet, für den Leser sicherlich ein etwas mühsames Verfahren, aber immerhin . . . So erscheinen die einzelnen Abschnitte in doppelter Reihenfolge: Die Reichsstadt des späten Mittelalters, die Einführung der Reformation in den Reichsstädten, die Theologie der Reformation in den freien Städten, Luthertum und Zwinglianismus und schließlich der Niedergang der freien Städte. Ein Literaturverzeichnis, Abkürzungen sowie ein Personen- und Ortsregister schließen den handlichen Band ab.

H.-J. König

C. W. Mönnich: Bürger, Ketzer, Außenseiter. Die Geschichte des Protestantismus in ihren Grundzügen. München: Kaiser 1984. 404 S., Abb.

Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, die C. W. Mönnich sich hier gestellt hat; denn mit seiner Geschichte des Protestantismus möchte er nicht die Geschichte der protestantischen Kirchen erzählen, die nur einen Aspekt des Protestantismus bildet. Ihm geht es vor allem um das »Christentum der Namenlosen«, eben der »Bürger«, »Ketzer« und »Außenseiter«; denn sie bilden nach Mönnich »den Leib des Herrn«, (. . .) »dessen Mitte (. . .) überall ist, denn Christus ist überall«.

Mönnich stellt die Frage nach dem »Protestant«, den gesellschaftlichen wie religiösen Ursachen, die ihn entstehen ließen und seine Entwicklung lenkten. Dabei geht er weit zurück, bis ins 12. Jahrhundert; denn »der Mensch, der im Protestantismus des 16. bis 18. Jahrhunderts ans Licht tritt, ist älter als die Reformation. Er ist geboren in dem Gestank, im Lärm und in den Umbrüchen des Lebens in den mittelalterlichen Städten des 12. Jahrhunderts (. . .)«. Eindrucksvoll versucht Mönnich in zwölf Kapiteln anhand reicher historischer und literarischer Quellen diese Entstehung und Entwicklung für den Leser nachvollziehbar zu machen. Mönnich ist aber nicht nur der nüchtern analysierende Wissenschaftler, sondern als »etwas altmodischer Lutheraner« selbst Beteiligter, Betroffener, was dem aufmerksamen Leser nicht verborgen bleiben wird. Das für den Laien nicht immer einfach zu lesende Buch ist sicherlich eine Bereicherung für jede Bibliothek.

H.-D. Bienert

Gottfried Mraz: Prinz Eugen. Ein Leben in Bildern und Dokumenten. München: Süddeutscher Verlag 1985. 308 S., zahlr., teilw. farbige Abb.

Die 300. Wiederkehr der Jahrestage der großen Siege kaiserlicher Heere gegen die Türken (Wien 1683, Graz 1685, Ofen 1686, Belgrad 1688) lenkte von Mal zu Mal den Blick auf die überragende Persönlichkeit dieser Epoche, sowohl auf der militärischen, als auch auf der diplomatischen Bühne, auf den Prinzen Eugen von Savoyen. 1986, kurz nach dem Erscheinen der prachtvollen Bildbiographie von Gottfried Mraz, jährte sich sein Todestag zum 250. Mal. Der Verfasser stellt seinen Helden mitten hinein in das Kräftespiel der europäischen Mächte nach dem Dreißigjährigen Krieg, in dem er schon frühzeitig markante Zeichen setzen sollte. Letztendlich hatte ihm, dem »Retter des Abendlandes«, das Haus Habsburg seinen Aufstieg zur Weltmacht zu verdanken. Neben dem Heerführer und dem Staatsmann erfährt in Mraz' Biographie auch der »Privatmann« Eugen von Savoyen, der Bauherr, Kunstsammler und Mäzen, die gebührende Würdigung. Die Faszination des Buches liegt in der Fülle des darin ausgebreiteten Bildmaterials. Allein das Studium der sehr ausführlichen Bildbeschreibungen vermittelt detaillierte Informationen zur Geschichte der Zeit und der sie prägenden Persönlichkeiten.

M. Akermann

Meinrad Schaab: Geschichte der Kurpfalz, Bd. 1: Mittelalter. Stuttgart: Kohlhammer 1988. 244 S., Abb., Ktn.

Seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts ist die wechselvolle Geschichte der Kurpfalz nicht mehr im Zusammenhang beschrieben worden. Das hängt sicherlich damit zusammen, daß die Kurpfalz schon lange kein eigenständiges Territorium mehr bildet. Auch heute ist es kein einheitliches Land. Die rheinische Kurpfalz war lange Zeit hindurch zwischen Bayern und Baden aufgeteilt. Seit dem Entstehen der Bundesrepublik Deutschland gehört der rechtsrheinische Teil mit Heidelberg und Mannheim zu Baden-Württemberg und der linksrheinische, größere Teil zu Rheinland-Pfalz. Dennoch ist es nützlich, daß endlich ein größeres Werk über die Geschichte des pfälzischen Kurfürstentums im Erscheinen begriffen ist. Der erste Teil liegt jetzt vor, ein zweiter Teil wird folgen.

Der Autor, Prof. Dr. Meinrad Schaab, ist Leiter der Abteilung Landesbeschreibung in der Landesarchivdirektion Stuttgart, Vorsitzender der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und lehrt an der Universität Heidelberg. Er geht im vorliegenden, ersten Band der Herkunft des Pfalzgrafenamtes nach und findet sie in der Merowingerzeit. Die staufische Hausmachtspolitik spielte für die Rheinpfalz eine bedeutsame Rolle. Die Kurwürde verlieh dem Land und seinen Fürsten einen hervorragenden Rang. Von 1214 an waren bayerische Wittelsbacher Herren des Kurlandes. 1415 kam es zur Landesteilung. Nebenlinien entstanden wie Pfalz-Simmern-Zweibrücken, Pfalz-Neumarkt und Pfalz-Mosbach. Den Beschluß des ersten Bandes bilden die Darstellungen der Ereignisse zwischen 1419 und 1508. Stammtafeln und Karten unterstreichen und verdeutlichen das geschriebene Wort. Im Ganzen ist es ein sehr instruktives Werk, das Beachtung verdient.

H.-J. König

Reich und Kirche vor dem Investiturstreit. Vorträge beim wissenschaftlichen Kolloquium aus Anlaß des achtzigsten Geburtstags von Gerd Tellenbach. Hrsg. von Karl Schmid. Sigmaringen: Thorbecke 1985. 119 S., 1 Abb.

Das Kolloquium der Universität Freiburg zu Ehren des ehemaligen Leiters des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Prof. Gerd Tellenbach, hat die bisherigen Forschungspositionen zum Investiturstreit, dem zentralen Ereignis der mittelalterlichen Geschichte, einer kritischen Sichtung und Prüfung unterzogen. Die sieben Referate an-

gesehener Mediävisten, darunter Gerd Tellenbach selbst, beschäftigen sich mit den komplexen Voraussetzungen dieses großen Umschichtungsprozesses, der die mittelalterliche Welt gründlich verändert hat.

E. Göpfert

Wolfgang Schneider: Die Wallfahrt zur Bergkirche bei Laudenbach. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 24). Würzburg: Bay. Blätter für Volkskunde 1987. 162 S., zahlr. Abb.

Die vorliegende Arbeit untersucht die Geschichte der Bergkirche und der Wallfahrtsbewegung vom Baubeginn der Kirche 1412 bis zum Jahre 1830, als die Gottesdienste zunächst eingestellt wurden. Adelsgeschlechter und Einzelpersonen prägten in unterschiedlicher Weise die Wallfahrt und die Funktion der Kirche. Hauptstifter und Donatoren waren im 15. und frühen 16. Jahrhundert die Herren von Finsterlohr, ein dem niederen Adel angehörendes Geschlecht. Nach ihrem Aussterben wurde die Kirche an das Hochstift Würzburg verkauft. In der Zeit der katholischen Restauration und Gegenreformation bauten die Bischöfe von Würzburg die Bergkirche mitten in einer protestantischen Umgebung zu einem Stützpunkt der Gegenreformation um; auch der Deutsche Orden in Mergentheim zeigte an dieser Funktion großes Interesse. Im Gefolge der Neugestaltung Deutschlands zur Zeit Napoleons kam die Kirche in den Besitz der katholischen Fürsten von Hohenlohe-Jagstberg, die sie zu ihrer Familiengrablege machten. Nach einer kurzen Unterbrechung wurde die Wallfahrt nach der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder belebt und in gewandelter Form bis in die Gegenwart fortgeführt. Der Verfasser hat in seiner Arbeit ein anschauliches Mosaik der verschiedenen Arten der Volksfrömmigkeit geschaffen, das er durch Skizzen, Graphiken, Bilder und zeitgenössische Texte zu beleben weiß.

A. Zieger

Hans K. Schulze: Grundstrukturen der Verfassung im Mittelalter. Stuttgart: Kohlhammer 1985.

1. Bd.: Stammesverband, Gefolgschaft, Lehnswesen, Grundherrschaft. 162 S.

2. Bd.: Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Hof, Dorf und Mark, Burg, Pfalz und Königshof, Stadt. 212 S. (Urban TB, 371, 372).

Der Grundriß behandelt konzis und umfassend die Strukturen der (weltlichen) mittelalterlichen Verfassung unter wenigen, prägnanten Leitbegriffen: die frühmittelalterlich-personalistischen Grundlagen von Stamm, Gefolgschaft, Sippe, Geschlecht und Familie, den Übergang – vornehmlich im Hochmittelalter – zu Territorialität und Dinglichkeit durch die verschiedenen Formen der höheren und niederen Leihe (Lehnswesen, Grundherrschaft) und schließlich die darin eingelagerten bzw. davon geprägten besonderen Lebens- und Rechtskreise von Haus und Hof, Dorf und Dorfmark, Stadt und Burg. In den Streitfragen der spektakulären mediävistischen Auseinandersetzungen der letzten Jahrzehnte nimmt Schulze einen eher konservativen Standpunkt ein, referiert und würdigt die kontroversen Meinungen aber stets sachlich. So eignet sich das Werk gleichermaßen zur Unterrichtung über die aktuelle Forschungsdiskussion wie als – vorzügliche – Einführung in die mittelalterliche Verfassungsstruktur.

R. J. Weber

Rita Thalmann; Emmanuel Feinermann: Die Kristallnacht. Frankfurt am Main: Athenäum 1988. 235 S.

In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 fand der lange geplante und systematisch vorbereitete Vernichtungsfeldzug der Nazis gegen die jüdische Bevölkerung mit dem Pogrom der »Reichskristallnacht« einen ersten, schrecklichen Höhepunkt. In aller Offenheit wurden Synagogen in Brand gesteckt, jüdische Geschäfte und Wohnungen geplündert und verwüstet, Menschen in Konzentrationslager verschleppt und ermordet.

Anhand zahlreichen – z. T. bisher unveröffentlichten – Archivmaterials schildern die Autoren eindrucksvoll die Geschehnisse jener Tage und der Ereignisse, die dem Pogrom vorausgingen. In insgesamt sechs Kapiteln zeigen sie auf, mit welcher Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit Deutsche gegen ihre jüdischen Mitbürger vorgehen. Das Buch bietet sicherlich keine grundlegende Analyse, kann nicht mit »sensationellen Enthüllungen« aufwarten. Im Gegenteil: Nüchtern und sachlich werden die Ereignisse geschildert. Die zahlreichen Zeugenaussagen, die in dem Buch zu finden sind, machen seinen eigentlichen Wert aus; denn Zahlen, Daten und Fakten sind hinreichend publiziert.

Erschütternd ist zu lesen, welche Hybris und Menschenverachtung sich in der Sprache der damals verantwortlichen deutschen Beamten findet. Das Beispiel des Nürnberger Oberbürgermeisters Willy Liebel mag für viele andere stehen:

»(...) Die schlimmste Bausünde aus vergangenen Jahrzehnten ist ohne Zweifel die in einem der schönsten Teile der Nürnberger Altstadt (...) gelegene Synagoge. Eine von demokratischem Judengeist umnebelte Vertretung der Nürnberger Bürgerschaft hat es den Juden dereinst (...) ermöglicht (...) ein undeutsches, frech aufdringliches, orientalisches Gebäude zu errichten.«

So kann dieses Buch jedem an den tragischen Tagen Interessierten zum Studium empfohlen werden.

Denn »(...) gerade jetzt, da man so sehr von ›Entsorgung der Vergangenheit‹ spricht, scheint es uns notwendig, die Erinnerung wachzurufen, daß der auf deutschem Boden entfachte Brandherd des Novemberpogroms 1938 sich auf die Hälfte der Welt ausbreitete, da es an Menschen fehlte, die gewillt waren, ihn rechtzeitig zu löschen (...)«, so die Autoren in dem Vorwort ihres Buches.

H.-D. Bienert

Günter Wollstein: Deutsche Geschichte 1848/49. Gescheiterte Revolution in Mitteleuropa. Stuttgart u. a.: Kohlhammer 1986. 191 S.

Die Behandlung des komplexen Geschehens der Jahre 1848/49 auf so knapp bemessenem Raum zwingt sowohl zum Verzicht auf die Vorgeschichte als auch zur »Konzentration auf bestimmte Kernprobleme«. Wollsteins Darstellung setzt mit einer Behandlung des »Völkerfrühlings« vom März 1848 an seinen »Brennpunkten« Drittes Deutschland, Österreich und Preußen ein. Anschließend wird die Entwicklung vom Frankfurter Vorparlament zur Nationalversammlung – ihrer ersten Verhandlungsphase einschließlich der Fraktionsbildungen – bis hin zur Etablierung einer provisorischen Zentralgewalt beschrieben. Ein drittes Kapitel (»Herbst der Revolution«) ist dem Zeitabschnitt vom September 1848 bis zum Sieg der Reaktion in Preußen und Österreich gewidmet. Das Schlußkapitel zeigt das – letztlich wohl zwangsläufige – Scheitern der Revolution und macht gleichzeitig deutlich, daß dennoch die politischen Verhältnisse Mitteleuropas einen grundlegenden Wandel erfahren hatten. Die »innere Legitimität« der alten Ordnung war zerbrochen, an die Stelle der Vormachtstellung Österreichs im Deutschen Bund trat der verhängnisvolle Dualismus mit Preußen.

Wollstein bietet eine geglückte Kombination aus Ereignisdarstellung und Analyse. Das handliche Bändchen ist uneingeschränkt zu empfehlen. Es verfügt neben einer recht umfangreichen Auswahlbibliographie auch über ein Personenregister.

H.-P. Müller

Jürgen Ziegler: Mitten unter uns. Natzweiler-Struthof: Spuren eines Konzentrationslagers. Hamburg: VSA-Verl. 1986. 271 S., Abb.

Noch nie ist es dem Rezensenten so schwer gefallen, eine Buchbesprechung zu schreiben wie die folgende. Das Buch und die Umstände seiner Besprechung lassen ihn in

einem Zustand tiefer Verunsicherung und Ratlosigkeit zurück, was man denn nun glauben soll. Aber gehen wir der Reihe nach vor:

Jürgen Ziegler, nach den nicht ganz klaren Angaben des Vorworts entweder bei der Bundespost beschäftigt oder aber Gewerkschaftsfunktionär, legt mit dem Buch über das elsässische KZ Natzweiler-Struthof eine aufwühlende Arbeit vor. Deren Zweck ist weniger akademische Wissenschaftlichkeit als breitenpädagogische Wirkung. Ziegler will, »daß über die Nazizeit mehr diskutiert, mehr nachgefragt und nachgeforscht und weniger verdrängt wird«. Von besonderem Interesse für den Historischen Verein für Württembergisch Franken ist, daß Ziegler nicht nur auf das elsässische Stamm-KZ eingeht, sondern auch auf dessen Außenstellen Mannheim-Sandhofen, Neckarelz, Neckargerach, Asbach, Rappenu, Neckarbischofsheim, Guttenbach, Binau und Neunkirchen.

Zieglers Buch ist mit zahlreichen Aktenfaksimiles und Fotografien versehen, die den Grausamkeiten, die in dem Vogesen-KZ vorgefallen sind, tiefe Eindringlichkeit verleihen. Am schockierendsten sind sicherlich die Fotos aus dem Anatomischen Institut der Universität Straßburg, wo von 1941 bis 1944 der Professor Hirt für sogenannte rassekundliche Untersuchungen Leichen verwertete, die ihm das KZ Natzweiler im Dutzend liefern mußte. Im Herbst 1944 fielen den vorrückenden alliierten Truppen Hirts Leichen und eine Fülle weiteren Materials in die Hand.

All dies ist unbestreitbar. Nun hat der Rezensent über persönliche Beziehungen indessen weitere Informationen über den Natzweiler-Komplex erhalten, die teilweise Zieglers Aussagen bestätigen, sie teilweise aber auch in Frage stellen. Bestätigt werden Zieglers Aussagen durch dem Rezensenten bekanntgewordene Mitteilungen eines katholischen Geistlichen, der – noch als Junge – 1944/45 Augenzeuge der Verbrechen in den Neckar-KZs wurde. Es gibt keinen Grund, hier irgend etwas anzuzweifeln. Der Rezensent hat wegen des Ziegler-Buches auch einen alten, ihm bekannten Elsässer angeschrieben, der aus eigener Anschauung intensiven Einblick in die elsässischen Verhältnisse der Kriegszeit hatte. Dieser Elsässer hat dem Rezensenten eine Menge Material zur Verfügung gestellt – darunter die Fotokopien zahlreicher handgeschriebener Briefe von Augenzeugen –, das anzuzweifeln ebenfalls kein Anlaß besteht. Gewährsleute sind auch hier zufälligerweise wieder u. a. Geistliche, ein Protestant und ein Katholik.

Die Kernaussagen dieser dem Rezensenten zugänglich gemachten Quellen seien kurz genannt: 1. Das KZ Natzweiler-Struthof wurde sofort nach seiner Befreiung im Winter 1944/45 von den Franzosen übernommen und weiterbetrieben. Neue Insassen waren teils elsässische Nazis und NS-Sympathisanten. Dabei wurde gar nicht zimmerlich definiert, was ein NS-Sympathisant war: In mehreren namentlich bekanntgewordenen Fällen genügte es bereits, daß Elsässer den sich zurückziehenden deutschen Truppen 1944 etwas zu essen oder zu trinken gegeben hatten, und schon wurde durch Denunziation aus diesem Tatbestand NS-Sympathisantentum. Teilweise genügte auch völlig unbegründete Denunziationen zur Einlieferung ins nunmehr »Camp du Struthof« genannte KZ. Das dunkelste Kapitel scheinen die ins »Camp« eingelieferten Deutschen zu sein, die das Pech hatten, 1944 als Luftkriegsevakuierte im Elsaß untergebracht zu sein. Was nach 1944/45 im »Camp« vorgefallen ist, hat sich nach allem, was bekanntgeworden ist, nicht nennenswert von dem unterschieden, was die Nazis im KZ getan haben. Über die Zahl der Toten ist noch nichts bekannt; es waren jedenfalls viele. Nun ist es aber nicht die Aufgabe dieser Buchbesprechung, auf die Geschichte des »Camp du Struthof« einzugehen, und die Tatsache, daß nach 1944/45 weiterhin Scheußlichkeiten vorgekommen sind, entschuldigt nichts von dem, was vorher passiert ist.

2. Etliche Natzweiler-Insassen nach 1944/45 sagen mit Nachdruck aus, daß die beiden

Galgen des KZ (einer ist heute in Paris) auf Befehl der französischen Lagerkommandantur von ihnen errichtet worden seien. Der elsässische Politiker Dahlet hatte darauf bereits 1951 in der Presse hingewiesen – offenbar ohne damals Widerspruch zu erfahren. Dahlets Urteil ist insofern von Bedeutung, da dieser sich 1940 den Nazis ausdrücklich verweigert hatte, als diese die Kollaboration des bekannten Politikers wünschten. 3. Ein dem Rezensenten namentlich bekannter Ingenieur, der 1945 bis 1955 in französischer Haft war, sagt aus, daß er selbst Ende 1945 und erneut Anfang 1946 in Natzweiler den Befehl erhalten habe, den Duschraum in eine Gaskammer umzubauen. Diese werde heute den Besuchern gezeigt. Zwei weitere Häftlinge nach 1945 – ein Elsässer und eine Elsässerin, die mit ihren gesamten Familien inhaftiert waren – bestätigen diesen Sachverhalt und weisen darauf hin, daß sie öfters im Laufe ihrer Haftzeit in der »Gaskammer« waren – um geduscht zu werden. Man habe schon während ihrer Haftzeit Besuchern die Gaskammer gezeigt, was damals sehr zur Erheiterung der Häftlinge beigetragen habe.

In Zieglers Buch erscheint demgegenüber ein Aktenfaksimile der deutschen KZ-Kommandantur vom 12. 4. 1943, in dem die Fertigstellung einer »G.-Kammer« mit »20 cbm« Rauminhalt dokumentiert wird. Dabei handelt es sich um eine von Professor Hirt eingerichtete Gaskammer, in der dieser »wehrmedizinische« Versuche an KZ-Inassen vornahm (Einwirkung von verschiedenen Giftgasen auf den menschlichen Organismus). Nach den von Ziegler zitierten Aussagen eines anonymen sog. »alten Lagerhasen« sollen aber auch Massenvergasungen von jeweils mehreren Dutzend Personen stattgefunden haben. Was stimmt nun? Das Aktenfaksimile macht einen glaubhaften Eindruck, andererseits ist die Aussage des 1945 im »Camp« eingesperrten Ingenieurs unter Umständen gemacht worden, die nicht weniger glaubhaft sind.

Die Natzweiler-Problematik erscheint angesichts der Ungereimtheiten und Widersprüche noch in einigen Reizpunkten unklar. Klar ist dagegen: Die Untaten der NS-Zeit sind unentschuldigbar, egal ob diese nun mit oder ohne Galgen oder Gaskammer begangen wurden. Sollte die französische Kommandantur aber tatsächlich nach 1944/45 versucht haben, die Fakten »nachzubessern«, dann hätte sie den KZ-Opfern damit einen schlechten Dienst erwiesen. Die Stichhaltigkeit der konträren Aussagen kann hier nicht beurteilt werden, wir möchten aber die Behauptungen der »Camp«-Häftlinge nicht von vornherein als unglaubwürdig abtun: Daß französischerseits mit Geschichtsfälschungen gearbeitet wurde, weiß man spätestens seit 1984, als der Schweizer Wolfgang Hänel nachgewiesen hat, daß Rauschnings »Gespräche mit Hitler« – bis dahin als Schlüsseldokument über Hitler angesehen – eine unter Mitwirkung des französischen Geheimdienstes angefertigte Fäschung sind. Wir sind auf eine zusammenfassende Aufarbeitung der Natzweiler-Problematik gespannt, was immer ihr Ergebnis sein wird. Der im März 1988 verstorbene elsässische Historiker Pierre Zind, Geschichtspräsident an der Universität Lyon, hatte eine diesbezügliche Studie in Vorbereitung. Wir hoffen, daß sich auch nach Zinds Tod Historiker finden, die sich der Sache annehmen werden.

G. Fritz

Wolfgang Zorn: Bayerns Geschichte im 20. Jahrhundert. Von der Monarchie zum Bundesland. München: Beck 1986. 790 S.

Nach der letzten Jahrhundertwende ließ die deutsche Jugend verlauten, es sei langweilig; denn es passiere in der Weltgeschichte nichts Weltbewegendes. Das änderte sich rasch. Seit dem 2. August 1914, dem Tag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs, ist die Welt nicht mehr zur Ruhe gekommen. Kaiserreich mit Erstem Weltkrieg, Weimarer Republik, Hitlerreich mit Zweitem Weltkrieg und Bundesrepublik Deutschland sind einzelne Stationen auf dem Weg durch das 20. Jahrhundert.

Das hat sich auch in der Geschichte Bayerns niedergeschlagen. Der Münchner Professor Dr. Wolfgang Zorn ist diesem Weg nachgegangen und hat in seinem umfangreichen Buch die Geschehnisse nachgezeichnet. Dabei hat er auch die linksrheinische Pfalz, die einmal zu Bayern gehörte, in seine Überlegungen mit eingeschlossen, so daß z. B. auch die Besetzung des Rheinlandes durch die Franzosen zur Darstellung kommt. Der Autor beginnt jedoch mit der Prinzregentenzeit zu Beginn dieses Jahrhunderts. Die Zeit unter König Ludwig III. bis zum Ende des Ersten Weltkriegs wird lebendig. Volksstaat, Räterepublik und Freistaat sind die nächsten Stationen auf dem Weg durch Bayerns Geschichte im 20. Jahrhundert. Das Hitlerreich bringt das Ende des Freistaats, Bayern wird Reichsprovinz. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrt Bayern zum Status des Freistaats zurück. Daran ändert auch die Zugehörigkeit zur Bundesrepublik Deutschland nichts.

Zorn schildert in seinem lesenswerten und vor allem leseleichten Buch nicht nur die politische und wirtschaftliche Komponente, er geht auch auf die Kultur im weitesten Sinn des Wortes ein. So ist ein vielseitiges Buch entstanden. Man könnte auch sagen, hier wird deutsche Geschichte vom Süden her vorgestellt, allerdings ganz auf Bayern bezogen. Wichtig scheint dem Rez. die Tatsache zu sein, daß die Entwicklung Hitlers vom ersten Tag seines politischen Auftretens an klar und deutlich dargestellt wird. Alles in allem ist eine Beschreibung der Geschichte Bayerns im 20. Jahrhundert entstanden, die man nicht mehr missen möchte. Literatur- und Quellenangaben, Anmerkungen und ein Register vervollständigen den Band.

H.-J. König

3. Geologie, Vor- und Frühgeschichte, Archäologie

R/ Hans Hagdorn; Theo Simon: Geologie und Landschaft des Hohenloher Landes. 2. überarb. u. erw. Aufl. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 28). Sigmaringen: Thorbecke 1988. 192 S., Abb., 3 Kartenbeil.

Der »Hagdorn/Simon«, so darf man das in dieser Zeitschrift Band 70 (1986) vorgestellte und inzwischen zum Standardwerk gewordene Geologiebuch nennen, fand bei einem breiten Leserkreis große Zustimmung und war rasch vergriffen, ohne daß die Nachfrage befriedigt werden konnte. Nun hat der Historische Verein für Württembergisch Franken eine zweite Auflage möglich gemacht. Die Autoren konnten kleine technische Fehler und gelegentliche Irrtümer korrigieren und haben, was das Verständnis erleichtert, ein Glossar geologischer, sedimentologischer und paläontologischer Fachausdrücke hinzugefügt. Hans Hagdorn wurde 1988 für seine Verdienste um die Erforschung der Geologie Hohenlohes mit dem Ehrendoktor der Universität Tübingen ausgezeichnet. Die »Geologie und Landschaft des Hohenloher Landes« wird auch weiter dankbare Leser und Benutzer finden.

E. Göpfert

Jörg Biel: Der Keltenfürst von Hochdorf. Stuttgart: Theiß 1985. 172 S., Abb., davon 48 Farbtaf.

Trotz Stauer-, Palatina- oder Napoleon-Ausstellung wurde die großartige Präsentation der spektakulären Funde aus dem 1978 entdeckten Grabhügel des »Keltenfürsten von Hochdorf« im Jahr 1985 im Stuttgarter Kunstgebäude zum bedeutendsten Ausstellungsereignis der Nachkriegszeit in Baden-Württemberg. Als ein »Buchereignis« kann man den von Jörg Biel, dem Leiter der Hochdorfer Ausgrabung, herausgegebenen Band bezeichnen, der die inzwischen weltweit publik gewordene archäologische Sensation auf angemessene Weise dokumentiert. Der in der Herstellung von

Büchern dieses Genres wohlerfahrene Konrad Theiß Verlag hat mit dem Hochdorf-Band eine der schönsten landeskundlichen Publikationen geschaffen.

Jörg Biels Buch fasziniert zunächst durch die großformatigen Farbbilder, für deren nicht zu übertreffende Qualität vor allem Peter Frankenstein und Jörg Jordan verantwortlich zeichnen. Sie machen einmal die Fundsituation innerhalb der von den Erdmassen des Hügels eingedrückten Grabkammer deutlich und zeigen zum andern die Fundstücke in ihrer durch kundige Restauratorenhände wiederhergestellten Schönheit. Kaum glaublich, daß es gelang, aus der amorphen Trümmermasse des Befundes den Wagen und die Liege des Toten, den 500 Liter fassenden Bronzekessel, die goldverzierten Trinkhörner, das Speisegeschirr und die persönliche Ausstattung des Keltenfürsten wiederherzustellen! Man liest die Geschichte dieser restauratorischen Glanzleistung mit der gleichen Spannung, mit der man Biels Darlegungen der Fundumstände, der Durchführung der Grabung, der aus dem Befund resultierenden archäologischen und historischen Zusammenhänge verfolgt. Die von dem Ausgräber gewonnenen Erkenntnisse lassen den Schluß zu, daß der Tote von Hochdorf einer jener keltischen Stammesfürsten gewesen ist, die vor 2500 Jahren vom Hohenasperg aus über ein weites Territorium im mittleren Neckarraum geboten.

M. Akermann

4. Geschichte Baden-Württembergs

Allmende 20. Jg. 1988. Hrsg. von Hermann Bausinger u. a. Baden-Baden: Elster 1988. 126 S.

Vornehmlich drei Aufsätze verdienen die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift. Mit der Frage nach dem »armen Baden« wird leitmotivisch eine Thematik angesprochen, die gerade im Hohenlohischen – auch im zeitlichen Abstand von bald zwei Jahrhunderten seit der »Erwerbung« durch Württemberg – auf Interesse stoßen dürfte: Mit welchen Mitteln und zu welchem Zweck erfolgten in der neueren Geschichte des deutschen Südwestens Veränderungen territorialer Zustände – weg von kleinräumigen Strukturen und hin zu größeren und schließlich großen Einheiten?

Hermann Bausinger (Universität Tübingen) diskutiert – geschichtlich und politisch, theoretisch und praktisch – im Hinblick auf die Südweststaatgründung 1952 vier Integrationsmodelle (hegemoniale Uniformierung, Ausgleich/Beschwichtigung, Vernetzung, ideologische Formierung), die – angesichts heutiger politischer Alternativlosigkeit – etwas umstandslos als Erklärungsmuster für eine Erfolgsstory dienen. Vieles in der Argumentation ist aufschlußreich-anregend, manches bisweilen überschwenglich (»Stuttgart ist die Hauptstadt, gewiß«, nämlich die Metropole eines Landes, »in dem auch die Nebenhauptstädte wichtig sind, und in dem auch die Provinz etwas gilt«); auch Anfechtbares fehlt nicht, so die Behauptung, Leo Wohlebs »südbadische Formierung gegen Stuttgart« sei »auch eine Formierung gegen Karlsruhe« gewesen.

»Historische Tiefenbohrungen« unternimmt Hans-Georg Wehling (Universität Tübingen), um der politischen Kultur Badens und Württembergs – gemäß der Einsicht: »Die Landkarte politischer Kulturen spiegelt . . . nichts anderes wider als die historische Landkarte« – auf die Spur zu kommen. Nicht unproblematisch erscheint die eher holzschnittartige Gegenüberstellung der beiden Landesteile: hier das (geographisch und politisch) »offene«, frühzeitig ökonomisch moderne Baden, das aber, »territorial zusammengewürfelt«, ein »Land der Ungereimtheiten und Diskontinuitäten« gewesen sei; immerhin tröstlich für die Bewohner desselben, »daß der Guide Michelin für Deutschland die meisten Sterne nach Baden vergibt«; dort indessen ein »hohes Maß an

Kontinuität und Verwaltung«, wobei neuwürttembergische Gebiete wie Oberschwaben und Hohenlohe »eher annektiert, in ein bestehendes, kräftiges Staatsgebilde eingefügt« worden seien – und damit wohl teilhatten an der Ausbildung des »sprichwörtlichen schwäbischen Fleißes, der Baden-Württemberg zum Land mit der größten Industriedichte in der Bundesrepublik gemacht hat«. Zu Recht plädiert der Autor für eine Beachtung regionaler und lokaler Traditionen und Besonderheiten – um ihres Eigenwertes willen, aber auch als Voraussetzung und Bedingung für eine zukünftige, landesumgreifende baden-württembergische politische Kultur.

Daß historische Rückbesinnung mehr als nur eine Weise der Aneignung von Bildung sein kann, daß sie vielmehr auch aktuelle »Denkanstöße und Orientierungshilfen« zu vermitteln vermag, zeigt Heiko Haumann (Universität Freiburg i. Br.) eindrucksvoll am Beispiel der wichtigsten politischen Konzeptionen in Baden und Württemberg 1945 bis 1952. Im Unterschied zu Nordwürttemberg, Nordbaden und Südwürttemberg-Hohenzollern war im Lande Baden (Südbaden) augenscheinlich eine spezifische Vorstellung von Politik, ihren wünschbaren Organisationsformen und Willensbildungsprozessen verbreitet, ja im eigentlichen Sinne »beheimatet«: Sowohl die Badische Christlich-soziale Volkspartei (später CDU) wie SPD und DGB verfolgten einigermmaßen beharrlich, wenngleich letztlich erfolglos eine Linie des Föderalismus und der regionalen Autonomie, die, angesichts heutiger grundsätzlicher Überlegungen hinsichtlich des »richtigen« Maßes der Macht- und Einflußverteilung, geradezu modern und zukunftsweisend anmuten. Weitere historische Forschungen zu diesem Problemfeld lassen deshalb auch einen unmittelbaren politischen Nutzen erhoffen. *H.-G. Merz*

David Warren Sabean: Das zweischneidige Schwert. Herrschaft und Widerspruch im Württemberg der frühen Neuzeit. (Originaltitel: Power in the Blood. - Aus dem Amerikan. übersetzt von Brigitte Luchesi). Berlin: Reimer 1986. 274 S., Abb.

David Warren Sabean hat seit seiner ersten auf deutsch erschienenen Buchveröffentlichung (Landbesitz und Gesellschaft am Vorabend des Bauernkriegs, 1972) hierzulande einen guten Namen. Auch in seinem neuesten Werk erweist sich wieder, daß sich für ihn als von außen kommenden Amerikaner viele südwestdeutsche Probleme in einer neuen Perspektive darstellen. Sabean sieht Dinge, die dem einheimischen Historiker oft gar nicht auffallen. »Das zweischneidige Schwert« enthält auf den ersten 50 Seiten eine allgemeine Einleitung über »Perspektiven zur Analyse staatlichen Handelns in der frühen Neuzeit«. Hinter dem komplizierten Titel verbirgt sich eine Darstellung württembergischer Agrar-, Sozial- und Strukturgeschichte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, wie sie so komprimiert und brillant unter Einbeziehung der neuesten Forschungsergebnisse wohl nirgendwo anders zu lesen ist. Die einzige Einschränkung, die man hier machen kann, und auf die auch Sabean selbst hinweist: Die Zahl älterer und neuerer Arbeiten ist gar nicht so groß - hier liegt noch ein riesiges Feld unbeackert vor den Historikern, und es mag sein, daß sich das eine oder andere von Sabeans Aussagen dann etwas modifizieren wird.

Die restlichen vier Fünftel des Buches behandeln insgesamt sechs Einzelfälle von 1587 bis 1796, an denen Sabean exemplarisch zeigt, wie das Volk dachte und handelte und wie sein Verhältnis zum württembergischen Staat war. Sabean zeigt, daß eine Abendmahlsverweigerung anno 1587 ein bewußter Akt dörflichen Außenseitertums war; der Verweigerer brach indessen nicht nur die örtliche Solidarität. Indem er eine zentrale religiöse Handlung verweigerte, opponierte der Bauer von 1587 auch gegen den Staat, der versuchte, »Gehorsam durch religiöse Institutionen hervorzurufen«.

Die Engelsvision des Gerlinger Winzers Hans Keil aus dem Jahre 1648 und sein

Wunsch, mit dem Herzog zu reden, um diesen auf die Befehle des Engels aufmerksam zu machen, erweist sich als Versuch, einen als gottlos angesehenen Staat mit all seinen Steuerlasten sozial gerecht umzugestalten. Die Selbstbeichtigung eines 13jährigen Mädchens anno 1683, es sei eine Hexe, wirft bemerkenswerte Fragen auf, weshalb die evangelische Kirche so großen Wert auf ein wörtliches Auswendiglernen des Katechismus legte und eine Wiedergabe desselben in eigenen Worten strikt ablehnte: Es handelt sich hier nicht um einen Sonderfall angesichts eines pubertierenden Mädchens, vielmehr ging es darum, dem wachsenden staatlichen Herrschaftsanspruch »das Wort als Disziplinierungsmittel nutzbar zu machen«.

Sabeans vierter Fall ist der eines Pfarrers, der zwischen 1696 und 1710 laufend mit den ihm anvertrauten Pfarrgemeinden in Konflikt geriet. Die genauere Analyse zeigt, daß der Pfarrer weniger mit der Masse der Dorfbevölkerung Streit hatte als vielmehr mit einem kleinen Kreis dörflicher Machthaber und Großbauern. Diese Dorfoligarchie scheute sich auch nicht, mit massiven Mitteln gegen den Geistlichen vorzugehen: Er wurde des Alkoholismus bezichtigt und beschuldigt, er näherte sich den Töchtern der reichen Bauern in unzüchtiger Weise. Bei dem Pfarrer zeigten sich im Laufe der Jahre durchaus Ergebnisse der Hetze: Er entwickelte einen regelrechten Verfolgungswahn und verstieß nun wiederholt tatsächlich gegen den Verhaltenskodex, indem er mit allen möglichen Leuten Vertraulichkeiten austauschte. Tief in die Niederungen und Zwänge dörflicher Enge führt auch der fünfte Fall: 1743 kamen Gerüchte auf, der zehn Jahre zuvor gestorbene Pfarrer von Zell im Amt Kirchheim sei in Wahrheit das Opfer eines Mordes geworden. Zwar konnten die 1743 angestellten Untersuchungen keinen definitiv Schuldigen ermitteln, es wurde aber offenkundig, wie tief der Kirchheimer Vogt, der Zeller Schultheiß und die tonangebenden Bauern in ein unentwirrbares Geflecht von Vertuschung, Widersprüchen und dunklen Machenschaften verstrickt waren.

Daß Recht, Aufhellung und Aufklärung nicht den Denk- und Verhaltensstrukturen eines Dorfes entsprachen, erweist zuletzt noch Sabeans sechstes Beispiel: 1796 begruben die Beutelsbacher einen Stier, um damit ein magisches Mittel gegen eine ansonsten nicht zu heilende Viehseuche zu haben. Der mit der Untersuchung des offiziell als »Aberglaube« verurteilten Vorgangs betraute Beamte stieß – ähnlich wie die Ermittler von 1743 in Zell – auf ein Gewirr von »widerstreitenden Aussagen, unerwarteten Erinnerungslücken, Ausreden und Ausflüchten«. Für die Dörfler kam es offenkundig nicht darauf an, was sich objektiv ereignet hatte, sondern darauf, wie sie es sehen wollten. Das wurde für sie zur subjektiven Wahrheit.

Sabean deckt hier wiederholt allgemein menschliche Verhaltensmuster auf, die, vom historischen Einzelfall losgelöst, wohl immer gegolten haben und auch gelten werden. Das ist freilich Sabeans Intention nicht. Er generalisiert nur für die von ihm untersuchten Epochen.

Man muß hoffen, daß Sabean, der mittlerweile wieder in die USA zurückgekehrt ist und dort württembergische Geschichte lehrt, nicht sein letztes Buch zur südwestdeutschen Landesgeschichte geschrieben hat.

G. Fritz

Hartwig Brandt: Parlamentarismus in Württemberg 1819 bis 1870. Anatomie eines deutschen Landtags. (Handbuch der Geschichte des deutschen Parlamentarismus). Düsseldorf: Droste 1987. 898 S., Abb., Kte., Schaubild.

Brandts monumentale Darstellung ist der jüngste und derzeit eindrucksvollste Beweis, daß die Erforschung des württembergischen und – dieser als pars pro toto genommen – des deutschen Parlamentarismus auf einer neuen Stufe angelangt ist. Neben die übergreifenden älteren »Jubiläumsarbeiten« von Adam oder Grube sowie neben jün-

gere Sammelwerke tritt die in Einzelheiten gehende monographische Großdarstellung, die sich auf bestimmte Zeiträume beschränkt und damit eine erschöpfende Behandlung ermöglicht. Dafür, daß dies auch bei einem voluminösen Band nicht Langatmigkeit bedeuten muß, sorgen im vorliegenden Fall lebendiger Stil und gediegene Durcharbeitung der Stoffmassen. Brandt setzt ein mit einer soziologisch bzw. politologisch ausgerichteten »Wahlgeschichte« und einer auch die Rechtstatsachen berücksichtigenden Darstellung des Parlamentsrechts. An diese Fäden wird nachgängig wiederholt angeknüpft, etwa durch Abschnitte über die beliebte Praxis der Wahlbeeinflussung seitens der Regierung in der frühen und mittleren Phase sowie über Parteibildungen und Parteienkämpfe späterer Jahre.

Schwerpunkte der inhaltlichen Kammertätigkeit bilden für die Zeit des Frühkonstitutionalismus die Etatdebatten und vor allem die Gesetzgebungsarbeiten. Zumal der verfassungsgeschichtlichen Bedeutung des Strafgesetzbuchs von 1838 wird hier – erstmals im gebührenden Umfang – Rechnung getragen. Einläßlich geschildert sind mit der Verfassungsreform und der nationalen Frage auch zentrale Themen der Spätzeit des Deutschen Bundes und seiner Einzelstaaten. Der einer solchen Monographie zu Gebote stehende Raum und ihr auf möglichste Vollständigkeit zielender methodischer Ansatz erlaubt auch detailliertes Eingehen auf den regionalen und lokalen Anteil am zentralstaatlichen Geschehen. Das württembergische Franken findet volle Berücksichtigung; seine vielfältigen persönlichen und sachlichen Beiträge zum Ständewesen sind durch die trefflichen Register leicht greifbar. Nicht zuletzt wird hier – endlich – der aus Hall stammende Abgeordnete Karl Friedrich Hufnagel in seiner Bedeutung für den württembergischen Frühkonstitutionalismus angemessen gewürdigt (»Schlüsselfigur« des Landtags, »herausragende Erscheinung der Mittelpartei«). Zuletzt eine kleine Ausstellung am Rande: Barth, Erbauer des Halbmondsaals, verdient die Behandlung als Inconnu nicht, auch wenn er das für die Kunstgeschichte und Landes-Prosopographie derzeit leider noch ist.

R. J. Weber

Das Großherzogtum Baden zwischen Revolution und Restauration 1849 bis 1851. Die deutsche Frage und die Ereignisse in Baden im Spiegel der Briefe und Aktenstücke aus dem Nachlaß des preußischen Diplomaten Karl Friedrich von Savigny. Bearb. von Willy Real. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Bd. 33/34). Stuttgart: Kohlhammer 1983. VIII, 721 S., 1 Abb.

Der Diplomat Karl Friedrich von Savigny (1814 bis 1875), Sohn des berühmten Juristen, langjähriger Freund und späterer Gegner Bismarcks, kam im Mai 1849 mit den preußischen Interventionstruppen nach Baden und blieb in der Folge als Gesandter in Karlsruhe. Dank der Ohnmacht der provisorischen Frankfurter Reichsregierung hatte der badische Aufstand Preußen die Möglichkeit geboten, im Südwesten als Ordnungsmacht aufzutreten; damit erlangte das Großherzogtum vorübergehend eine Schlüsselstellung in den Berliner Plänen einer engeren, kleindeutschen Union unter der Führung des Zollernhauses. Savigny engagierte sich für diese Politik und suchte die preußisch-badischen Beziehungen in diesem Sinne auch nach den revolutionären Ereignissen zu pflegen. Sein Nachlaß gewährt Einblick in die politischen Hintergründe der Intervention und deren administrativen Details; ausführlich behandelt werden die Zustände in Baden und am badischen Hof, die Niederwerfung der Insurgenz und die militärgerichtliche Verfolgung der Rebellen, der diplomatische Verkehr mit den Nachbarländern, zumal der Schweiz, über Asylfragen und Vermögensangelegenheiten, die Frage der Kriegskosten, die Besatzung und militärische Reorganisation Badens durch Preußen

und schließlich das Zusammenwirken beider Länder in der deutschen Politik bis zum Scheitern des Bündnisses – oder besser: der Lockerung des Klientenverhältnisses – infolge des Ministerwechsels in Baden Ende Oktober 1850. *R. J. Weber*

Stadt und wirtschaftliche Selbstverwaltung. [Vorträge und Diskussionen der] 22. Arbeitstagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung in Pforzheim 11. bis 13. November 1983. (Stadt in der Geschichte, Bd. 12). Sigmaringen: Thorbecke 1987. 185 S.

Die Tagungsbeiträge vermitteln vielseitige und anregende Einblicke in die Geschichte der Wirtschaftsverfassung. Gerd Wunder weist aufgrund Haller Quellen die Bankfunktion der Reichsstädte nach. Die Entwicklung der wirtschaftlichen Selbstverwaltung von den Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wird exemplarisch für das früh industrialisierte Pforzheim dargestellt (Hans-Peter Becht), am Beispiel Ulms die Entstehung und Bedeutung der modernen Industrie- und Handelskammern (Alexander Schmihing). Übergreifend und allgemeiner angelegt sind die Vorträge von Ludwig Remling über die stadtverfassungsrechtliche Stellung der Zünfte (Gilden) im Norden und von Georg Schmidt, der in differenzierter Sicht die verbreitete vulgärhistorische Antithese vom »freien« Frühkapitalismus und dem »starrten« Zunftwesen kritisch durchleuchtet. Teilweise gesprengt wird das Rahmenthema in dem Überblicksaufsatz von Volker Press über die Bürgerunruhen bzw. das Verhältnis Rat zu Bürgerschaft in den Reichsstädten zur Zeit der Französischen Revolution. Zu den von Press genannten Ursachen für die – jedenfalls äußerliche – Ruhe in Hall (in Parenthese auch Heilbronn) kommt noch, daß sich hier die oligarchische bürgerliche Ehrbarkeit in früheren Auseinandersetzungen hatte festigen können. Von den Schneckschen Händeln vor dem Dreißigjährigen Krieg bis zu den Reichshofratsprozessen des 18. Jahrhunderts um Salinenfragen hatten sich der Magistrat und die mit diesem teilidentischen Kapitaleigner des Salzwerks (»Lehenrat«) letztlich stets gegen das Hauptgewerbe, die kleinhandwerkliche Siederschaft, durchgesetzt. Mißtrauen und Abneigung gegen die Führungsschicht waren vorhanden, aber durch einschlägige Erfahrungen resignativ gedämpft. Nachdem Kolb und Wunder die Verfassungskrisen des frühen 16. bis 17. Jahrhunderts ans Licht gehoben haben, sollte der Komplex auch für die letzte Zeit der Reichsstadt einmal angegangen werden. *R. J. Weber*

5. Landeskunde

Das große Buch der Schwäbischen Alb. Hrsg. von Ernst W. Bauer und Helmut Schönnamsgruber. Stuttgart: Theiss 1988. 214 S., 410 farb. Abb.

Rechtzeitig zum 100jährigen Jubiläum des Schwäbischen Albvereins ist es erschienen, »Das große Buch der Schwäbischen Alb«. Wohlthuend unterscheidet es sich von den übrigen Bildbänden, die bereits zu diesem Thema erschienen sind. Es ist eine Kombination von Sachbuch und Bildband. Die Textbeiträge verschiedener fachkundiger Autoren greifen nach der Spezifität der Schwäbischen Alb. Ernst W. Bauer befaßt sich im ersten Beitrag mit den »Äblern«, mit Touristen, Naturschützern, Bauern, Geologen, Fossiliensammlern, Dichtern u. a.

Einen ausführlichen Einblick in die Entstehung und Geologie der Berge liefert Ernst W. Bauer mit den Aufsätzen »Das Meer kehrt zurück«, »Jura und Alb sind nicht dasselbe«, »Schichtstufenland« und »Das tertiäre Meer und das Kliff«. In fünf weiteren Kapiteln beschreibt er »Vulkane auf der Alb«, »Die rätselhaften Krater«, »Das Maß der Abtragung«, »Aus der Flußgeschichte« und »Steter Tropfen höhlt den Stein«. Hier

wird deutlich, wieviel die Alb dem geologisch/paläontologisch/speläologisch interessierten Fachmann wie Laien bieten kann.

Zwei anerkannte Ur- und Vorgeschichtler, Joachim Hahn und Dieter Kapff, machen uns mit den ersten Bewohnern der Alb bekannt, die vor ca. 100 000 Jahren in einigen Höhlen lebten. Die ältesten Funde stammen jedenfalls aus dem Hohlestein-Stadel im Lonetal und der Großen Grotte bei Blaubeuren. Einmalig sind wohl die ersten von Menschenhand gefertigten Kunstwerke, die vor 35 000 bis 28 000 v. h. entstanden und bei archäologischen Grabungen im Hohlestein-Stadel, dem Geißenklösterle und im Vogelherd gefunden wurden. Um 6500 v. h. finden sich Hinweise auf die ersten Bauern, die auch im Bereich der Schwäbischen Alb auf z. T. sehr dünnen fruchtbaren Lössböden Ackerbau betrieben. In sehr anschaulicher Weise erzählt dann Dieter Kapff die Geschichte der Kelten und Römer, die die Alb besiedelten und der ihnen schließlich nachfolgenden Völker.

Die Sprache der Beiträge ist sicherlich auch dem Laien verständlich; zahlreiche Fotos, Skizzen und Karten erleichtern noch zusätzlich den Umgang mit der Materie.

Mit den Burgen und der Geschichte der Alb im Mittelalter und der frühen Neuzeit beschäftigt sich Konrad Plieninger.

Die jüngste Geschichte der Alb ist schließlich das Thema von Helmut Schönnamsgrubber, des Präsidenten des Schwäbischen Albvereins. Er widmet sich vor allem in einem abschließenden Kapitel den Problemen des Naturschutzes und der Landschaftszerstörung durch Zersiedelung, Autobahnen, Flurbereinigung und Wasserverschmutzung – Probleme, von denen auch die Schwäbische Alb nicht verschont bleibt. Gerade die Umweltkatastrophen der letzten Zeit und die oft selbstgerechte, instinktlose und arrogante Handlungsweise der verantwortlichen Politiker machen deutlich, wie dringlich aktives Handeln für den Umweltschutz wird. Es wäre zu wünschen gewesen, daß gerade dieses Kapitel noch etwas ausführlicher behandelt wird. Doch muß man dem Autor Lob zollen, daß er sich überhaupt in diesem Rahmen mit dem Thema beschäftigt. Allzuoft ist es leider der Fall, zahlreiche frühere Publikationen dokumentieren dies sehr eindrucksvoll, daß Bildbände eine Idylle vortäuschen, die schon lange nicht mehr existiert.

So haben wir hier ein Buch vor uns, das uns die z. T. noch immer vorhandenen Schönheiten der Schwäbischen Alb, ihre Entstehung, Geschichte und die Menschen dieser Landschaft nahebringen will, aber gleichzeitig auch auf die Wunden, die der Mensch geschlagen hat, eingeht.

Vorzüglich sind die zahlreichen Farbfotos und ihre drucktechnisch ausgezeichnete Reproduktion. Ein kurzes Literaturverzeichnis weist den Weg zur Sekundärliteratur und ein Register erleichtert die Benutzung des Bandes.

Bleibt als Fazit: Es macht großen Spaß, in dem »Großen Buch der Schwäbischen Alb« zu lesen.

H.-D. Bienert

Gerda Luise Bauer und Willy Daubert: Württemberg. Der Name und seine Herkunft. Eine alternative Studie. Gerabronn, Crailsheim: Hohenloher Druck- und Verlagshaus 1987. 71 S.

Verfasser und Titel leiten den Leser in die Irre; denn von den 71 Seiten des Büchleins stammen ganze 10 aus der Feder der Kernener Hobby-Historikerin Bauer (Daubert hat lediglich am Vorwort mitgeschrieben und war als Übersetzer tätig). Den Hauptteil des Textes bildet der ins Deutsche übersetzte und 1920 erschienene Aufsatz »Deo Veraduno. Les Verdun du Luxembourg« des Luxemburger Historikers Nicolas van Werveke und ein Aufsatz von Peter Goeßler von 1929/30.

Was ist die These des seltsamen Textkonglomerats? Goeßler und van Werveke vertreten die Ansicht, daß der schwäbische Württemberg und der luxemburgische Widdebiert/Wirtenberg sich etymologisch von keltischen Verodunum/Veraudunum-Orten ableiten, die als Bergfestungen auf den genannten Höhen lagen. Von der Hand zu weisen ist diese These nicht. Sollte sie stimmen, müßte Decker-Hauff's Ansicht falsch sein, der schwäbische Württemberg habe seinen Namen erst durch eine Namenstranslation der aus dem Luxemburgischen ins Neckarland gekommenen Grafen von Wirtemberg erhalten. All das verdient weitere Diskussion.

Es wird aber gut sein, sich für eine weiterführende Behandlung der Frage den Originaltext von Wervekes zu beschaffen. Dauberts Übersetzung ist indiskutabel: *In villa quadam Ludovici comitis Cisniacensis* übersetzt er z. B. mit »in einem Haus des Ludovicus, eines Begleiters aus Cisniacensis«, statt »in einem Dorf des Grafen Ludwig von Cisniacum«. Was die Verfasserin in ihren einleitenden Seiten über van Werveke und Goeßler hinaus an Thesen formuliert (etwa daß der Mönchsberg, der Württemberg und der Galgenberg bei Stuttgart-Rotenberg auf eine »von der Natur gebildete Trinität« oder gar auf drei heidnische Gottheiten hinweise, genauso wie die keltischen Verauduno-, Mars- und Inciona-Funde vom Widdebiert), das ist doch alles etwas weit her geholt und ohne erkennbare Logik. Die Namensgleichheiten im Stuttgarter Raum und im Luxemburgischen müßten dagegen einmal näher überprüft werden. Hier wie dort tritt nicht nur ein Württemberg/Widdebiert auf, sondern in enger Nachbarschaft auch noch ein Katzenkopf/Kazebiert und ein Rotenberg und der Ort Roodt an der Syr. Wir würden zwar eher für zufällige Gleichheiten plädieren (Wortbildungen mit Katzen- und Rot- gibt es im Deutschen zu Hunderten), aber ganz ausschließen kann man engere Zusammenhänge ohne genauere Untersuchung natürlich nie.

G. Fritz

R/ Konrad Betz: Hohenloher Merkwürdigkeiten · Besonders für Rentner, Reiter und realitätsbezogene Romantiker. Mit Kartenskizzen und Federzeichnungen von Hans Werner Dibbern. Gerabronn: Hohenloher Druck- und Verlagshaus 1988. 385 S.

In der Tat ein merkwürdiges Buch, das die Sachkenntnis seines Verfassers ebenso verrät wie seine Liebe zur Hohenloher Heimat und ihren Menschen. Der Autor gibt mit diesem Buch Antwort auf Fragen, die ihn schon lange beschäftigen, so etwa: Was bestimmt unsere Gegend? Was sind die tragenden Elemente? Was ist wichtig zu wissen? Das Merkwürdigste an diesem Buch – und sicherlich auch das für viele Leser am wenigsten Nachvollziehbare – sind seine eigenwilligen Merkhilfen, mit denen er dem nachlassenden Gedächtnis des Alters ein Schnippchen schlagen will; er nennt sie »Gedächtnisnägeln«, »Behaltkniffe« oder »Seh- und Hörhilfen mit Skizzen und Merkversen«. Über die im Buchtitel genannten drei Lesergruppen hinaus wendet sich der Verfasser an alle, die Hohenlohe lieben, und die wissen wollen, »wie die Menschen sind«. Sie beschreibt er in vielen Beispielen aus seiner langjährigen Praxis als Nervenarzt und stellt sie in den Zusammenhang von Milieu und Landschaft. So ist ein bemerkenswertes Buch entstanden, das man nicht wie einen Roman lesen kann, das aber eine Fülle an Wissen, Lebensweisheiten und »Merkwürdigkeiten« vermittelt.

D. Kalinke

Der Kreis Schwäbisch Hall. Hrsg.: Roland Biser. 2., neubearb. und erg. Aufl. Stuttgart: Theiss 1987. 672 S., 286 Abb. auf 184 Taf.

Das 1976 erstmals erschienene und rasch vergriffene Kreisbuch liegt nun in einer erheblich erweiterten Neuauflage vor. Die Kapitel über Landschaft, Geschichte, Kultur, Städte, Gemeinden und Wirtschaft wurden überarbeitet und aktualisiert. Neue Beiträge sind hinzugekommen, darunter die Kapitel »Soziale, wirtschaftliche und politische Entwicklung 1900 bis 1950« (Hans P. Müller), »Jüdische Gemeinden« (Gerhard

Taddey), »Museen und Sammlungen« (Manfred Akermann), »Kulturelles Leben« (Manfred Wankmüller). Das Kreisbuch ist eine hervorragende Gemeinschaftsleistung vieler Fachleute aus dem Landkreis Schwäbisch Hall. Es ist Sachbuch, Bildband und Nachschlagewerk zugleich, es ist für jedermann geschrieben. *E. Göpfert*

J. Albrecht Cropp: Der Neckar. Mit einer Einleitung von Carlheinz Gräter. Stuttgart: Theiss 1987. 168 S., 80 Farbtaf., 52 Abb.

Von der Geburtsstätte des Neckars im Schwenninger Moos bis zur Einmündung in den Rhein bei Mannheim hat Cropp den Neckar mit der Kamera begleitet. Dabei hat er von der Idylle des oberen Neckar bis zur Industrielandschaft am Kraftwerk Heilbronn und zur Einmündung die jeweilige Naturstimmung eindrucksvoll und sensibel eingefangen. Der begleitende Text ist eine kurzweilige Flußreisebeschreibung mit Abstechern in die Geschichte. Carlheinz Gräter vermittelt einem mit seiner Einführung in dieses schöne Bilderbuch auch die rechte Lust am Weiterlesen. *E. Pastor*

R/ Die schwarzen Führer. Mit einer Einleitung von Lutz Röhrich. Freiburg: Eulen-Verl. 1. Schwaben-Bodensee. 276 S., 91 Abb. 2. Schwarzwald. 204 S., ca. 70 Abb.

Die neue Reihe der »Schwarzen Führer« will in das »geheimnisvolle Deutschland« führen, »zu seinen sagenumwobenen und märchenhaften Plätzen, zu den verwunschenen und mysteriösen Orten«. Die handlichen Bändchen nehmen für sich in Anspruch, nur solche Orte zu beschreiben, »an denen tatsächlich noch etwas zu sehen ist von der sagenumwobenen Tradition«. Wir haben es hier mit einem »Sagenführer«, einem volkskundlich orientierten Reiseführer zu tun, der geschickt das modische Bedürfnis nach Okkultem und Magischem vermarktet. Der Reisende wird allerdings eine gehörige Portion Phantasie mitbringen müssen, wenn er »vor Ort« den diversen Zwergen, Hexen, Nixen und sonstigen Wunderdingen begegnen möchte. Man kann die Bändchen aber auch als nützliche Sammlung regionaler Sagen und Märchen lesen, ohne sich von dem vielleicht verkaufsfördernden Raunen und Weben stören zu lassen. *E. Göpfert*

Adolf Lang; Leif Geiges: Altmühlfranken. Ein Führer durch Kunst und Geschichte. Stuttgart: Theiss 1987. 215 S., zahlr. Abb., Ktn.

Als »Altmühlfranken« bezeichnet man das Land um die Altmühl zwischen Ansbach und Eichstätt mit den Städten Gunzenhausen, Weißenburg und Wassertrüdingen, mit den Höhen des Hahnenkamm und der Frankenalb und der in den letzten Jahren angelegten fränkischen Seenplatte. Der handliche, übersichtliche Führer behandelt zuverlässig und für eine erste Information ausreichend die kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten dieses unserem Vereinsgebiet benachbarten Raumes. *E. Göpfert*

R/ Die Schwäbische Alb – eine gesegnete Gegend. Hrsg. von Titus Häussermann. Farbfotos von Werner Otto. Stuttgart: Silberburg-Verlag 1988. 120 S., 65 Farbbabb. Unter den im 100. Jahr des Bestehens des Schwäbischen Albvereins erschienenen Büchern ist das vorliegende zweifellos das stimmungsvollste. Dies verdankt es in erster Linie den faszinierenden, häufig über zwei Seiten gehenden Farbaufnahmen von Werner Otto (vgl. etwa S. 44/45!). Mit seiner auf 65 Motive begrenzten Auswahl gelingt es ihm, die charakteristischen Erscheinungsformen dieser Landschaft im Wechsel der Jahreszeiten, eine typische Auswahl ihrer kulturgeschichtlichen Kostbarkeiten aus den verschiedenen historischen Epochen, sowie ein Bild ihrer Menschen aufzuzeigen. Ergänzt wird die Bildfolge durch eine Serie ebenso sorgfältig ausgewählter Texte namhafter Autoren, von denen man die meisten schon einmal gelesen hat, über deren Zusammenfassung in diesem schönen Rahmen man sich aber nur freuen kann. Unter den

Verfassern finden sich Martin Crusius, Wilhelm Hauff, Eduard Mörike, Gustav Schwab, Eduard Paulus, Eugen Nägele, Georg Wagner, Hans Reyhing, Angelika Bischoff-Luithlen, Peter Lahnstein und viele andere. *M. Akermann*

R/ Ruthardt Oehme: Johannes Oettinger 1577 bis 1633. Geograph, Kartograph und Geodät. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 103. Bd.). Stuttgart: Kohlhammer 1982. XIII, 120 S. Johannes Oettinger gehörte zwischen 1590 und 1640 zu den bedeutendsten Landvermessern. Die vorliegende Arbeit hat sich vorgenommen, »ihm den gebührenden Platz in der Geschichte der Kartographie, des Vermessungswesens und der Geographie zuzuweisen«. Zunächst wird er mit einer kurzen Lebensbeschreibung gewürdigt. Seine ersten Verdienste hat er sich mit der Beschreibung des Herzogtums Württemberg erworben. Als Kartograph hat er aus heutiger Sicht seine Stärken und Schwächen. Bei den Gewässern z. B. scheint er nicht jedes bis zur Quelle aufwärts verfolgt zu haben. Was die Vegetation angeht, so hat er nur die Wälder in ihrer Ausdehnung gewissenhaft gezeichnet, Wiesen oder Rebflächen nur in Ausnahmefällen. Aber seine kartographischen Leistungen fanden zu seiner Zeit allgemeine Anerkennung. Oettinger verfaßte auch Festschriften und ein Landbuch, das er 1623 abschloß. Es war ein landeskundlich-statistisches Nachschlagewerk für die herzogliche Verwaltung. Sein Hauptwerk war der Tractatus, ein Lehrbuch für die Landvermessung. Zunächst fand es wenig Anerkennung, wurde aber später für lange Zeit eine der wichtigsten Anleitungen zur Ausbildung der Landvermesser sowie für ihre Arbeit im Gelände. Dank dieses Buches blieb Oettingers Name über Jahrhunderte nicht nur in der Fachwelt bekannt. Seine Leistungen auf den anderen Gebieten gerieten allmählich in Vergessenheit. Jetzt hat diese Arbeit sie wieder anschaulich ins Gedächtnis zurückgerufen. *A. Zieger*

Thomas Pfündel; Eva Walter: Vom Taubergrund zum Bodensee. Bilder, Berichte, Geschichten aus dem Wandergebiet des Schwäbischen Albvereins. Hrsg. vom Schwäbischen Albverein zum 100jährigen Bestehen. Stuttgart: Verlag des Schwäbischen Albvereins e. V. 1988. 216 S., farb. Abb.

Gleichsam als kleine Entdeckungsreise ist das vom Schwäbischen Albverein anlässlich seines 100jährigen Bestehens herausgegebene Buch gestaltet, das in sechs Kapiteln, die jeweils wiederum in eine ganze Anzahl kleiner Unterkapitel gegliedert sind, das Wandergebiet des Schwäbischen Albvereins beschreiben möchte. Besonders die Fotos sind von ausgezeichneter Qualität – sowohl von der Aufnahme her gesehen wie auch in drucktechnischer Hinsicht. Die Landschaft wie auch die in ihr lebenden Menschen sind in eindrucksvoller Weise wiedergegeben.

Die sechs Kapitel sind jeweils einem größeren Wandergebiet gewidmet. So beginnt die kleine Reise in der Hohenloher Ebene, geht durch den Schwäbisch-Fränkischen Wald. Es folgen die Kapitel »In Unterland und Gäu«, »Zwischen Ries und Oberem Neckar« und »Auf der Schwäbischen Alb«. Den Abschluß bildet schließlich das Gebiet zwischen Donau und Bodensee.

Texte und Bilder zeigen eine sinnvolle Ergänzung, wenn auch allzuoft der Eindruck einer ungestörten Idylle, einer, fast möchte ich sagen, märchenhaften Welt, geschildert wird. Heutige ökonomische wie ökologische Probleme der beschriebenen Landschaften finden leider keinen Eingang in das Buch oder werden nur ganz am Rande gestreift. Ansonsten macht es Spaß, in dem Buch zu schmökern. Vor allem die kurzen, in sich abgeschlossenen Unterkapitel, die Eigenarten und Besonderheiten der verschiedenen Landschaften vorstellen, lassen es zu, das jeweilige Gebiet mosaikartig zu erkunden. Empfohlen werden kann dieses Buch eigentlich jedem Naturfreund. Einen wissen-

schaftlichen Anspruch kann diese Arbeit sicherlich nicht erfüllen, was aber auch nicht die Intention gewesen sein wird.

H.-D. Bienert

John Stuibler; Godehard Schramm: Die Windsheimer Bucht. Bad Windsheim: Delp 1988. 71 S., zahlr. farb. Abb.

Die Windsheimer Bucht ist die Landschaft von der Aischquelle bis zum Beginn des eigentlichen Aischtals bei Neustadt an der Aisch. Mittelpunkte sind Burgbernheim und Bad Windsheim. Der Schriftsteller Godehard Schramm und der Fotograf John Stuibler porträtieren einfühlsam dieses Land und seine Menschen, schildern ihre ganz persönlichen Erfahrungen, Erlebnisse und Begegnungen mit einer geliebten Landschaft. Das Buch will kein bebildeter Reiseführer für Touristen sein. Es bietet poetische Impressionen, sinnige Betrachtungen, es verschweigt nicht die schleichende Zerstörung dieser fränkischen Idylle.

E. Göpfert

6. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Robert Jütte: Obrigkeitliche Armenfürsorge in deutschen Reichsstädten der frühen Neuzeit. Städtisches Armenwesen in Frankfurt am Main und Köln. (Kölner historische Abhandlungen, Bd. 31). Köln: Böhlau 1984. X, 399 S.

Diese Dissertation der Universität Münster vergleicht den Aufbau und die Entwicklung der kommunalen Armenfürsorge in den beiden konfessionsverschiedenen Reichsstädten miteinander. Neben dem 19. Jahrhundert wurde das Armenproblem besonders im 16. Jahrhundert den Menschen voll bewußt. Als Ursachen der Armut galten in diesem Jahrhundert, in dem das Ethos der Arbeit neu entdeckt wurde, mangelnde Arbeitsfähigkeit, mangelndes Arbeitseinkommen, mangelnde Arbeitsgelegenheit und mangelnder Arbeitswille. In der Begründung der Armenfürsorge wurde weniger auf den theologischen Aspekt des Almosengebens geschaut, sondern auf die Bedürftigkeit des Empfängers. Frankfurt vertrat dabei den Typ der protestantisch-obrigkeitlichen Armenfürsorge, indem man dafür den Gemeinen Kasten schuf. Organisation und Verwaltung dieser Institution werden vom Verfasser detailliert geschildert. Daneben standen für die geschlossene Armenfürsorge Hospitäler und ähnliche Einrichtungen zur Verfügung. Alle diese Maßnahmen wurden durch obrigkeitliche Verordnungen unterstützt, durch Bettelverbote, Arbeitszwang, Gesundheitsfürsorge, Preisregulierungen oder Beschränkungen bei der Vergabe des Bürgerrechts. In Köln ging man aus prinzipiellen Erwägungen einen anderen Weg hin zu einer getrennten Vermögensverwaltung und einer Dezentralisation der Armenfürsorge, in der Praxis aber glichen sich die Verhältnisse, die Maßnahmen und Ergebnisse. Das Schwergewicht der Armenfürsorge lag in Köln bei den städtischen Hospitälern. Doch trotz dieser Dezentralisation gewann der Rat als Vertreter der Gesamtgemeinde mit seinem Aufsichtsrecht entscheidenden Einfluß. In einem Abschlußkapitel werden die Prinzipien, die Bestimmungsfaktoren für die einzelnen Maßnahmen und die Gemeinsamkeiten in beiden Städten zusammengefaßt. Öffentliche Fürsorge sollte nur dann gewährt werden, wenn andere Hilfsmöglichkeiten ausfielen, das aber mußte individuell geprüft und entschieden werden. Diese Hilfe sollte man nur den eigenen Bürgern geben, die man auch mit Ordnungsmaßnahmen zu disziplinieren hoffte. Die Gemeinsamkeiten der städtischen Armenfürsorge im konfessionellen Zeitalter können mit drei Schlagworten gekennzeichnet werden: Kommunalisierung, Bürokratisierung und Pädagogisierung. Die Arbeit zeigt, daß Armut und soziales Engagement nicht erst eine Folge der Industrialisierung sind und welche

Anstrengungen in früheren Jahrhunderten unternommen wurden, mit diesem offenbar unlösbaren Problem umzugehen. *A. Zieger*

R/ Arbeiteralltag in Stadt und Land. Neue Wege der Geschichtsschreibung. Hrsg. von Heike Haumann. Berlin: Argument-Verl. 1982. 157 S.

Dieser Argument-Sonderband enthält sechs verschiedene Beiträge, in denen versucht wird, in sowohl theoretisch-methodischen Überlegungen als auch in empirischen Studien zu Lebens- und Erfahrungswelten von Arbeitern in Stadt und Land neue Wege der Geschichtsschreibung zu betreten. Den Beiträgen liegt nach den Worten des Herausgebers und Mitautors H. Haumann der Anspruch zugrunde, von den Lebenswelten der Menschen her Geschichte zu rekonstruieren. So soll sich ein Weg eröffnen, der die Dominanz des »Blicks von oben« durchbrechen soll, der nicht bei der Anwendung konstruierter Theorien und Modelle stehenbleiben will, ja, der schließlich über die synthetisierende Aneinanderreihung verschiedener Wirklichkeitsbereiche zu einer Gesellschaftsgeschichte hinauskommen will.

Während D. Peukert anhand von Forschungsergebnissen versucht, die Gefahren und Schwächen, aber auch die Möglichkeiten der Alltagsgeschichte herauszuarbeiten und zur gründlichen Reflexion über das Verhältnis zwischen lebensweltlicher Erfahrung und rationalen Systemimperativen aufruft, wenden sich die anderen Autoren mehr einzelnen Aspekten des Arbeiteralltags zu.

M. Scharfe z. B. stellt das bäuerliche Gesinde im Württemberg des 19. Jahrhunderts in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Bei einer ersten Annäherung an das Problem versucht er einerseits, etwas über die Lebensumstände der Landarbeiter herauszufinden, andererseits aber auch die Frage zu beantworten, warum es so selten zu solidarischem Widerstand kam. Hinsichtlich der Funktion und der Bedeutung von Fabrikordnungen kommt R. Wirtz in seinen »Bemerkungen zur Erziehung in der Fabrik während der frühen Industrialisierung an südwestdeutschen Beispielen« zu überaus interessanten Ergebnissen. Seiner Meinung nach spiegeln sich nicht nur die vordergründigen Aspekte der Disziplinierung während der Industrialisierung in den Fabrikordnungen wider, sondern es werden auch die ideologischen Fiktionen von seiten des Arbeitgebers offengelegt.

Der Leser dieses facettenreichen Buches wird auch in den anderen Beiträgen mit zum Teil neuen Einblicken in den Alltag der Arbeiter belohnt, darüber hinaus bieten sich ihm viele Gelegenheiten, seine eigenen Erfahrungen mit Alltagsgeschichte kritisch zu durchleuchten. *Th. Bertsch*

Willi A. Boelcke: Der Schwarzmarkt 1945 bis 1948. Vom Überleben nach dem Kriege. Braunschweig: Westermann 1986. 260 S., Abb.

In dem Jahrzehnt vor und nach dem Ende des 2. Weltkrieges war zeitweilig nicht einmal das Lebensnotwendigste zu beschaffen. Die Menschen reagierten damals folgerichtig mit Selbsthilfe: Eine alle miteinander verbindende Schattenwirtschaft kam auf, der Schwarzmarkt. Und mit ihm, da er sofort kriminalisiert wurde, eine Fülle polizeilicher Maßnahmen dagegen. Diese blieben aber trotz Teilerfolgen nutzlos.

Neu war der Schwarzmarkt an sich nicht. Schon bei den Römern und Ägyptern gab es ihn. Was vielleicht neu war, zeigte sich in der alles bestimmenden Rolle dieser Marktform.

Willi A. Boelcke nimmt sich zur Aufgabe, diese Zeit auszuleuchten. »Will man das homo homini lupus des Naturzustandes an der Quelle studieren, so gibt es dafür kein besseres Beobachtungsfeld als jene Monate nach dem Krieg, als es zwar nichts zu essen, aber Kalorien gab«, zitiert er Hans Maier, der 1975 als bayerischer Kultusminister über

die Zeit nach dem Krieg schrieb. Diesen Satz kann man als Leitsatz des Buches nehmen, steht er doch an allererster Stelle, leitet das Buch also geradezu ein.

Als Grundlage seiner Arbeit, betont Willi A. Boelcke, dienen erstmals intensive Quellenstudien. Insbesondere aus den Wirtschafts-, Polizei- und Gerichtsakten von 20 Archiven zwischen Bremen und Wien sind die Informationen gezogen.

Obwohl das Buch ausdrücklich die Zeit 1945 bis 1948, also die ersten drei Jahre nach dem Krieg behandelt, ist das Thema des ersten Kapitels der Schwarz-, Schleich- und Tauschhandel während des Nationalsozialismus. Denn die Weichen für einen Schwarzmarkt wurden schon während des Krieges gestellt, als lebenswichtigste Dinge bereits rationiert waren.

Aber auch damals liefen polizeiliche Aktionen dagegen, meistens aber gegen die Kleintäter, die ihren täglichen Bedarf zu decken versuchten. Großhändler des Schwarzmarktes und auch Kunden aus der Führungsschicht blieben von den oft harten Konsequenzen weitgehend verschont. Diese »Tradition« setzte sich in den Nachkriegsschwarzmarkt hinein fort, wie auch nicht anders zu erwarten war, zumindest was die »großen Fische« anbetraf. Großabnehmer hatten unter den Alliierten nichts zu lachen. Zum Beispiel im Süden der heutigen Republik: »Im Mai 1947 meldete der Regierungsbezirk Oberbayern 13 462 Kriminalfälle (März 10 897), wobei die Zahl der vermehrten Einbruchdiebstähle auf 1846 anstieg, jedoch nur 431 (= 23,3 %) aufgeklärt werden konnten. Im September 1947 betrug die Zahl der gemeldeten Straftaten 12 815, im September 1946 im Bereich der gesamten Landpolizei Bayern 15 358. Der Landpolizei im bayerischen Regierungsbezirk Ober- und Mittelfranken wurden im März 1947 3224 Gesetzesverletzungen zur Anzeige gebracht, von denen 2245 (= 70 %) aufgeklärt werden konnten. Im April waren es 3704 Gesetzesverletzungen bei einer Aufklärungsquote von 73 Prozent. Die Straftaten quollen über.«

I. Sundmacher

Bürgerordnung zu Waldenburg von 1687. Ein Beitrag zur Geschichte des südwestdeutschen Bürgertums. Hrsg. von der Stadt Waldenburg. Komment. von Otto Borst. Bearb. von Franz Moegle-Hofacker. Gerabronn: Hohenloher Druck- und Verlags-haus 1987. 80 S., 1 Stammtaf., Abb.

Das hohenlohische Berg- und Residenzstädtlein erinnert mit der hübsch aufgemachten kleinen Edition an den Erlaß seines Stadtrechts vor 300 Jahren. Sie wird vom Bearbeiter mit populärer Zielsetzung glossiert und von Otto Borst, dem aus Waldenburg gebürtigen bekannten Landes- und Städtehistoriker, unter allgemeineren Aspekten erläutert. Die Ordnung ist nicht in allen Punkten originell und weist auch andernorts Übliches, Typisches auf; immerhin enthält sie – von den Subtilitäten der Sittenzucht und der Feldordnung bis hin zu der den »Gesellen-Karpfen« verzehrenden Rathaus-Gesellschaft von Bürgermeistern und Richtern – doch eine ganze Reihe jener kulturhistorisch aufschlußreichen Details, durch die eine Lektüre solcher Quellen noch immer zur lohnenden Entdeckungsreise in die Vergangenheit wird. Da sich der Inhalt der »Bürger«-Ordnung kaum von den Satzungen umliegender nicht-städtischer Gemeinwesen unterscheidet, gibt der Druck Anlaß zu einer grundsätzlichen Frage nach den Auswahlkriterien für die Edition ländlicher Rechtsquellen: Sie vernachlässigen bekanntlich – wie auch die jüngst erschienenen »Hohenlohischen Dorfordnungen« – regelmäßige Klein- und Zwergstädtchen, zu denen ja die meisten der großenteils von Acker- und Weinbau lebenden hohenlohischen Residenzorte gehörten. Damit geraten diese in ein editorisches »Niemandland« zwischen den eigentlichen Stadtrechten und den Dorfordnungen. Will man für sie nicht eigene Publikationsreihen schaffen – und dafür besteht wenig Aussicht –, sollte man sie ungeachtet ihrer formellen Städteigen-

schaft sachgerechterweise dann doch lieber mit in die ländlichen Rechtsquellen aufnehmen. Andernfalls werden auch so lobenswerte Einzelinitiativen wie die vorliegende nicht verhindern können, daß ein ganzer Siedlungstypus und sein Beitrag zum Recht des flachen Landes dem Auge der Forschung entrückt wird. *R. J. Weber*

Essen und Trinken in Mittelalter und Neuzeit. Vorträge eines interdisziplinären Symposions vom 10. bis 13. Juni 1987 an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Hrsg. von Irmgard Bitsch u. a. Sigmaringen: Thorbecke 1987. 317 S., Abb.

Es ist selten, daß sich Germanisten, Anglisten, Historiker, Ernährungswissenschaftler, Arabisten, Mediziner, Köche an einen Tisch setzen. Das Thema machte diese rare Kooperation unumgänglich. Eine der elementarsten menschlichen Beschäftigungen, das Essen und Trinken in vergangenen Zeiten, ist anders wohl nicht anzupacken. So vielfältig wie die Autorenschar ist auch die thematische Spannweite der 24 Beiträge. Man findet teils Marginales, teils Skurriles, teils Amüsantes, teils aber fundamentale Erkenntnisse, die für unser historisches Gesamturteil über Mittelalter und Neuzeit von entscheidender Bedeutung sind (»Zur Syntax spätmittelalterlicher Kochbücher«, »Essen in der Not: Mäuse und Ratten«, »Nikolaus von Kues über das Weintrinken«, »Heizquellen, Kochgeschirre, Zubereitungstechniken und Garergebnisse mittelalterlicher Köche« usw.). Am wichtigsten scheint der Aufsatz von Diedrich Saalfeld: »Wandlungen der bäuerlichen Konsumgewohnheiten vom Mittelalter zur Neuzeit«. Saalfeld liefert konkrete Fakten zum Wandel des Getreide- und Fleischkonsums von etwa 1200 bis 1980. Dabei wird – wie wir es etwa auch aus den Forschungen Abels kennen – nochmals unterstrichen, daß der Fleischverbrauch zu Beginn der frühen Neuzeit deshalb so drastisch sank, weil die gewachsene Bevölkerung nicht mehr durch die extensive Viehwirtschaft, sondern nur noch durch intensiven Getreideanbau ernährt werden konnte. Bei anderen Beiträgen ist neben der wissenschaftlichen Erkenntnis der Unterhaltungswert so groß, daß man fast vergißt, daß man es mit eigentlich sehr anspruchsvollen Texten zu tun hat. Wer weiß schon, daß man bis in die Neuzeit hinein stets einen Sud im Kessel hatte, in den man hineingab, was gerade zur Verfügung stand – Gemüse, Fleisch, Reste aller Art? Ausgewechselt und gereinigt wurde der Kessel selten, der Suppensud nur durch neue Zugaben ergänzt. Wenig bekannt ist auch, daß es ein Charakteristikum der mittelalterlichen Küche war, den Eigengeschmack der meisten Speisen durch Gewürze, gelegentlich sogar durch Parfüme zu überdecken. Einer der Gründe dafür: Das Fleisch war mangels geeigneter Lagerung oft nicht mehr ganz frisch oder es war schon »totgekocht«. Ähnliches wird man in dem Buch zuhauf entdecken. *G. Fritz*

Roland Flade: Juden in Würzburg 1918 bis 1933. (Mainfränkische Studien, Bd. 34) 2. Aufl. Würzburg: Freunde mainfränkischer Kunst und Geschichte 1986. VII, 519 S. Man kann sich nicht genug wundern, wie weit der Antisemitismus in den Jahren vor der Hitlerzeit, also vor 1933, schon verbreitet war. Das stellt Roland Flade in seiner philosophischen Dissertation am Beispiel Würzburg vor. Dabei stützt er sich sowohl auf die vorliegenden, weit zerstreuten Quellen und die vorhandene Literatur als auch auf Befragungen noch lebender, beteiligter Personen. So entsteht ein farbiges Bild von den Geschehnissen, von denen die Würzburger Juden zwischen 1918 und 1933 betroffen wurden.

Vorausgeschickt wird ein Überblick über die Entwicklung des Würzburger Judentums in früheren Jahrhunderten. Bemerkenswert ist die permanente Zuzugsbeschränkung für Ostjuden. Die Berufsgliederung für 1920 und 1931 wird analysiert. Flade stellt die wichtigsten politischen Parteien zu damaliger Zeit vor. Es gab eine ganze Reihe innerjüdischer Gruppierungen. Das Bildungswesen, das Sozialwesen, die gesellschaftliche

Integration und das Vereinsleben werden abgehandelt. Dann kommt der Antisemitismus zur Darstellung. Der den Juden vorgeworfene sogenannte Ritualmord von Manau erregte 1929 die Gemüter. Man fühlt sich beim Lesen dieses Abschnittes ins Mittelalter zurückversetzt, als den Juden immer wieder einmal die Ermordung christlicher Knaben aus rituellen Gründen vorgeworfen und zum Verhängnis wurde, eine völlig absurde Idee, da das Blut für den frommen Juden der Sitz des Lebens und darum unantastbar ist. So traf das 1930 erlassene Schächtverbot die Juden hart. Mit der Übernahme der Regierungsgewalt im Deutschen Reich durch Hitler am 30. Januar 1933 endet die umfangreiche Arbeit, der weite Verbreitung gewünscht wird. – Die üblichen Anhänge beenden den Band.

H.-J. König

Joachim Hahn: Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg. Mit einem Geleitwort von Dietmar Schlee und einem Vorwort von Meinrad Schaab. Hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde und dem Innenministerium Baden-Württemberg. Stuttgart: Theiss 1988. 615 S., 581 Abb., Pläne und Ktn.

Gerade rechtzeitig zur fünfzigsten Wiederkehr der Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938, in der auch in Baden-Württemberg zahlreiche Synagogen in Flammen aufgingen oder, wo das wegen ihres Standortes inmitten bewohnter Ortsteile nicht möglich war, demoliert wurden, erschien im Theiss-Verlag ein umfangreiches Nachschlagewerk über die Geschichte jüdischer Gemeinden und Familien in Baden-Württemberg aus der Feder von Pfarrer Dr. Joachim Hahn. Es ist ein einmaliges Werk, das es so bislang nicht gegeben hat. Keine Stadt und kein Dorf sind ausgelassen, in denen es seit dem Mittelalter jüdische Bevölkerungsteile gab, soweit das bekannt ist. In vielen Orten ist nur ein kurzer Hinweis im Quellenmaterial vorhanden. An anderen Orten ist eine zusammenhängende Darstellung gegeben.

Der umfangreiche Band beginnt mit einem allgemeinen Teil, in dem die Geschichte der Juden in Südwestdeutschland, das jüdische Wohngebiet und die Einrichtungen der jüdischen Gemeinde wie die Synagoge, die jüdische Schule, das rituelle Bad, Krankenhäuser und Heime sowie Mazzenbäckereien und Schlachthäuser im Bereich Baden-Württembergs vorgestellt werden. Es gibt aber noch weitere Spuren der jüdischen Geschichte, etwa jüdische Wohnhäuser, Geschäfte und Gewerbebetriebe sowie Flur- und Wegbezeichnungen.

Der zweite, topographische Teil enthält die Dokumentation jüdischen Lebens in Baden-Württemberg, aufgeschlüsselt nach Stadt- und Landkreisen. Die einzelnen Artikel sind, wenn möglich, unterteilt in verschiedene Abschnitte, etwa zur Geschichte der jüdischen Bewohner oder der jüdischen Gemeinde, weitere Spuren der jüdischen Geschichte und Persönlichkeiten und auf sie bezogene Erinnerungsmale.

Ein Verzeichnis der Rabbiner, ein allgemeines Literatur- und Quellenverzeichnis, ein Glossar und ein Personen- und Ortsregister vervollkommen den über 600 Seiten starken Band, dem 581 Abbildungen, Pläne und Karten beigegeben sind. Es ist gemeinsam von der Kommission für geschichtliche Landeskunde und dem Innenministerium Baden-Württemberg herausgegeben und dementsprechend mit einem Geleitwort von Innenminister Dietmar Schlee und einem Vorwort von Professor Dr. Meinrad Schaab versehen.

H.-J. König

Berthold Rosenthal: Heimatgeschichte der badischen Juden seit ihrem geschichtlichen Auftreten bis zur Gegenwart. Magstadt: Bissinger 1981. 532 S., 1 Urkunde, 10 Abb., 1 Kte. (Reprint der Ausgabe 1927).

Das vorliegende Werk bietet einen umfassenden Überblick über die Heimatgeschichte

der badischen Juden bis in die Mitte der 20er Jahre hinein. Auch die früheren und frühesten Verhältnisse der Juden in den Gebieten, die seit 1806 den badischen Staat bildeten, werden erwähnt. Des weiteren schildert der Verfasser, ausgehend von der Situation der Juden während des Mittelalters, wo dem Leiden der Juden, ihren rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen sowie dem jüdischen Leben allgemein jeweils ein Kapitel gewidmet ist, die überaus interessante Zeitspanne von der Reformation bis zum Westfälischen Frieden. Die Lage der Juden in den einzelnen Hoheitsgebieten wird im weiteren Verlauf des Buches gesondert behandelt. Anhand der Edikte des Großherzogs Karl Friedrich, der ersten Landtage, des Versagens des Liberalismus, der Revolution 1848 sowie der darauf folgenden Reaktion wird dem Leser die Lage der Juden zwischen zaghaften Verbesserungsversuchen und schlimmster Repression vor Augen geführt. Im letzten Abschnitt steht dann die innere Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert im Blickpunkt. Diese wird durch Eckdaten wie die erste Organisation der badischen Jüdischen Gemeinde, die Gebetbuchreform und die Synodalverfassung genauer erläutert. Von besonderem Interesse sind natürlich die Geschehnisse in der Republik von 1918 bis zum Erscheinen des Buches. Rosenthal setzt sich mit der völkischen Bewegung bzw. mit den neuen antisemitischen Wellen ebenso auseinander wie z. B. mit den katastrophalen Zuständen während des Währungszerfalls. Es wird deutlich, was die jüdischen Gemeinden zu erdulden hatten, aber auch, was sie und eine nicht unerhebliche Zahl von Vereinigungen und Einzelpersonen zur Förderung des jüdischen Lebens unternahmen. Wenige Jahre nach Vollendung dieser hervorragenden, jeden einzelnen betreffenden Heimatgeschichte begann für die Juden der Marsch in die KZs. *Th. Bertsch*

R Peter Piasecki: Das deutsche Salinenwesen 1550 bis 1650. Invention – Innovation – Diffusion. (Wissenschaftliche Schriften, Reihe 9: Geschichtswissenschaftliche Beiträge, Bd. 104.) Idstein: Wissenschaftlicher Verl. Schulz-Kirchner 1987. 387 S., Abb., 1 Kte.

Mit seiner Arbeit, einer Dissertation, über das deutsche Salinenwesen in der Zeit zwischen 1550 und 1650 hat Piasecki eine dankenswerte Aufgabe übernommen. Es geht um den »(. . .) Versuch, Inventionen und Innovationen und deren Ausbreitungsstruktur im deutschen Salinenwesen des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts offenzulegen«.

In einem ersten Teil führt Piasecki in das Thema ein. Im zweiten Teil beschäftigt er sich mit der »Bedeutung des Salzes für die Menschen«, der »Technologie der Salzgewinnung« und beschreibt die Soleförderung an verschiedenen Orten, u. a. Schwäbisch Hall und Reichenhall, sowie anhand ausgewählter Salinen – Lüneburg, Reichenhall, Hall am Inn und Schwäbisch Hall – die »Technik in den Siedehäusern«.

Im dritten Teil erfährt der Leser etwas über Besitzverhältnisse und Verfassungen der Salinen, wobei Piasecki hier eine Typologisierung der Salinen in drei Klassen vornimmt. Er versucht eine Typologie von Verfassungen, »(. . .) um auch die Relevanz des Zusammenhangs von Verfassung und Innovation zu verdeutlichen«. So unterscheidet Piasecki zwischen pfännerschaftlichen, landesherrlichen und frühkapitalistischen Salinen. Beim ersten Typus, der vor allem Salinen repräsentiert, die seit dem Mittelalter bestehen, liegt das Nutzungsrecht in den Händen einer Pfännerschaft, Sälzergilde o. ä. Bei Salinen des zweiten Typus, die sich seit dem 15. Jh. herausbildeten, vereinigte der Landesherr dann Obereigentum und Nutzungseigentum in seiner Hand. Der dritte Typus ist schließlich eng verknüpft mit der Entwicklung des Salinenwesens im 16. Jahrhundert. Skizzen veranschaulichen nochmals die Struktur der einzelnen Typen. Im vierten und längsten Teil der Abhandlung schildert der Autor »Innovative Pro-

zesse«. So erläutert er »die Invention des ersten Leckwerkes in Kiesingen«, drei chronologisch aufeinander folgende Phasen der Innovation, weiterhin »Prinzip, Aufbau und Funktionsweise der frühen Leckwerke«, ebenso wie Feuerungsmethoden, Soleleitungen und Salinenneugründungen, Wiedergründungen und Gründungsversuche.

Ein fünfter, sehr kurzer Teil beschreibt eine im Anhang aufgeführte Salinenkarte, wo sämtliche Orte, die im Zeitraum zwischen 1550 und 1650 eine Saline, wenn auch nur zeitweise, betrieben haben, verzeichnet sind.

Im sechsten Teil findet man eine Liste von 86 Salinisten, die im Untersuchungszeitraum im Salinenwesen tätig waren. Neben den Namen sind die Tätigkeiten im Zusammenhang der Innovation sowie der Tätigkeitsort und die -zeit angegeben.

In den letzten drei Teilen beschäftigt sich der Autor schließlich mit einer Gesamtschau der zuvor gewonnenen Ergebnisse.

Die vorliegende Arbeit ist sicherlich nicht für den Laien als Einstieg in die Beschäftigung mit dem Salinenwesen geeignet. Sie wendet sich in erster Linie an den Fachmann, Landeshistoriker oder schon fachkundigen Laien. Von großem Nutzen für eine weitere Arbeit bzw. Vertiefung in Einzelthemen oder -orte ist das umfangreiche Literaturverzeichnis.

Es ist schade, daß die wenigen Abbildungen von nicht gerade guter Qualität sind.

H.-D. Bienert

R/ Hans-Peter Müller: Das Großherzogtum Baden und die deutsche Zolleinigung 1819 bis 1835/36. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 217). Frankfurt: Lang 1984. 363 S.

Wirft man einen Blick auf die Landkarte Mitteleuropas im frühen 19. Jahrhundert, erkennt man unschwer eine Vielzahl von souveränen Kleinstaaten (39 im »Deutschen Bund«), die an ihren Grenzen die unterschiedlichsten Zölle und an Wegen und Wasserstraßen die wunderlichsten Abgaben erhoben. Nicht nur, daß dadurch die Waren verteuert wurden, auch der Verwaltungsaufwand war enorm und der Reinertrag entsprechend gering. Deshalb brachte im Jahre 1819 der damalige badische Finanzrat C. F. Nebenius – ein Mann von Scharfsinn und Weitblick – eine wegweisende Denkschrift heraus, in der er die Abschaffung sämtlicher Binnenzölle, einheitliche Ein- und Ausfuhrzölle, eine gemeinsame Außenzolllinie und die Aufteilung der Zolleinnahmen unter den deutschen Staaten forderte. 15 Jahre – bei Baden sogar 17 Jahre – sollte es dauern, bis sich die wichtigsten Staaten auf diese Linie geeinigt hatten, den »Deutschen Zollverein« ins Leben riefen und ihm nach und nach beitraten. Die Stationen dieses steinigen Weges untersucht Hans-Peter Müller aus der Sicht des Großherzogtums Baden. Er beschränkt sich dabei aber nicht auf den Verlauf der vielen bilateralen und multilateralen Konferenzen, die Baden mit Württemberg, Bayern, Hessen-Darmstadt, Preußen – um nur einige zu nennen – führte, sondern er zeichnet auch ein lebendiges Bild der badischen Wirtschaft, Geschichte, Geographie, Verfassung und Verwaltung in jener Zeit.

Dies ist deshalb in diesem Zusammenhang so wichtig, weil es zum Verständnis der badischen Verhandlungsstrategien und der Haltung der Interessengruppen beiträgt. – Denn unumstritten war der zollpolitische Zusammenschluß nicht (dies zeigen auch die Auseinandersetzungen in den badischen Kammern): Sonderinteressen von Gewerbe und Landwirtschaft sowie fiskalische Überlegungen spielten jeweils eine große Rolle; auch die latente (wohl berechnete) Angst der Kleinstaaten vor Preußen mit seiner Politik von »Zuckerbrot und Peitsche« war stets vorhanden. Dennoch wuchs der unter preußischer Führung gegründete Deutsche Zollverein. Er übte auf die anderen Staa-

ten – auch auf Baden! – eine Sogwirkung aus, da sie für ihre wirtschaftliche Entwicklung einen größeren Markt benötigten.

Dieses Buch zeigt, wie schwierig es war, im 19. Jahrhundert staatliche Egoismen zu überwinden und einen gemeinsamen deutschen Wirtschaftsraum zu errichten. Daß dies dennoch erreicht wurde, gibt uns heute die Hoffnung, daß eines Tages das enge nationalstaatliche Denken abgelegt und ein gemeinsamer europäischer Markt als Vorstufe eines geeinten Europa geschaffen wird.

O. Windmüller

Engel Pastor: Haller Tagblatt, Druckerei E. Schwend. Die ersten 200 Jahre. Wie es anfang und was daraus wurde. Schwäbisch Hall: Haller Tagblatt 1988. 304 S., zahlr. Abb.

Im Jahr 1788 hat der Haller Buchbinder Philipp Ernst Rohnfelder die erste Nummer des Hallischen Wochenblatts herausgegeben. Aus dem Wochenblatt ist das Haller Tagblatt geworden, eine moderne, leistungsstarke Tageszeitung. Im ersten Teil der reich bebilderten Festschrift führt Engel Pastor durch die bewegte Geschichte des Blatts und zeigt, wie die lokalen Chronisten die großen und kleinen Zeitereignisse gesehen und kommentiert haben. Im zweiten Teil stellt die Firma ihre Produktionszweige und ihre Mitarbeiter vor.

E. Göpfert

Wilfried Reininghaus: Die Entstehung der Gesellengilden im Spätmittelalter. (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Nr. 71). Wiesbaden: Steiner 1981. 361 S.

Mit den Stadtgründungen im frühen Mittelalter und der zunehmenden Arbeitsteilung entwickelte sich ein differenziertes Handwerk, das sich in Zünften organisierte, denen sowohl Meister als auch Gesellen desselben Berufsstandes angehörten. Seit dem 14. Jahrhundert trennten sich vielfach die Gesellen von den Meistern und bildeten eigene Verbände. Diesen Umstand nahm Wilfried Reininghaus zum Anlaß, im ersten Teil seines Buches die Entstehung der Gesellengilden zu untersuchen. Er kam dabei zu dem Ergebnis, daß der Ausbruch der Pestepidemien im 14. Jahrhundert zu Bevölkerungsungleichgewichten führte, dadurch Spannungen zwischen Meistern und Gesellen wegen der Entlohnung und Arbeitszeit entstanden und dies die Gesellen vermehrt zur Wanderschaft, d. h. zur Arbeitssuche an anderen Orten, veranlaßte. Diese organisierten sich vermehrt, um ihre Interessen gegen die Obrigkeit besser durchsetzen und sich mit Gleichgesinnten vereinigen zu können. Im zweiten Teil stellt er die Frage, welche »Form« die Gesellengilden annahmen. Überaus differenziert berichtet er über ihren inneren Aufbau, die Gerichtsbarkeit, religiöse Aspekte sowie über ihr soziales und ökonomisches Handeln. Ein mit Akribie zusammengestelltes Verzeichnis der Gesellengilden im deutschsprachigen Raum bis ins 16. Jahrhundert und ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis runden ein Buch ab, das sich mit einem interessanten, aber auf Grund der Quellenlage nicht leicht zu bearbeitenden Kapitel der Sozialgeschichte befaßt.

O. Windmüller

7. Rechts- und Verwaltungsgeschichte

Friedrich Battenberg: Die Gerichtsstandsprivilegien der deutschen Kaiser und Könige bis zum Jahre 1451. 2 Teilbde. (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im alten Reich, Bd. 12). Köln: Böhlau 1983. X, 875 S.

Battenberg hat die mittelalterlichen Gerichtsprivilegien der römisch-deutschen Kaiser und Könige bis zum Erlöschen des alten Reichshofgerichts (1451) gesammelt; damit

bildet die Arbeit zeitlich und thematisch eine Ergänzung bzw. Grundlegung für die von Ulrich Eisenhardt besorgte Ausgabe der Appellationsprivilegien der Neuzeit (WFr. 67 [1983], S. 185 f.). Galten zumal die Evokationsprivilegien bisher als Ursache für die Untergrabung des kaiserlichen Hofgerichts und damit eine Schwächung der zentralen Reichsgewalt, ergibt sich nun, bei Vorliegen der gesamten Urkundenmasse und unter Einbeziehung verwandter Privilegieninhalte, ein differenzierteres Bild. Vielfach richteten sich solche Verbriefungen nicht in erster Linie bzw. speziell gegen das kaiserliche, sondern schlechthin gegen alle fremden Gerichte, die die territorialen Gewalten beim Aufbau eines eigenen, exklusiven Sprengels stören konnten. Das waren oft weniger die obersten Reichsgerichte als vielmehr nähere fürstliche Hof- und Landgerichte; nicht umsonst wird eingangs eine Privilegiensammlung der Reichsstadt Hall von 1586 zitiert, die sich gegen Jurisdiktionsansprüche des bischöflich-würzburgischen und des markgräflich-Nürnberger Burggrafengerichts wandte. Die Regesten sind in erweiterter Form wiedergegeben und bringen vor allem die Dispositivklauseln im Wortlaut; so ist die Sammlung nicht nur ein Behelf, sondern – soweit der gerichtsverfassungsrechtliche Zweck der Urkunde reichte – auch ein echtes, voll benutzbares Quellenwerk.

R. J. Weber

Paul Feuchte: Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg. (Veröffentlichungen zur Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg seit 1945, Bd. 1). Stuttgart: Kohlhammer 1983. XVII, 618 S., Abb., 2 Ktn.

Der vorliegende Darstellungsband geht den vom selben Autor bearbeiteten »Quellen zur Entstehung der Verfassung von Baden-Württemberg« voraus, deren erster Band 1986 erschienen ist (vgl. WFr. 72 [1988], S. 379); das Werk kann daher als Einführung in die neue Edition benutzt werden. Thematisch zielt es jedoch sehr viel weiter: Die hier behandelten Fragen führen von den Anfängen Baden-Württembergs und seiner Vorgängerstaaten in der Besatzungszeit, von dem schwierigen Einigungswerk selbst und den ihm folgenden Aufbaugesetzen zur Konsolidierung des Landes in den »mittleren« sechziger und siebziger Jahren; die Stichworte lauten hier Schulgesetz, Verwaltungs- und Hochschulreform. Aber der Bogen spannt sich noch weiter bis zu Streitfragen und Entwicklungen der jüngsten Vergangenheit, die – wie der »Fall Küng«, der Streit um das KKW Wyhl oder die Problematik des Schwangerschaftsabbruchs – in die Gegenwart hineinreichen und in die Zukunft weisen. Naturgemäß liegt der Schwerpunkt auf der Gründungsphase des Südweststaats. Für das Verständnis dieses intrikaten Geschehens, das ob seines komplizierten Wechselspiels von Bundes- und Landesrecht bzw. der Parteipolitik auf diesen Ebenen so schwer überschaubar ist, leistet das Werk in seiner ebenso konzisen wie gründlichen, handbuchartig verdichteten Darstellung Vortreffliches, ja kaum überbietbar Scheinendes. Meisterlich wird das Problem des Landes in die gesamte Neugliederungsdiskussion des Bundes eingeordnet, so daß gleichzeitig auch ein bedeutender Beitrag zur Verfassungsgeschichte der Bundesrepublik insgesamt entstanden ist.

Daß dieser – heute praktisch abgeschlossene – Komplex, der den Nachkriegsgenerationen mehr und mehr entrückt, zum rechten Zeitpunkt in so souveräner, authentischer und wissenschaftlich vertiefter Form tradiert wird, und daß dies von einer Persönlichkeit geschieht, die an höchster, zentraler Stelle beratend und dienend den Weg des neuen Landes verfolgt, begleitet und gefördert hat, das muß ohne Einschränkung als ein besonderer Glücksfall für eben dieses Land bezeichnet werden. Das Bewußtsein, eine maßgebliche, über den Tag hinaus »gültige« Beschreibung schaffen zu sollen, hat auch den Stil und die Darstellungsweise geprägt.

Zurückhaltende, ausgewogene Formulierungen sind Ausdruck steten Bemühens, allen Beteiligten auf ihre Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Persönliche Standpunkte und Wertungen lassen sich nur bei genauem Hinsehen aus den Gewichtigungen und Schattierungen einer meisterlich geführten, klassisch geschulten Feder herauslesen; gute Beispiele dafür geben die in den Text eingestreuten längeren oder kürzeren biographischen Passagen mit ihren ebenso knappen wie treffenden Charakterisierungen. Nur selten – etwa angesichts mancher für den Autor nicht leicht nachvollziehbarer Eigenheiten und Wandlungen der (Bundes-)Verfassungsrechtsprechung – wird auch einmal eine Meinung stärker akzentuiert. Auch dieses Werk verdient daher das Prädikat jenes »gediegenen Stils«, den sein Verfasser den Landtagen der Gründerzeit attestiert.

R. J. Weber

Forschungen aus Akten des Reichskammergerichts. Hrsg. von Bernhard Distelkamp. (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, Bd. 14). Köln: Böhlau 1984. XXI, 185 S.

Die Beiträge des Sammelbandes stammen von Mitarbeitern am Projekt der Neuverzeichnung der Kammergerichtsakten; die Einleitung gibt einen Überblick zum Stand dieses Vorhabens. Die Aufsätze und Forschungsberichte vermitteln einen Eindruck davon, welche Anstöße das gewaltige und noch immer zu wenig genutzte Material der Territorial- und Rechtsgeschichte, aber auch der Personen-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zu geben vermag. Hier finden sich zusammen Arbeiten über Richter-Prosopographie und Streitigkeiten des Kameralpersonals, eine Prozeßstatistik für das 16. Jahrhundert und eine Übersicht zum Vermögen der Lübecker Oberschichten in der Neuzeit, ferner Beiträge zur Rechtsprechung des Gerichts in Hoheits- und Grenzstreitigkeiten sowie im Lehenrecht und in der Schiedsgerichtsbarkeit. Daß dabei das Schwergewicht im Norden und Nordwesten der Bundesrepublik liegt, ist auf den bekannten (und bedauerlichen) Rückstand des Südens und speziell des Südwestens bei der Neuverzeichnung zurückzuführen.

R. J. Weber

Georg Schmidt: Der Städtetag in der Reichsverfassung. Eine Untersuchung zur korporativen Politik der Freien und Reichsstädte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. (Beiträge zur Sozial- und Verfassungsgeschichte des Alten Reichs, Bd. 113). Stuttgart: Steiner 1984. IX, 575 S.

Die Tübinger Habilitationsschrift behandelt die Organisation des frühneuzeitlichen Städtetags, seine Abgrenzung von anderen Bündnisformen (Landfrieden, konfessionelle Gruppierungen), die Stellung gegenüber den Reichsorganen und die Integration in die Reichsverfassung sowie seine inhaltliche Politik einschließlich der Reformation. Da die Institutionalisierung des jüngeren, allgemeinen deutschen Städtetages bereits 1471 einsetzte, wird – über den im Titel genannten Zeitraum hinaus – auch das letzte Drittel des 15. Jahrhunderts berücksichtigt. Ansatz und Methode der Arbeit sind modern: Über Reich und Reichsstädte schreibt Schmidt aus unbefangener, von den politisch vorgeprägten Denkschemata des 19. Jahrhunderts freier Sicht. Ausführlich läßt er sich auf die soziologischen, personengeschichtlichen und rechtstatsächlichen Fragestellungen ein, und er schöpft neben den bereits publizierten aus einem reichen Fundus unveröffentlichter Quellen. Das Hauptmaterial – einschließlich der archivalischen Überlieferung des Städtetages – stammt aus dem Frankfurter Stadtarchiv; daneben wurden mehrere andere staatliche und städtische Archive benutzt (auch Schwäbisch Hall). Diese Grundlage ermöglichte es, unter zahlreichen Aspekten das Hineinwachsen der Städte in die neue Korporationsform darzustellen. Die materialgesättigte, facettenreiche Arbeit korrigiert bzw. präzisiert dabei nicht nur bisherige Ansichten in manchen

Einzelpunkten, sie liefert auch insgesamt ein umfassendes Bild der Verfassungsgeschichte – und zumal auch der Verfassungswirklichkeit – gesamt-korporativen reichsstädtischen Wirkens in einer Wendezeit der Reichsverfassung. *R. J. Weber*

Jürgen Weitzel: Dinggenossenschaft und Recht. Untersuchungen zum Rechtsverständnis im fränkisch-deutschen Mittelalter. 2 Teilbde. (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, Bd. 15/I,II). Köln: Böhlau 1985. XXV, 1526 S.

Die umfangreiche Habilitationsschrift gehört der rechtsgeschichtlichen »Grundlagenforschung« an. Ausgehend von der Feststellung einer starken Verrechtlichung in der Gegenwart und einer die Moderne prägenden »Kultur des Gesetzesrechts« führen hier aktuelle rechtspolitische und rechtssoziologische Fragestellungen (»Entlastung des Rechts und seiner Institutionen durch andere Formen sozialer Konfliktlösung«) zu den Elementarbegriffen von Recht und Staat im »fränkisch-deutschen« Früh- und Hochmittelalter: »Dinggenossenschaft«, Gericht, Urteil, Recht und Gesetz. Von dezidiert »germanistischem« Standpunkt aus entwickelt Weitzel – in offenkundigem Anklang an das klassische Werk Otto von Gierkes – den »Genossenschaftsgedanken« als das Spezifikum des mittelalterlichen Rechts – nun mit besonderer Gewichtung des formellen, des Prozeßrechts. Anders als im Recht der Rezeption und der Jetztzeit sind danach im älteren Recht Erkenntnis (Urteil) und Rechtsgebot (Rechtswang) getrennt. Das Urteil wird von der Gerichtsgemeinde, eben der »Dinggenossenschaft«, gefunden. An dieser Urteilsfindung – darauf wird besonderer Wert gelegt – nehmen prinzipiell nicht nur die »Wissenden« teil, sondern auch der vorsitzende »Richter« und der weitere »Umstand«. Das schriftlose mittelalterliche Recht ist nicht »objektiviert« wie in der modernen Rechtsvorstellung; als »genossenschaftliches Überzeugungsrecht« lebt es allein im Bewußtsein der Dinggenossen und in der Praxis des gerichtlichen Verfahrens. Rechtskonkretisierung ist daher nicht wie heute »Vollzug der abstrakten Rechtsnorm«; vielmehr waren, wie die entsprechende Synonymik der Urkundensprache zeigt, Prozeß und Urteil als Konsensbildung der Dinggenossenschaft mit dem Recht identisch: »Gericht ist Recht.« Diese Thesen werden in der Auseinandersetzung mit der herrschenden historischen und juristischen Verfassungs- und Rechtsgeschichte und unter Einbeziehung der Ergebnisse der modernen (Rechts-)Sprachforschung, der Rechtssoziologie und der Ethnologie gedankenreich und konsequent durchgeführt; so ist ein höchst anregendes, verdienstvolles Werk entstanden, mit dem sich jeder auseinandersetzen muß, der sich an der Diskussion um mittelalterliches Rechtsdenken und -verständnis beteiligen will. *R. J. Weber*

8. Bau- und Kunstgeschichte

Hans Koepf: Baukunst in fünf Jahrtausenden. 9. erw. u. erg. Aufl. Stuttgart u. a.: Kohlhammer 1985. 296 S., 1195 Abb.

Die Neuauflage des seit Jahren bewährten Standardwerks behandelt die europäische und außereuropäische Architektur vom alten Ägypten bis zur Gegenwart. Anhand kurzer Texte mit unmittelbar gegenüberstehenden Skizzen und Grundrissen wird eine große Anzahl bedeutender Baudenkmäler dargestellt. Die Gliederung in systematische, räumliche und zeitliche Einheiten – wobei die zeitliche Anordnung insgesamt vorherrscht – ermöglicht es dem Leser, die Entwicklung der Architektur in verschiedenen Regionen nachzuvollziehen. Besondere Bedeutung kommt dabei den sorgfältig ausgeführten Zeichnungen und Grundrissen zu, die wesentlich bessere Vergleiche verschie-

dener Stilrichtungen und Epochen zulassen, als das ein Text allein könnte. Wertvoll ist auch ein bebildeter Anhang, in dem die verwendeten Fachausdrücke erläutert werden. Die übersichtliche Gestaltung des Buches sowie Orts-, Baumeister- und Inhaltsverzeichnisse erleichtern die Benutzung wesentlich. *D. B. Seegis*

Wolfgang Braunfels: Die Kunst im Heiligen Römischen Reich. Bd. 3: Reichsstädte, Grafschaften, Reichsklöster. Unt. Mitarb. von Eckart Bergmann u. a. München: Beck 1981. 477 S., zahlr. Abb.

In diesem Buch werden die erhaltenen Kunstwerke der Reichsstädte, Grafschaften und Reichsklöster im historischen Spannungsfeld vorgestellt. Neue Bezüge werden sichtbar, der Horizont des Bekannten öffnet sich weit. Statistische, soziologische, politische Hintergründe erwecken neue historische Zusammenhänge. Zum Beispiel die Grafschaft Hohenlohe: Neben der anerzogenen heimatlichen Verbundenheit mit Hohenlohe sieht man auch die Probleme der Grafschaft, wie das Mißverhältnis zwischen den großen Schlössern und den angegliederten kleinen Siedlungen. Daraus wird sogleich deutlich, welcher Art das patriarchalische Verhältnis der Fürsten zu ihren Untergebenen war und wie stark mit diesen Strukturen der wirtschaftliche Mißerfolg verbunden blieb. Vergleiche mit anderen Reichsregionen werden möglich und damit eine neue Einordnung des allzu nahen Wissens. Kurzum: ein sehr anregendes Buch. Und es steht nicht allein; es ist das dritte einer acht Bände umfassenden Reihe. *R. Schuster*

Stadtbaukunst. Stadterhaltung – Stadtgestaltung – Stadterneuerung. Hrsg. von Hans Koepf. Sigmaringen: Thorbecke 1985. 284 S., zahlr. Abb., teilw. farbig.

Der Architekt Hans Koepf, Bonatz- und Wetzel-Schüler, gehört mit seinen zahlreichen Publikationen zur Bau- und Kunstgeschichte, zur Stadtbildgestaltung und Denkmalpflege zu den renommierten Bauhistorikern der Gegenwart. Der seit 1961 an der Technischen Universität Wien Lehrende hat sich in Österreich vor allem durch seine »Stadtbauaufnahme-Aktion« einen Namen gemacht. Mit seinem Institut hat er die historischen Straßen- und Platzräume von mehr als 100 Städten zeichnerisch und fotografisch erfaßt und damit die Grundlagen für notwendige Erhaltungs- und Wiederherstellungsmaßnahmen geschaffen. Die Ergebnisse dieser Arbeiten – in einer vielbeachteten Ausstellung in zahlreichen europäischen Ländern vorgestellt – wurden 1975 vom Europarat als »europäischer Modellfall« bezeichnet.

Das vorliegende, hervorragend ausgestattete Buch gibt einen exemplarischen Einblick in das Wirken Hans Koepfs und seiner Mitarbeiter für die Bewahrung und Wiederherstellung kostbarer österreichischer Altstädte – man denke etwa an Krems/Stein! Von Österreich spannt der Herausgeber den Bogen nach Süddeutschland, wo er sich u. a. mit Sanierungsmaßnahmen in Regensburg, Landshut, Augsburg und Ulm auseinandersetzt. Exkurse führen in den Westen (Trier) und Norden (Münster, Hamburg, Lübeck) der Republik. *M. Akermann*

Hans-Günther Griep: Kleine Kunstgeschichte des deutschen Bürgerhauses. Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft 1985. 305 S., 122 Abb., 48 Taf.

Die Erforschung des bürgerlichen Stadthauses im mitteleuropäischen Raum, des »deutschen Bürgerhauses«, ist lange vernachlässigt worden. Nach kurzen Forschungsperioden vor dem 1. Weltkrieg und in den 30er Jahren setzten umfangreichere Untersuchungen erst ab Mitte der 50er Jahre ein – zu einem sehr späten Zeitpunkt also; denn bei der Bombardierung der deutschen Städte im 2. Weltkrieg war der Forschungsgegenstand selbst in bis dahin ungekanntem Ausmaß vernichtet worden.

Hans-Günther Griep gibt in seinem Buch eine Übersicht über die Entwicklung und

Gestalt des Bürgerhauses im deutschen Sprachraum. Der chronologische Rahmen spannt sich von der romanischen Zeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Der flüssig geschriebene Text wird durch zahlreiche einfache Zeichnungen sowie einen Tafelteil mit Schwarzweißaufnahmen von Bürgerhäusern ergänzt. Besonders benutzerfreundlich sind die Verweise auf die Abbildungen am Rand jeder Textseite; sie tragen erheblich zur Anschaulichkeit bei. Das Buch ist als kurze Einführung in die Thematik gut geeignet; der darüber hinaus interessierte Leser findet in der bewußt kurz gehaltenen Bibliographie den Einstieg für weitere, detailliertere Arbeiten.

D. B. Seegis

Heinfried Wischermann: Romanik in Baden-Württemberg. Fotos von Joachim Fest und Peter Fuchs. Stuttgart: Theiss 1987. 340 S., 195 Taf., 57 Abb.

Für den Freund oder gar Kenner romanischer Kunstwerke ist der Titel des Buches nicht sehr einladend. Muß der Trend »Heimatkunde« auf alles angewandt werden, mag er sich fragen. Der Titel hält zum Glück mehr, als er verspricht. Vorzügliche dokumentarische Aufnahmen stellen die Werke vor Augen. Die einleitenden Kapitel geben den Einzelwerken den notwendigen Epochenhintergrund. Am meisten beeindruckt der auf die Fotos folgende Katalog der Baudenkmale. Souverän, kompakt und überzeugend faßt der Autor die Fakten und den Stand der wissenschaftlichen Forschung zusammen und verweist auf die wichtigste Literatur. Man lese nur die Ausführungen über die Großkornburg und die Kleinkornburg.

R. Schuster

Gerhard Streich: Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters. Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrensitzen. Teil I und II: Pfalz- und Burgkapellen bis zur staufischen Zeit (Vorträge und Forschungen. Hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte. Sonderbd. 29, Teil I und II). Sigmaringen: Thorbecke 1984. Teil I: S. I bis X und 1 bis 404, Teil II: S. I bis VIII und 405 bis 724. Abb., Risse.

Die 1981 an der Georg-August-Universität Göttingen als Dissertation angenommene Arbeit von Gerhard Streich zählt zu den umfassendsten und herausragenden Untersuchungen zur mittelalterlichen Burgengeschichte. Ihr Schwergewicht liegt auf der Erforschung der innerhalb bzw. im Umfeld einer Burg, einer Pfalz oder eines Herrensitzes gelegenen sakralen Einrichtung, also einer Kirche oder Kapelle. Das vom Verfasser vorgelegte Material spannt den Bogen von der Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen bis zur Reichsinsignien-Kapelle auf dem Trifels. Hier auch nur einen vagen Begriff von der überwältigenden Fülle neuer Erkenntnisse, Schlußfolgerungen und methodischer Glanzleistungen geben zu wollen, verbietet sich aus Platzgründen. Schwäbisch Hall, Comburg, Kirchberg an der Jagst und Krautheim sind Stichworte im Register, die die vorzügliche Arbeit Streichs für Württembergisch Franken auch noch unter einem lokalen Bezug erscheinen lassen.

M. Akermann

Klaus Merten: Schlösser in Baden-Württemberg. Residenzen und Landsitze in Schwaben, Franken und am Oberrhein. München: Beck 1987. 332 S., zahlr. Abb.

Klaus Merten, für die Erhaltung der staatlichen Schlösser zuständiger Konservator am Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart, unternimmt es in diesem repräsentativen Band, die Schloßbauten in Baden-Württemberg einem Kreis von Lesern vorzustellen, der nicht so sehr an Detailbeschreibungen im Stil eines Kunstführers, dafür aber um so mehr an historischen Fakten und kunstgeschichtlichen Zusammenhängen interessiert ist. 140 Bauwerke, darunter viele kaum bekannte, weil der Öffentlichkeit nicht zugänglich, hat der Verfasser ausgewählt und innerhalb von vier geographisch unterteilten Hauptkapiteln beschrieben. Merten faßt darin jeweils die Schlösser der Renais-

sancezeit, des Barock und des 19. Jahrhunderts zusammen und orientiert sich bei den großen Landesherrschaften wie Württemberg, Baden, Hohenlohe, Fürstenberg, Waldburg und Hohenzollern an den jeweiligen Bauherren.

Aus unserem Vereinsgebiet haben die Hohenlohe-Schlösser Neuenstein, Waldenburg, Pfedelbach, Weikersheim, Kirchberg, Hermersberg, Langenburg, Öhringen, Ludwigsruhe, Bartenstein und Niederstetten, die Hochmeisterresidenz Mergentheim sowie die Adelssitze Waldmannshofen und Hardheim Aufnahme in das Buch gefunden.

In einem einleitenden Beitrag behandelt Volker Himmelein die Vielfalt der „Schlösserlandschaft Baden-Württemberg“ aus der Sicht des Kunsthistorikers. Den geschichtlichen Hintergrund dazu zeichnet Alexander Herzog von Württemberg mit seinem vorzüglichen Beitrag »Südwestdeutschland in seiner historischen Entwicklung bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts«.

Etwa 300 Abbildungen, darunter 20 in Farbe, illustrieren den Text von Klaus Merten in vortrefflicher Weise, wurden sie doch eigens von Hubert Häusler für das Buch aufgenommen.

M. Akermann

Ernst Badstübner: Klosterkirchen im Mittelalter. Die Baukunst der Reformorden. 2. Aufl. München: Beck 1985. 290 S., Abb. auf Taf., Zeichnungen und Grundrisse.

Das in einer Lizenzausgabe des Koehler & Amelang-Verlags in Leipzig erschienene Buch beschränkt sich nicht nur auf eine Behandlung der Baukunst der Reformorden, sondern gibt in einem umfangreichen einleitenden Kapitel einen Überblick über »Ursprung und frühe Geschichte des Mönchtums«. Darin geht der Verfasser den Spuren nach, die zu den ersten Klosteranlagen führten, für deren bauliche Form der um 820 entstandene Idealplan von St. Gallen exemplarisch wurde. In ausgewählten Beispielen werden die karolingischen Klosterkirchen behandelt; anschließend stellt Baumgärtner die beiden großen Protagonisten der ersten Reformbewegung, Cluny und Hirsau, vor. Dabei geht es ihm in erster Linie um das Herausstellen typischer architektonischer Merkmale, was ihm mittels zahlreicher Grundrisse und Rekonstruktionszeichnungen vorzüglich gelingt.

Mit Bernhard von Clairvaux erhielt die monastische Bewegung eine völlig neue Dimension. Das von ihm propagierte und gelebte Armutsideal fand Eingang in die Baukunst des Zisterzienserordens. Dessen in ihren Schmuckelementen aufs äußerste reduzierte Kirchen verhalfen der Gotik zum Durchbruch, die dann in den im 13. und 14. Jahrhundert errichteten Predigtkirchen der sog. »Bettelorden«, Franziskaner und Dominikaner, Triumphe feierte. Auch diese Epoche wird in Badstübners Buch durch eine Fülle von Rissen und Fotos hervorragend belegt. Daß die meisten der in Wort und Bild vorgestellten deutschen Reformklöster in der DDR liegen, ist mit dem Erscheinungsort der Originalausgabe des Buches zu erklären. Dies hat den großen Vorteil, daß dadurch Klosteranlagen ins Bewußtsein gerückt werden, die durch die Teilung Deutschlands fast schon in Vergessenheit geraten waren.

Das ausführliche Literaturverzeichnis verdient besondere Hervorhebung.

M. Akermann

Carl von Häberlin (1832 bis 1911) und die Stuttgarter Historienmaler seiner Zeit. Hrsg. von der Galerie der Stadt Esslingen, Villa Merkel und dem Rosgartenmuseum Konstanz. Bearb. von Julius Fekete. Sigmaringen: Thorbecke 1986. 136 S., 80 Abb.

Die Ausstellung »Carl von Häberlin (1832 bis 1911)« war vom 4. 7. bis 17. 8. 1986 in Esslingen und vom 22. 8. bis 21. 9. 1986 in Konstanz zu sehen. Dazu haben die Galerie der Stadt Esslingen und das Rosgartenmuseum Konstanz einen Katalog herausgegeben.

Die profane Historienmalerei galt im 19. Jahrhundert als wichtigster Zweig der Malerei; sie wollte dem Betrachter geschichtliche Kenntnisse vermitteln. Der bedeutendste Vertreter dieser Kunstrichtung in Württemberg war Carl von Häberlin, dessen Werke im Mittelpunkt der Ausstellung stehen; er war in München Schüler von Karl von Piloty und später Professor an der Stuttgarter Kunstakademie. Darüber hinaus werden weitere Künstler dieser Sparte im 19. Jahrhundert vorgestellt: Joseph Anton von Gegenbaur, Alexander Bruckmann, Heinrich Franz Gaudens von Rustige, German von Bohn, Karl Friedrich Johann von Müller, Jakob Grünenwald, Otto von Faber du Faur, Hans Canon, Louis Braun, Christian Speyer, Robert von Haug, Emil Klein.

Von jedem Maler wird eine (meist kurze) Biographie, eine Literaturlauswahl und eine Übersicht der ausgestellten Werke gegeben, ergänzt durch Wiedergaben von insgesamt 80 Werken in Schwarzweiß oder Farbe.

Der Katalog bietet damit erstmals einen Überblick über die württembergische Historienmalerei im 19. Jahrhundert, der seine Bedeutung auch über die Ausstellung hinaus behalten wird.

D. B. Seegis

Rudolf Henning; Gerd Maier: Eberhard Emminger. Süddeutschland. Nach der Natur gezeichnet und lithographiert. Stuttgart: Theiß 1986. 166 S. mit 103 ganzseitigen Veduten und 15 Textabb.

Emmingers großformatige Städte- und Landschaftsverduten zählen seit Jahren zu den »Rennern« auf dem einschlägigen Markt. Dies verwundert nicht, wenn man den vorliegenden Band zur Hand nimmt und die fast durchweg vorzüglich reproduzierten Ansichten betrachtet. Viele sind aus zahlreichen Wirtembergica- und Bavarica-Veröffentlichungen zwar längst bekannt, ein umfassender Überblick über das reiche Schaffen des 1808 in Biberach/Riß geborenen Künstlers hat bis heute gefehlt. Die von Gerd Maier getroffene Auswahl der Emmingerschen Ansichten setzt Schwerpunkte in Oberschwaben, am Bodensee, auf der Schwäbischen Alb, im mittleren Neckarraum, im Allgäu und in Oberbayern. Neben der vollendeten künstlerischen Bildkomposition ist es die akribische Detailtreue, die Emmingers Veduten auszeichnet. Damit sind sie für den Historiker eine zuverlässige Bildquelle von unschätzbbarer Bedeutung, zumal die meisten Ansichten vor den gravierenden baulichen Eingriffen in die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts geschlossenen Ortsbilder entstanden sind. Der von Rudolf Henning erarbeitete Werkkatalog macht deutlich, daß der Künstler mit seinen topographischen Blättern weit über diesen Raum hinausgegriffen und zum Beispiel auch zahlreiche Darstellungen aus dem Heiligen Land geschaffen hat.

M. Akermann

9. Literatur, Musik

Werner A. Widmann; Peter Schöx: Auf Rückerts Wegen. Eine Art Wanderbuch durch Leben und Schaffen des Dichters und Gelehrten Friedrich Rückert. Würzburg: Stürtz 1988. 181 S., 12 Farbtafeln, Abb.

Wer kennt, wer liest noch Friedrich Rückert, geboren 1788 in Schweinfurt, gestorben 1866 in Neuses bei Coburg? Dabei war der eindrucksvolle Mann in charakteristischer »altdeutscher« Kleidung, mit bis auf die Schultern fallendem Lockenhaar und schmalem Schnurrbart, den uns die überlieferten Porträts zeigen, einer der produktivsten Dichter, ein Verseschmied und Reimkünstler der Biedermeierzeit, dessen meisterliches formales Können sich mit Heinrich Heine und August von Platen messen kann. Schubert, Schumann und Mahler haben seine Gedichte unsterblich vertont. Außerdem war

Rückert als Professor in Erlangen und Berlin neben Joseph von Hammer-Purgstall, der Goethes »West-östlichen Divan« angeregt hat, der große Erforscher und Vermittler arabischer, persischer, türkischer, indischer Sprache und Literatur. Das vorzüglich ausgestattete Buch macht auf die angenehmste Weise mit dem Dichter und Gelehrten bekannt und mit dem Menschen, der den größten Teil seines Lebens in Dörfern und Kleinstädten zwischen Coburg und Erlangen verbracht hat. Es ermuntert den Leser, auf Rückerts Wegen durch diese Gegenden Frankens zu reisen. Im Gepäck sollte dann auch die 1987 im Insel Verlag erschienene zweibändige Werkausgabe nicht fehlen.

E. Göpfert

Carlheinz Gräter: Fahrtenblätter. Gedichte. Gerabronn: Hohenloher Druck- und Verlagshaus 1987. 68 S.

Fünfundfünfzig meisterhaft geschliffene Steine, das sind die in rastlosen, vom Schauen erfüllten Lebensjahren entstandenen Wortgebilde einer hochsensiblen Künstlernatur, Gedichte, die wie Flaggenbotschaften sind und mit dem Titel »Fahrtenblätter« vom Autor ein fast allzu bescheidenes Signet verpaßt bekommen haben. Jugendbewegtes der frühen 50er Jahre springt einen an – aber nur einen Augenblick. Dann hat man sich in dem kleinen grünen Band von Carlheinz Gräter festgelesen. – Der Autor war bisher landesweit überwiegend als Publizist geschichtswissenschaftlicher Themen in Presse und Funk, als Forscher, Textsammler und Herausgeber sehr gut ausgewählter Anthologien bekannt, zudem als feinsinniger Essayist und Vinologe (wenn es diese Speziesbezeichnung gibt), aber insgesamt gesehen auch als kluge, oft klärende Stimme der nördlichen Region Württembergisch-Frankens.

Nun gibt es aber plötzlich diese Gedichte eines Weltwanderers, poetische Zeilen über erlebte Orte, Landschaften, Menschen und Pflanzen. Der Achtzeiler »Akelei« gehört für mich zu den schönsten Blumengedichten, die ich kenne: Im Sommerglast / die Akelei / blaut rein und leicht / wie Vogelei. / Ihr Honighorn / wen ruft's herbei? / Vielleicht den Vogel / Zeitvorbei.

Mit diesem ersten Gedichtband hat Carlheinz Gräter nicht nur seiner Stammleser- und -hörerschaft ein überraschendes Geschenk gemacht, er hat auch den »Landschreibern« des Gebietes nördlich des Schwäbisch-Fränkischen Waldes, Poeten und Kritikern, und, wie ich hoffe und wünsche, noch viel weiteren Kreisen der literarischen Welt bewiesen, daß das Literaturprädikat »trocken« möglicherweise anderen, besser situierten Akademikergilden angelastet werden kann, aber keinem wie Carlheinz Gräter, der aus dem Taubertal stammt und heute noch dort lebt, wirkt und – dichtet. *D. Wieland*

Justinus Kerner: Nur wenn man von Geistern spricht. Briefe und Klecksographien. Hrsg. von Andrea Berger-Fix, mit Beitr. von Eberhard Bauer u. a. Stuttgart: Edition Erdmann 1986. 240 S., 41 Abb.

Über Justinus Kerner findet man zur Zeit im Buchhandel kaum ein Buch, das man so uneingeschränkt empfehlen kann wie dieses. Die Autoren – ein Germanist, ein Historiker, ein Mediziner, ein Psychologe – untersuchen mit den Mitteln ihrer Wissenschaft die vielschichtig-problematische Persönlichkeit des von der »Nachtseite der Natur« faszinierten Dichters und Arztes. Ausgangspunkt sind die hier erstmals edierten und kritisch kommentierten Briefe, die Kerner in den Jahren 1850 bis 1862 mit Prinz Adalbert von Bayern und seinem Sekretär Joseph Heiland gewechselt hat. Adalbert wollte von Kerner mit Hilfe einer »Seherin« seine Zukunft vorausgesagt bekommen. Mit den grotesken Klecksographien Kerners setzen sich zwei Kunsthistoriker auseinander. Die interessanten Studien helfen uns, den Poeten, den Magnetiseur und Geisterfreund

besser zu verstehen. Er war, so zeigt sich, kein Sektierer und Missionar des Okkultismus. Er wollte ihn als Naturphänomen studieren und hielt skeptische Distanz.

E. Göpfert

Jurisprudenz zwischen Techne und Kunst. Von Hippokrates bis Heine. Philosophisches und Literarisches zum Verhältnis Kunst und Recht. Hrsg. von Michael Kilian. Tübingen: Attempto 1987. 173 S.

Den Anfang in dem werkheftartigen, schmalen Sammelband macht eine rechtsphilosophische Skizze, die einen Bogen schlägt vom antik-naturwissenschaftlichen Technikbegriff zur modernen richterlichen Kunst (Rolf Gröschner). Der größere Rest gehört dann zum juristischen bzw. rechtsgeschichtlichen Grenzgebiet von »Literatur und Recht«, so die Beiträge über die »Dichterjuristen« E.T.A. Hoffmann (Petra Buck) und Heinrich Heine (Claus Eiselstein) und der schöne Bericht Stefan Völkers vom Prozeß gegen Gustave Flaubert (»Madame Bovary«). Der umfangreiche, aus einem Akademievortrag erwachsene Aufsatz des Herausgebers Michael Kilian über das »Mephistophelische in der Jurisprudenz« kann hingegen nicht eigentlich zu der reichlich vorhandenen Literatur zum Thema »Goethe und das Recht« gezählt werden; vielmehr handelt es sich um den originellen Versuch, ausgehend von einer immensen Belesenheit in literarischen wie in Rechtstexten, Abgründen und Irrungen der Juristenseele nachzuspüren und mit Hilfe zahlreicher bekannter oder entlegener Zitate ein Psychogramm der Rechtsbeflissenen zu zeichnen. Den Autoren – mit einer Ausnahme junge Tübinger Assistenten und Hilfskräfte – gebührt Dank für soviel Kritisches und Nachdenkliches über Juristen von Juristen. Einem angekündigten weiteren Band dieser Art darf mit Interesse entgegengesehen werden.

R. J. Weber

10. Volkskunde

Volkskultur des europäischen Mittelalters. Hrsg. von Peter Dinzelsbacher; Hans-Dieter Mück. (Böblinger Forum, 1). Stuttgart: Kröner 1987. 246 S.

Es ist ungewöhnlich, daß eine Stadt von der Größe Böblingens eine Buchreihe herausgibt, die sich mit allgemein historischen Themen befaßt. Böblingen, eine der finanzstärksten Städte des Südwestens, tut dies unter der Leitung des dortigen Kulturreferenten Mück und versucht sich damit Renommee zu verschaffen. Wie der 1. Band des »Böblinger Forums« beweist, hat dieses Vorhaben durchaus Aussicht auf Erfolg.

Der Stuttgarter Professor Dinzelsbacher weist in seinem einleitenden Aufsatz auf merkwürdige Lücken der Forschung hin: Zwar befaßt sich die Volkskunde seit langem intensiv mit der Erforschung der Volkskultur der Neuzeit, die Volkskultur des Spätmittelalters ist demgegenüber fast völlig unerforscht. Diesem Mißstand versucht der vorliegende Band abzuhelpfen, indem er die Aufsätze von 14 Autoren vorlegt. Das thematische Spektrum des Bandes ist weit gestreut und reicht vom »Alltag des deutschen Kaufmanns im Spätmittelalter« (Evamaria Engel, Ost-Berlin) über »Die Jugend und die Volkskultur im 15. Jahrhundert. Flandern und Artois« (Robert Muchembled, Paris), »Ritualmordlüge und Judenhaß in der Volkskultur des Spätmittelalters« (Winfried Frey, Frankfurt/M.) oder »Formen der Laienfrömmigkeit im spätmittelalterlichen Brixen« (Ute Schwob) bis hin zu »Erzählungen des Spätmittelalters zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit« (Lutz Röhrich, Freiburg i. Br.). Lesenswert sind die Beiträge allesamt.

Wir können anmerken, daß die Formen der Laienfrömmigkeit im spätmittelalterlichen

Brixen nichts Außergewöhnliches sind. Beinahe alles, was für Brixen gilt, gilt auch für Württembergisch Franken und – wie wir ergänzen können – vermutlich auch für den Rest Deutschlands. Besonders anregend ist Muchembleds Arbeit über Jugendkultur des Spätmittelalters in Flandern und im Artois, in der er auf das eigenartige Geflecht von Jugendkriminalität bzw. Jugendbanden und deren Bedeutung als gesellschaftsstabilisierende Initiationsriten beim Übergang des Jugendlichen zum Erwachsenen hinweist. Selbstverständlich ist dies alles, wie Muchembled unterstreicht, spezifisch für die Zeit und für die Region, es wäre aber reizvoll zu untersuchen, in welchem Maße die in Flandern und im Artois auftauchenden Phänomene Erscheinungen sind, die zu allen Zeiten und in allen menschlichen Gesellschaften vorkommen. Freys Beitrag über Judenhaß ist in hohem Maße auf die Polarität »Aufklärung« versus religiös bedingte Antiaufklärung zugespißt. Der Autor stellt das am Beispiel zweier Streitschriften des Nürnberger Reformators Andreas Osiander und des altgläubigen Professors Eck dar. Man darf auf die Fortführung der Erforschung spätmittelalterlicher Volkskultur gespannt sein.

G. Fritz

Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd. 2. Hrsg. von den Landesstellen für Volkskunde in Freiburg und Stuttgart. Stuttgart: Theiss 1987. 338 S., Abb., 1 Kte.-Beil.

Der zweite Band dieser neuen »Beiträge zur Volkskunde« enthält 14 Artikel, die von den Beinamen in südwestdeutschen Siedlungsnamen bis zum Begraben der Nachgeburt reichen. Unser Vereinsgebiet berührt der Aufsatz »Von Haus zu Haus« mit dem Untertitel »Wanderhändler in Württemberg« von Christian Glass. In ihm werden die württembergischen Händlerdörfer beschrieben, darunter Unterdeufstetten. Matzenbach wird nur am Rande erwähnt. In Unterdeufstetten geht danach die Entstehung des Hausierwesens ins 18. Jahrhundert zurück. So hatte der Herr von Rüdigenfels die Einwohnerschaft 1731 von 28 auf 60 Untertanen vermehrt. Ihnen wurde aber, wie den Juden, die Teilnahme am Gemeindeleben versagt. Die Kolonisten mußten, da sie kein Ackerland hatten, nach Einkommensmöglichkeiten suchen, die außerhalb der landwirtschaftlichen Arbeit lagen. Ursprünglich ging es um eigene Produktion von Geschirr und Holzwaren. Im 19. Jahrhundert ging man zum Vertrieb von angekaufter Ware über. 1896 gab es in Unterdeufstetten 289 Händler, 1910 waren es noch 187. Das und anderes erfährt man aus dem Artikel von Glass.

Es wird aber auch über die neuen Namen im Rahmen der Gemeindereform, über Mundartwörterbücher für alle, über Steinkreuze in Baden-Württemberg u. a. berichtet. Buchbesprechungen schließen den Band ab. Leider fehlt ein Register zum schnelleren Auffinden von Gesuchtem.

H.-J. König

Wege der Volkskunde in Bayern. Hrsg. von Edgar Harvolk. (Beiträge zur Volkstumsforschung, Bd. 23 zgl. Veröffentl. zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 25). München: Bayr. Blätter für Volkskunde 1987. 568 S.

Dieses praktische Handbuch stellt in knappen Überblicksartikeln die ganze Breite der Arbeitsfelder vor, die die Kulturwissenschaft Volkskunde heute bearbeitet. Hier können sich »Lernende und Lernwillige innerhalb und außerhalb der Hochschule« rasch und zuverlässig orientieren, welche Wege die Volkskunde gegangen ist und wie sie ihre Aufgaben heute definiert. Forschungsgeschichte und Forschungsstand findet man u. a. zu Haus, Arbeit und Gerät, Volkskunst, Kleidung, Keramik, Möbel, Hinterglaspild, Bilderbogen, Nahrung, Volksmedizin, Aberglaube und Volksfrömmigkeit, Brauchtum, Volksschauspiel und Volksmusik, Lesestoffe und Recht.

E. Göpfert

Anton Stiglmaier: Tiere und Pflanzen im alten Dorf. Mit Beitr. von Uschi Wyputta und Heinrich Mehl. (Kataloge und Begleitbücher des Hohenloher Freilandmuseums, Nr. 5.) Schwäbisch Hall: Mahl 1988. 180 S., zahlr. Abb.

Der in seiner Aufmachung schmucke Band enthält vielfältig anregende und kenntnisreiche Beiträge, noch dazu leichtfaßlich geschrieben. Die Entwicklung in der bäuerlichen Welt der letzten dreihundert Jahre wird am Modell Hohenlohe aufgezeigt. Deutlich werden dabei die seitherigen Verluste bei Tierrassen, Getreide, Hackfrüchten, Blumen, Kräutern und Bäumen. Mit vielen Hinweisen findet der hohenlohische, einstige Bauernaufklärer Pfarrer Mayer seine gebührende Würdigung. Alle Verluste werden ausführlich nach Herkunft und Geschichte dargestellt. Der Anhang bringt außerdem einen Aufsatz über Bäume im alten Dorf und über Pflanzen in Volksmedizin, Brauchtum und Aberglauben. Eine reiche Bebilderung, teilweise farbig, sorgt für die nötige Anschaulichkeit. – Dem Leser wird die einstige Wirklichkeit und kein falsches, romantisches Bild vorgestellt. Das Buch kann Fachleuten als Wegweiser bei solchem Museumsaufbau dienen und dem Besucher, der nicht eilt, als vertiefender Begleiter. Ein ausführliches Literaturverzeichnis ist angeschlossen.

J. R. Frank

Kleidungsweise in Mittelfranken um 1850. Hrsg. von Evelyn Gillmeister-Geisenhof. (Schriftenreihe der Trachtenforschungs- und Beratungsstelle des Bezirks Mittelfranken, Bd. 2). Bad Windsheim: Delp 1988. 120 S., 55 farb. Abb.

Dieser Bildband publiziert und kommentiert erstmals eine Sammlung von 56 Trachtendarstellungen, die im Stadtarchiv Ansbach aufbewahrt werden. König Maximilian II. hatte 1852 die Sammlung solchen volkskundlichen Materials veranlaßt. Ergänzt werden die farbigen Zeichnungen durch Kleiderbeschreibungen der Bezirksärzte. Wer sich mit historischer Kleidung beschäftigt, sollte dieses gründlich und kritisch erarbeitete Buch zur Kenntnis nehmen. Wieder zeigt sich, wie differenziert ländliche Bekleidung gewesen ist, daß sie ständig verändert wurde und daß die regionalen Charakteristika besonders durch die Religionszugehörigkeit geprägt worden sind.

E. Göpfert

11. Biographien, Familiengeschichte

Gerd Wunder: Lebensläufe. (Bauer, Bürger, Edelmann, Bd. 2). Hrsg. von der Stadt Schwäbisch Hall. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 33). Sigmaringen: Thorbecke 1988. 402 S.

Dieses Buch, mit dem die Stadt Schwäbisch Hall Gerd Wunder zum 80. Geburtstag ehren und beschenken wollte und an dem Gerd Wunder bis zu seinem Tode gearbeitet hat, ist zu seinem Vermächtnis geworden. Gerd Wunder hat sich immer als Genealogen verstanden. Biographische Studien waren für ihn keine Nebensache, sondern Ausgangspunkt seines Nachdenkens über Geschichte.

»Was die großen wirtschaftlichen, politischen, geistigen, religiösen Strömungen bewirken, das wird sichtbar im Menschen«, so heißt es im Vorwort, das Gerd Wunder »Bekanntnis zur Biographie« überschrieben hat. Hier kann man in dichter, prägnanter Sprache die Maximen nachlesen, die sein Lehren und Schreiben bestimmt haben. Gerd Wunder hat eine große Zahl von Lebensbildern verfaßt und teilweise an schwer zugänglicher Stelle veröffentlicht. Für diesen Band hat er 36 Lebensbilder ausgewählt und überprüft. Sie sind zwei großen Kapiteln zugeordnet. Das 1. Kapitel »Aus Hall und Hohenlohe« sammelt 14 Lebensbilder, darunter regional so bedeutender Personen

wie des Bauernkanzlers Wendel Hipler, des Pfarrers der Reformationszeit Johann Eisenmenger oder der Stättmeister Büschler und Seufferheld. Daß den Verfasser ein Vergleich der Haller Chronisten Georg Widmann und Johann Herolt, gewissermaßen seine Vorgänger, gereizt hat, spürt man bei der Lektüre ihres Lebensbildes. Schon zu einer Zeit, als die Erforschung des Alltags und der Mentalitäten noch keine Mode der Geschichtswissenschaft war, hat sich Gerd Wunder um die »kleinen«, »normalen« Leute bemüht. Das belegen z. B. die Biographien des Schuhmachers Sigmund Weinbrenner oder des Lehrers Christian Hallberger. Das 2. Kapitel »Aus der weiten Welt« vereint 22 Lebensbilder. Hier zeigt sich, daß Gerd Wunders Lebensleistung sich nicht auf die Erforschung der Geschichte des württembergischen Franken beschränkt. In den Biographien von Bischöfen, Kanzlern, Bürgermeistern, Räten, Kaufleuten, Künstlern und Dichtern wird die reiche Vielfalt des vornapoleonischen Alten Reiches lebendig. Die Lebensbilder eines Nürnberger Amerikafahrers, eines Vizekönigs aus Peru, eines Naturwissenschaftlers in Chile machen uns mit der Neuen Welt vertraut, der Gerd Wunder persönlich so verbunden gewesen ist. Für die Auswahl der Lebensbilder war das sozialhistorische Interesse Gerd Wunders maßgebend. Der programmatische Titel nennt Bauer, Bürger und Edelmann, zu ergänzen sind die Frauen. In seiner Sozialgeschichte »Die Bürger von Hall« hat er ihnen ein Kapitel gewidmet. In die »Lebensläufe« hat er Gisela von Schwaben, Susanne von Limpurg und Sibilla Egen aufgenommen. Gerd Wunders wissenschaftliche Neugier, sein kritisch prüfender Zugriff und seine verhaltene Zuneigung gelten weniger den Tätern, die die Geschichte gestaltet, als den Männern und Frauen, die sie erlitten haben. Die Biographien beeindrucken durch eine umfassende Kenntnis der Quellen und ihre behutsame Deutung, durch die Art und Weise, wie die Menschen vergangener Zeiten und ihr Lebensgeschick zur Erfahrung für den Leser gemacht werden. Man sollte sich Zeit für diesen mit Bildern und Handschriftenproben sorgsam ausgestatteten Band nehmen. Er vermittelt überreiches Wissen und Kenntnisse und, was Geschichtsschreibung immer angestrebt hat, Einsichten über den Tag hinaus.

E. Göpfert

Hansjörg Ziegler: Maulbronner Köpfe. Vaihingen an der Enz: Melchior 1987. 130 S., zahlr. Abb., Farbtaf.

Nach der Reformation hat Herzog Christoph das Zisterzienserkloster Maulbronn in eine Klosterschule umgewandelt. Begabte Landeskinder sollten hier auf das Studium der Theologie im Tübinger Stift vorbereitet werden. Tausende von tüchtigen Pfarrern haben seitdem die Schulbänke in Maulbronn gedrückt, einige sind berühmte »Köpfe« geworden. Hansjörg Ziegler stellt in dem ansprechend gestalteten Bildband vierzehn »Maulbronner Köpfe« vor, neben den ganz Großen – Kepler und Hölderlin – auch so bedeutende Württemberger wie Vischer, Strauß, Herwegh. Man findet jeweils einen tabellarischen Lebensabriß, Berichte über die Maulbronner Zeit, poetische Jugendwerke, zeitgenössische Dokumente und Bilder. Auf die erstmals veröffentlichten Schülerzeichnungen des Maulbronner Seminaristen Hermann Hesse sei besonders aufmerksam gemacht.

E. Göpfert

Carlheinz Gräter: Götz von Berlichingen. Auf den Spuren eines abenteuerlichen Lebens. Stuttgart: Theiss 1986. 198 S., Taf., Abb.

Carlheinz Gräter: Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild. Stuttgart: Theiss 1988. 282 S., Abb.

Man darf Carlheinz Gräter wohl als den derzeit produktivsten Schriftsteller unserer Region bezeichnen. Seine zahlreichen Wander- und Reiseführer, seine kulturhistorischen und literaturgeschichtlichen Essays haben die Schätze und Schönheiten Frankens

und Württembergs für ein großes Publikum erschlossen. Mit der dramatischen Umbruchzeit des frühen 16. Jahrhunderts hat Gräter sich erstmals 1975 in seinem Buch »Der Bauernkrieg in Franken« beschäftigt. Jetzt legt er die Biographien der populären fränkischen Ritter jener Zeit vor. Götz von Berlichingen und Ulrich von Hutten sind eigenwillige, widersprüchliche Gestalten, die die Zeitgenossen und die Nachwelt fasziniert und verwirrt haben. Beide wurden im 18. Jahrhundert wiederentdeckt und dann literarisch und politisch als Kämpfer für deutsche Freiheit verwertet. Gräter erzählt ihren abenteuerlichen Lebensweg einfühlsam und zuverlässig, er zeichnet farbige, differenzierte Porträts, er vermittelt ihre Wirkungsgeschichte und sucht die Spuren, die heute an die einst umstrittenen Helden erinnern können. Ausführlich kommen die kämpferischen, sprachgewaltigen Ritter selbst zu Wort, der Poet und Pamphletist Hutten, der Memoirenschreiber Götz. Beide Bücher sind mit historischen Bilddokumenten reich illustriert.

E. Göpfert

Die Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Faks. Druck der Ausgabe 1842. Mit einem Nachwort von Heinrich von Mosch. (Bibliotheca Franconia, Bd. 10). Erlangen: Palm und Enke 1984. XIV, 348, 345 S. (2. Bde. in 1 Bd.).

Der Jurist, Historiker und Schriftsteller von Lang war in den kleinen Ämtern von »Duodez« im schwäbisch-fränkischen Bereich tätig, zunächst im Öttingenschen, später v. a. in Ansbach. Was er dabei erlebte, sah er mit den Augen eines Aufklärers. Da er sehr mitteilbar war, wollten die Schwierigkeiten nicht enden. – Wer jedoch heute diese Memoiren liest – vielleicht zusammen mit denen von C. J. Weber –, der gewinnt einen guten Blick für die Jahre des Umbruchs vor und nach dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803. Die Neuherausgabe ist verdienstvoll, der Gewinn für den historisch interessierten Leser beachtlich.

G. Kirn

R Gert Kollmer: Die Familie Palm. Soziale Mobilität in ständischer Gesellschaft. (Veröffentlichungen des Wirtschaftsarchivs Baden-Württemberg, Bd. 1). Ostfildern: Scripta Mercaturae 1983. 186 S., 17 Abb., 1 Faltblatt (Stammtafel).

1783 erhielt Carl Joseph, der Urenkel eines protestantischen Esslinger Bürgers und städtischen Registrators, Johann Heinrich Palm, von dem katholischen Kaiser Joseph II. den Titel eines Reichsfürsten verliehen und wurde Mitglied des Hochadels. Wie war ein derartiger Aufstieg in der statischen ständischen Gesellschaft möglich? Gert Kollmer hat dies untersucht. Er zeigt am Beispiel der Familie Palm, wie durch persönliche Leistung, eine geschickte Heiratspolitik und durch die Fürsprache einflußreicher Personen am Hofe gesellschaftliche Schranken durchbrochen werden konnten. Als erster durchbrach sie der Sohn des Esslinger Bürgers, Johann David, der durch sein organisatorisches und finanzielles Geschick die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zog, seine Informationen vom Hofe für private Geschäfte nutzbar machte, zu Vermögen kam, und damit dem kaiserlichen Hause aus mancher Finanzklemme verhalf, das ihn dafür wieder mit Auszeichnungen dekorierte. Seine Nachkommen, die sich vermehrt auf den Staatsdienst konzentrierten, bauten ihren Einfluß aus und kamen bis in die höchsten Ämter. Gewiß! Die Familie Palm blieb nicht von Rückschlägen verschont. Je mehr Einfluß sie erlangte, desto mehr Neider hatte sie, und desto mehr Intrigen war sie ausgesetzt; auch die Erhebung in den Reichsfürstenstand und die teure Hofhaltung zehrte einen Teil des Vermögens auf. Damit zeigt das faktenreiche Buch nicht nur Aufstieg und Fall der Familie Palm, sondern es gibt auch einen guten Einblick in die Verhältnisse am Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert.

O. Windmüller

John Gustav Weiß: Lebenserinnerungen eines badischen Kommunalpolitikers. Hrsg. u. bearb. von Jörg Schadt. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim, Bd. 6). Stuttgart: Kohlhammer 1981. 192 S., 60 Abb.

Im Jahre 1919 brachte John Gustav Weiß, der 1857 als Sohn einer Engländerin und eines badischen Beamten in Mannheim geboren wurde, seine Lebenserinnerungen zu Papier. Darin berichtet er uns über seine Kindheit, die Schul-, Universitäts- und Militärzeit im Kaiserreich sowie seine ersten beruflichen Erfahrungen als Redakteur, Rentamtmannt beim Freiherrn Carl von Adelsheim und als Archivar. 1893 kandidierte er als Bürgermeister in Eberbach, wurde mit großer Mehrheit gewählt und trat damit in die Politik ein. Bleibende Verdienste erwarb er sich als Initiator, Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender des Verbands der »mittleren Städte« Badens sowie als nationalliberaler Abgeordneter der 2. und später der 1. Kammer des Badischen Landtags. Seine unverblühten Schilderungen über seine Aktivitäten in Verband und Politik sind die historisch bedeutendsten Teile seiner Lebenserinnerungen. Interessant sind seine Nachträge von 1929, in dem er die Frage stellt, ob sich wohl der Faschismus in Deutschland durchsetzen wird, und von 1934, in dem er mit dem Nationalsozialismus vor allem deshalb sympathisiert, weil dieser den Bolschewismus verhindert habe. Schmerzlich stimmt ihm in seinem letzten Nachtrag aus dem Jahre 1942, daß die beiden Nationen, denen er seine Herkunft verdanke, »in einem Kampfe auf Leben und Tod einander gegenüberstehen«.

O. Windmüller

Joseph A. Ebe: Gräber deutscher Ritter des Johanniter-/Malteserordens in der St.-Johannes-Kirche in Valletta auf Malta. Paderborn: Bonifatius-Druckerei 1987. 114 S., farb. Abb.

Daß Malta, das vor allem durch seine prähistorischen Denkmäler Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt erregt hat, auch andere, historisch interessante Dinge besitzt, zeigt der kleine Band von Joseph A. Ebe über Grabdenkmale deutscher Ritter des Johanniter-/Malteserordens in der St.-Johannes-Co-Kathedrale in Valletta. Der Fußboden dieser Kirche ist von 375 Grabplatten der Ritter dieses Ordens bedeckt. Die St.-Johannes-Co-Kathedrale war die Konventskirche des Johanniter-/Malteserordens, der von Kaiser Karl V. 1530 u. a. die Insel Malta zu Lehen bekam und nach 268jähriger Anwesenheit 1798 von Napoleon von dort wieder vertrieben wurde.

Bis heute haben sich aber zahlreiche Erinnerungen an die einstigen Ritter erhalten. Zu ihnen gehört die genannte Kirche, die heutige Co-Kathedrale in der Stadt Valletta.

Ebe beschäftigt sich in seinem Büchlein mit den 20 Gräbern der Ritter und Kapläne Deutscher Zunge. Die meisten dieser Grablegen, insgesamt 13, befinden sich in der Deutschen Kapelle, die restlichen sechs Gräber an verschiedenen Stellen des Kirchenschiffs.

Die Grabplatten bestehen aus farbigen Marmorstücken, die zahlreiche Figuren, Ornamente, Symbole verschiedenster Art und Wappen gestalten. Jede Platte trägt eine lateinische Inschrift. Neben einer farbigen Abbildung jeder der 20 Grabplatten ist Ebe bemüht, auch die lateinische Inschrift und eine möglichst exakte deutsche Übersetzung wiederzugeben, was nicht immer ganz leicht ist, da so manche Grabplatte unter den Füßen der Gläubigen gelitten hat, die Inschrift oft nur schwer zu entziffern ist.

Die Dokumentation der Grabdenkmale ergänzt Ebe durch biographische Daten der in der Kirche bestatteten deutschen Ritter und Kapläne, die zwischen 1600 und 1798, also bis zu der Vertreibung des Ordens, auf Malta lebten.

Unter den 20 Deutschen befindet sich übrigens auch Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode-Reichenstein, der einem niederrheinischen Adelsgeschlechte entstammte und be-

reits im Alter von sechs Jahren in den Orden aufgenommen worden war. Nesselrode war später dann u. a. Komtur von Schwäbisch-Hall, wie auf der Grabplatte zu lesen ist. Auch wer sich bisher nicht mit dem Johanniter-/Malterserorden beschäftigt hat, kann dieses Büchlein mit Interesse studieren. Für den Malteser-Touristen, der sich mit der Geschichte des Ordens näher befassen möchte, ist der Band eine schöne Lektüre zur Vorbereitung und äußerst hilfreich beim Besuch der Kirche. Ein Grundriß der St.-Johannes-Co-Kathedrale, der die Lage sämtlicher deutscher Grablagen enthält, erleichtert ihr Auffinden und ein kleines Glossarium am Ende erläutert so manchen Fachterminus.

H.-D. Bienert

12. Allgemeine Stadtgeschichte

Otto Borst: Babel oder Jerusalem. Sechs Kapitel Stadtgeschichte. Hrsg. v. H. Böhme und E. Jäckel. Stuttgart: Theiss 1984. 637 S., 1 Abb.

Die Darstellung gehört zum Besten, was bisher über dieses Thema geschrieben wurde: Da ist die Reichsstadt, die sich bis zum Ende 1802 redlich bemüht, das Recht als verbindende Lebensform zu achten und dem »gemeinen Wesen« seinen Lebensboden zu geben, da sind die den Territorialstaaten vielfach überlegenen Schulen, die Stadtbibliotheken, die Archive und das Kunsthandwerk; Musik und Theater werden gefördert, kurz, eine Kultur, die lebt und Maßstäbe setzt, auch im Spital und der städtischen Armenpflege. Es geht um die Stadt, zumal um die überschaubare Stadt, die in kleinen, praktischen Schritten zu erreichen versucht, was die Alten in der Polis zum Ideal erhoben: das Schicksal des Gemeinwesens demokratisch und mit Augenmaß zu meistern. Was ist diese Stadt? Eine Pforte Gottes, ein goldener Kelch, der alle Welt trunken macht, oder unser aller Mutter? Böse, gut, schön, häßlich? Hier werden geistesgeschichtlich-religiöse Linien aufgezeigt, die einerseits aus der Stadt ein Jerusalem machen wollten, während andererseits die Stimmen derer immer lauter werden, die in der Stadt nur Babel sehen. Wir Heutigen sollen aus Vergangenen die Gegenwart begreifen, Überkommenes sichern und zur eigenen Zukunft machen. So läßt Borst gerade den deutschen Reichsstädten in ihrer Spätphase Gerechtigkeit widerfahren.

G. Kirn

Otto Borst: Stadtkleinode in Württemberg. Geschichte im Gehäuse. Mit Zeichn. von Werner Rosenbusch. Konstanz: Stadler 1986. 335 S., Abb.

Bei der Darstellung von 26 württembergischen Städten aus acht Landesteilen kennzeichnet der Verfasser, Ordinarius für Landesgeschichte an der Universität Stuttgart, sowohl bemerkenswerte Einzelgebäude als auch das für eine Altstadt charakteristische Ensemble. Historische Daten sind geschickt begrenzt ausgewählt und bauliche Besonderheiten immer wieder aufgelockert dargebracht, durch eingeschobene portraithafte Personenschilderungen bekannter Persönlichkeiten, wie auch von rechten Originalen aus den einfachen Bevölkerungskreisen. Borst kennt die Städte von öfteren Besuchen in verschiedenen Zeiten so gut, daß seine Schilderungen geradezu ein Miterleben möglich machen.

Die wenigen Bleistiftzeichnungen von Rosenbusch illustrieren den Text unaufdringlich mit charakteristischen Gebäudedetails. Ausgewählte Literaturhinweise sind dem Buch als Anhang beigegeben.

J. R. Frank

13. Einzelne Orte

Hans Joachim Bayer; Gerhard Schuster: Besucherbergwerk »Tiefer Stollen«. Erzbergbau in Aalen-Wasseralfingen. Stuttgart: Theiss 1988. 169 S., 132 Abb. Mit dem vorliegenden Buch liegt ein sehr ausführlicher Führer für das 1987 eröffnete Besucherbergwerk »Tiefer Stollen« in Aalen-Wasseralfingen vor. In 15 Kapiteln wird nicht nur das Bergwerk selbst erläutert, sondern auch die »Geologie des Aalener Raumes«, »Die Eisenerzvorkommen«, »Eisenerzgewinnungsstätten«, »Erzverhüttung«, »Erzaufbereitung«, die »Geschichte des Bergbaus in Aalen-Wasseralfingen und auf der Ostalb«, um nur einige Kapitel zu nennen. Unterstützt wird der Text von ausgezeichneten, z.T. farbigen Fotos, Skizzen und Karten. So ist mit diesem Buch der Rahmen eines einfachen Führers sicherlich überschritten und man möchte dieses Buch eigentlich als Vor- wie auch als Nachbereitung eines Besuches des Bergwerkes empfehlen. Daß auch für die entsprechende Textqualität gesorgt ist, verbürgen die beiden fachkundigen Autoren H. J. Bayer und G. Schuster. Ein kurzes Glossar, welches Fachtermini erläutert, findet sich am Ende des Buches, ebenso eine kleine Liste mit weiterführender Literatur. Äußerst störend auf das Erscheinungsbild wie auch auf die Lesqualität wirken die im Text verteilten, z.T. ganzseitigen Werbeanzeigen. Es wäre zu überlegen, ob dies in einer – sollte sie geplant sein – zweiten Auflage nicht vermieden werden kann bzw. entsprechende Sponsoren sich mit einer Namensnennung in einem entsprechenden Vorwort begnügen können. Abgesehen davon bietet das Buch jedoch interessante Einblicke in den ehemaligen Bergbau des Aalener Raumes. *H.-D. Bienert*

Die Abtei Amorbach im Odenwald. Neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Klosters und seines Herrschaftsgebietes. Hrsg. von Friedrich Oswald und Wilhelm Störmer. Sigmaringen: Thorbecke 1984. 480 S., 149 Abb., 3 Ktn.

Zur 1250. Wiederkehr der Gründung des Klosters Amorbach im Odenwald widmeten Herausgeber und Verlag der 1803 säkularisierten Benediktinerabtei einen umfangreichen, gut ausgestatteten Sammelband mit 22 Beiträgen namhafter Historiker, Kunsthistoriker, Literatur- und Wirtschaftswissenschaftler, Volkskundler und Siedlungsgeographen. Aus ihnen wird nicht nur die zentrale Bedeutung des Klosters für den östlichen Odenwald und das Bauland deutlich, sondern das Buch zeigt auch auf, daß die Abtei bereits im frühen Mittelalter enge Beziehungen nach Thüringen und Frankreich unterhielt. Umfangreiches Material ist zur Bau- und Kunstgeschichte der Klosteranlage ausgebreitet. Hier ist besonders auf die Untersuchungen von Roger M. Gorenflo über »Die Rekonstruktion und die zeitliche Einordnung der romanischen Zweiturmfassade der ehemaligen Abteikirche Amorbach« sowie des unvergessenen Fritz Arens über die Säulen des sog. »Kirchgangs« hinzuweisen. 1734 bot die Jahrtausendfeier der Klostergründung den Auftakt für den Neubau der Klosterkirche unter Beibehaltung des mittelalterlichen Turmpaars. In die Planung spielen so berühmte Namen wie Justus Heinrich Dientzenhofer und Balthasar Neumann hinein; ausgeführt wurde der Bau von Maximilian von Welsch. Entstehung und Ausstattungsprogramm der Kirche behandeln Bernhard Schütz und Friedrich Oswald, die 1788 begonnene kostbare Auszierung der Konventsräume durch den Gernsheimer Stukkateur Andreas Dittmann würdigt Jürgen Julier. Besondere Anerkennung verdient das Bemühen von Fritz Kaiser, den nach der Säkularisation des Klosters regelrecht geplünderten einstigen Bestand der Abteibibliothek so weit als möglich zu rekonstruieren. Hervorzuheben ist das Register, das den Gebrauch des Buches wesentlich erleichtert. *M. Akermann*

Bilder aus der Geschichte der Stadt Crailsheim. Nr. 1/1980-9/1988. Hrsg. von der Crailsheimer Volksbank. Texte von H. J. König. Crailsheim: Hohenloher Druck- und Verlagshaus.

Seit 1980 legt H. J. König, Nestor der Crailsheimer Heimatforscher, alljährlich eine Broschüre zu meist spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Themen der Crailsheimer Stadtgeschichte vor. Schon 1981 konnte die als Herausgeber und Finanzier der gratis erhältlichen Hefte auftretende Crailsheimer Volksbank »eine sehr große Resonanz« feststellen.

König liefert keine Stadtgeschichte in Fortsetzungen. Vielmehr bietet er historische Momentaufnahmen (Stadt und Festung im 15. Jahrhundert, Nr. 1; Kriege und Feldzüge des 15. Jahrhunderts, Nr. 2; Leben im 16. Jahrhundert, Nr. 8; Dreißigjähriger Krieg, Nr. 9), behandelt die Kirchen- und Religionsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts (Nrn. 4 bis 6), die Stadtentwicklung in acht Jahrhunderten (Nr. 3) oder die bis in die Gegenwart reichende Baugeschichte der Johanneskirche (Nr. 7).

Die in der Regel 24seitigen Hefte sind durch zahlreiche Aufnahmen und Abbildungen bereichert. Auf die Fortsetzung darf man gespannt sein.

Dem Autor wie den Herausgebern gebührt Anerkennung für ihren unkonventionellen und nachahmenswerten Weg, Interesse an der Lokalgeschichte zu wecken. Um so bedauerlicher ist es, daß das Crailsheimer Stadtarchiv – Königs Hauptfundus – nach wie vor praktisch unzugänglich ist.

H. P. Müller

R/ Rupert Leser (Fotos): Ellwangen. Text: Manfred Thier. Ellwangen: Schwabenverl. 1986. 125 S., zahlr. Abb.

Dieses ist ein gefällig aufgemachter Bildband von Ellwangen – für Freunde der Stadt. Rupert Leser hat mit der Kamera farbige Motive eingefangen, die die Stadt von ihren besten Seiten zeigen. Dabei hat er nicht nur sehr stimmungsvolle Stadt- und Gebäudeansichten festgehalten, sondern auch ansprechende Straßenszenen. Bei Ellwangen versteht sich von selbst, daß hier auch Stiftskirche, Schloß und Schönenberg mit ihrer Architektur und ihren Kunstschätzen nicht zu kurz kommen. Manfred Thier widmet sich in seinem einleitenden Text zur Geschichte der Stadt Ellwangen vor allem städtebaulichen und architektonischen Aspekten.

E. Pastor

R/ Chronik der Stadt Heilbronn. Hrsg. von Friedrich Dürr [u. a.]. Heilbronn: Stadtarchiv 1986. Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn, Bd. 27, 28, 29.

1. Bd. 741 bis 1895. Unveränd. Nachdr. d. 2. Aufl. von 1926. V, 525 S., Abb.

2. Bd. 1896 bis 1921. Unveränd. Nachdr. d. Erstausg. von 1922. 358 S., Abb.

3. Bd. 1922 bis 1933. LXX, 758 S., zahlr. Abb., 1 Stadtplan »Heilbronn 1925«.

Die Herausgabe der »Chronik der Stadt Heilbronn 1922 bis 1933« nahm das Stadtarchiv Heilbronn zum Anlaß, die in den Jahren 1895 und 1922 erschienenen Bände 1 und 2, beide von Friedrich Dürr bearbeitet, als Faksimiledrucke neu aufzulegen, »nachdem«, wie es im Vorwort des Herausgebers der »Trilogie«, Archivdirektor Dr. Helmut Schmolz, heißt, »diese schon lange vergriffen, äußerst selten geworden sind... und im Antiquariatshandel nur zu hohen Preisen schwer zu bekommen waren«. Schmolz wußte dabei sehr wohl, »daß beide Bände Dürrs aufgrund der inzwischen vorangetriebenen historischen Forschung einer Neubearbeitung bedurft hätten«. Diese hätte jedoch Jahre gedauert und das ganze Vorhaben wäre dadurch »ungemein verzögert« worden.

Friedrich Dürr behandelt im 1. Teil seiner Chronik den Zeitraum von den Anfängen der Stadt (1. Nennung 741) bis zum Jahr 1895. Im 2. Teil folgt die Zeitspanne zwischen 1896 und 1921. Beide Bände, in schöner Fraktur gesetzt und durch ausführliche Regi-

ster erschlossen, enthalten zahlreiche Informationen, meist stichwortartig formuliert, für die Dürr für die Zeit vor 1800 die sogenannten »Heilbronner Weinbüchlein«, chronikalische Aufschriebe ab 1519, sowie verschiedene andere stadtgeschichtliche Arbeiten benutzte.

Für die Bearbeitung des 3. Bandes wurde beim Stadtarchiv eine zusätzliche Planstelle eingerichtet, die mit Werner Föll besetzt wurde. Dieser stellt in einer umfangreichen Einleitung die politische Situation in Heilbronn zur Zeit der Weimarer Republik und die im Vordergrund der Arbeit von Stadtverwaltung und Gemeinderat stehenden Aufgaben dar. Ausführlich geht er auf das wirtschaftliche und das kulturelle Leben in der Stadt ein.

Für die Bearbeitung des Chronikteils bedient sich Föll umfangreicher Vorarbeiten von Friedrich und Willy Dürr, Karl Wulle und Helmut Schmolz. Trotz der vom Herausgeber ausführlich dargestellten langen »Entstehungs- und Vorgeschichte« des Buches ist dennoch »der Typus der reinen Chronik, aus und in der Zeit geschrieben, vorrangig erhalten geblieben«, allerdings durch spätere Forschungen in Primärquellen »angereichert«.

Die Fülle der nahezu über jeden Tag in den umfangreichen Band aufgenommenen Informationen wird wohltuend unterbrochen durch die über den gesamten Text verteilten 108 Abbildungen, die das sorgfältig dokumentierte Zeitgeschehen beispielhaft illustrieren.

Das Stadtarchiv Heilbronn hat mit der Herausgabe dieser nunmehr bis zum Beginn des Dritten Reiches lückenlos vorliegenden dreibändigen Stadtchronik ein großartiges, für ähnliche Vorhaben anderer Städte in allen Teilen mustergültiges Werk geschaffen.

M. Akermann

R | Heubach und die Burg Rosenstein. Geschichte, Tradition, Landschaft. Hrsg.: Stadt Heubach. Schwäbisch Gmünd: Einhorn 1984. 412 S., 269 Abb.

In Heimatbüchern wird die Heimat meist chronologisch vorgestellt, d. h. also: man beginnt mit der Geologie, mit den Zeugen der frühen Erdzeitalter, und man endet in der Gegenwart. Das vorliegende Buch beginnt erst mit der Vorgeschichte von Ort und Umgebung, schildert dann chronologisch das Geschehen über Mittelalter und Industriezeitalter hinweg bis zur Gegenwart. An das nachfolgende volkskundliche Kapitel schließen sich erst am Ende naturbezogene Themen aus der Gegenwart an, in die der geologische Pflichtstoff knapp einbezogen wurde. Was an diesem Heimatbuch be-
steht, sind die scheinbar fließenden Übergänge von einem zum anderen historischen Thema. Berücksichtigt sind hier auch die zwei Partnerstädte in Frankreich und Österreich mit kurzen historischen Abrissen. Ein Heimatbuch mit gut durchdachter und ebenso ausgeführter Gliederung.

E. Pastor

R | Stephan Keck; Haucke Schmitt: 500 Jahre Heerbergskirche. Eine Festschrift. Hrsg.: Evangelische Kirchengemeinde Laufen/Kocher. O. E., 96 S., Abb.

Die Jubiläumsschrift enthält einen ausführlichen, urkundlich erarbeiteten Geschichtsab-
riß der einstigen Wallfahrtskirche. Außerdem eine kunstverständige, bebilderte Beschreibung des Flügelaltars von Zeytblom, der Figuren von Jörg Syrlin d. J. und der Alabastermadonna und ihrer wechselreichen Unterbringungsgeschichte. Die Kunstwerke selber sind heute nicht mehr in der Kirche, sondern im Alten Schloß Stuttgart, in der Schloßkirche Untergröningen und im Kernerhaus Weinsberg. Kunstfreunde werden dankbar die Aufsätze lesen, darunter auch einen von Justinus Kerner, der damals auf dem Heerberg den Altarmaler Zeytblom für die Kunstgeschichte entdeckte.

Familienkundlich von Interesse sind die vollständigen Listen der Pfarrer, Kirchenpfleger, Mesner, Organisten und Kirchengemeinderäte.
J. R. Frank

R/ Karl Rommel: Grundzüge einer Chronik der Stadt Löwenstein. Magstadt: Bissinger 1980. 286 S.

Die alte Chronik aus dem vorigen Jahrhundert wird hier in einem fotomechanischen Nachdruck neu aufgelegt. Die schwierigen drucktechnischen Probleme sind gut gemeistert. In der Chronik selbst ist die älteste Zeit Löwensteins bis 1125 in sechs Kapiteln beschrieben. Aber ab dem Jahr 1123, als der Ort in den Besitz der Grafen von Calw kam, wird die Geschichte in annalistischer Form dargeboten, wobei der Besitz bzw. die jeweilige Landeshoheit noch als weiteres Gliederungsprinzip dient. Im 19. Jahrhundert ist für jedes Jahr eine Notiz zu finden. In einem Anhang wird die »Jetztzeit« (1893) beschrieben und statistisch aufgearbeitet. Ein Nachwort und ein kurzer Bildanhang ergänzen dieses für Löwenstein und seine Umgebung wertvolle Sammel- und Nachschlagewerk.
A. Zieger

750 Jahre Stadt Miltenberg 1237 bis 1987. Beiträge zur Geschichte, Wirtschaft und Kultur einer fränkischen Stadt. Hrsg. von der Stadt Miltenberg anlässlich des 750. Jahrestages ihrer ersten Erwähnung. Miltenberg, 1987. 472 S., Abb.

1987 beging die Stadt Miltenberg ihr 750. Jubiläum. Das veranlaßte die Stadt, ein Heimatbuch herauszugeben, das die Geschichte der Stadt am Main in sieben Kapiteln ausbreitet. Jedes Kapitel ist wieder unterteilt. So zahlreich wie die einzelnen Artikel sind, ist auch die Zahl der Autoren. Die einzelnen Kapitel behandeln die frühe Geschichte Miltenbergs, die Wirtschaftsgeschichte der Stadt, das Leben der christlichen Kirchen und das Schicksal zweier jüdischer Mitbürger (einer Frau und eines Mannes), die Geschichte der verschiedenen Schulen, Miltenberger Künstler und Persönlichkeiten, die Stadtteile und das heutige Miltenberg, darunter das Handwerk nach dem Zweiten Weltkrieg, die Wirtschaft zur gleichen Zeit und Miltenbergs historische Bauten. Hervorzuheben ist, daß für die Darstellung der einzelnen Gebiete ein Anmerkungsverzeichnis angefügt ist. Mitarbeiterverzeichnis und Bildnachweis schließen den Band ab.

H.-J. König

Das kurfürstliche München 1620 bis 1800. Zeitgenössische Dokumente und Bilder. Ausgew. und hrsg. von Jacob Georg Wolf. Reprint der Ausgabe von 1930. Würzburg: Weidlich 1985. 524 S., 138 Abb.

Anfang 1623 wurde der bayerische Herzog Maximilian I. anstelle seines Pfälzer Verwandten Friedrich V. Kurfürst. Friedrich war Führer der 1608 gegründeten evangelischen Union und verlor 1620 die Schlacht am Weißen Berge bei Prag und damit u. a. auch die Kurwürde. Sein Münchener Verwandter Maximilian stand auf des Kaisers Seite und wurde Führer der seit 1609 existierenden katholischen Liga. Auf diese Weise wurde München kurfürstliche Residenzstadt und blieb es bis 1806, als Kurfürst Max IV. Joseph König wurde. Auf diese Weise war München über 280 Jahre lang kurfürstliche Residenzstadt. Mit ihr beschäftigte sich der Münchener Kunsthistoriker und Kunstkritiker Jacob Georg Wolf ausführlich. In einer Vielzahl von Aufsätzen und Artikeln aus der jeweiligen Gegenwart trägt er aus Veröffentlichungen und Archiven zusammen, was er an Vorlagen aufspürt. So entstand ein farbenfrohes Bild vom kurfürstlichen München. Das Leben am Hof, die Kurfürsten, die Residenz, die verschiedenen Residenzbrände, die Hungersnot von 1772 und vieles andere wird hier vorgestellt. Auch die Besetzung der Stadt durch den schwedischen König Gustav II. Adolf wird beschrieben. Der Übergang an die Pfälzer Linie mit Karl Theodor 1778, der

München nicht mochte und den die Münchener nicht mochten, wird dargestellt. Die Reihe der bayerischen Kurfürsten endete mit Max IV. Joseph, der 1806 bayerischer König wurde. Das Buch ist gewiß nicht nur für Münchener oder für die Bayern lesenswert, enthält es doch einen wichtigen Ausschnitt aus der Geschichte der bayerischen Landeshauptstadt. Dem Verlag Weidlich in Würzburg ist für die neuerliche Reprintausgabe zu danken.

H.-J. König

R/ Hans-Dieter Bienert; Gerhard Fritz: Murrhardt in alten Ansichten. Zaltbommel: Europäische Bibliothek 1987. 80 S., 76 Abb.

Rechtzeitig vor dem 1200. Jahrestag der urkundlichen Erstnennung Murrhardts ist dieser abwechslungsreich gestaltete, mit vielen erläuternden Kommentaren versehene Bildband erschienen, der dem Betrachter einen Querschnitt durch viele Lebensbereiche von den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts bis in die 30er Jahre bietet.

Die Bilderfolge beginnt mit einer der ältesten Fotografien, die es von Murrhardt gibt. Sie zeigt den anlässlich der Eröffnung der Murrtalbahn 1878 festlich geschmückten Westeingang der Stadt: »Nehmt unsre Grüsse freundlich an. Willkommen werthe Gäste! Und ist's auch nur ein Theil der Bahn; Wir feiern ihn aufs Beste.« Es folgen weitere Aufnahmen von der Stadt, der Walterichskirche, dem Bahnhof, den Villen am Hofberg. Eine Bilderfolge beschäftigt sich mit dem Entstehen erster Murrhardter Industriebetriebe. Die zahlreichen, z. T. heute nicht mehr bestehenden Gaststätten sind ebenfalls ein Thema, wie auch nicht alltägliche Ereignisse, so die Autoparade vor der »Sonne-Post«, Eisschollen auf der Murr im Winter 1928/29 oder das Hochwasser um 1914. Neben Bildern des Alltagslebens zeigt der Band, daß auch das »große Leben« an der Kleinstadt nicht spurlos vorüberging. Acht Bilder dokumentieren die Zeit des Ersten Weltkrieges. Da in Murrhardt schon früh ein Kriegslazarett eingerichtet wurde, zeigte sich der Schrecken der Vernichtung den Bewohnern sehr früh. Am Ende des Krieges hatte Murrhardt 176 Tote zu beklagen.

Ein Ereignis besonderer Art waren in den 20er Jahren die »Murrhardter Römerfestspiele«. Mit einem für eine kleine Stadt enormen Aufwand ließen die Murrhardter römische Vergangenheit wieder auferstehen. Initiiert von Präparator Schweizer, fanden am »Römersee« außerhalb der Stadt die Vorführungen über den Kampf der Römer gegen die Germanen statt. Ein für die damalige Zeit sicherlich symptomatisches Thema: Niederlage und Reparationen des Ersten Weltkrieges lasteten schwer auf den Gemütern.

Aberundet wird der Band durch Aufnahmen aus den Murrhardter Teilorten Kirchenkirnberg und Fornsbach sowie einigen Weilern.

Möglich geworden ist die Zusammenstellung dieses Bildbandes überhaupt erst durch die unermüdliche Arbeit des schon lange verstorbenen Fotografen Friedrich Weber, der in vielen tausend Fotografien aus der Zeit nach der Jahrhundertwende bis nach dem Zweiten Weltkrieg Murrhardter Leben dokumentierte. Deshalb ist es selbstverständlich, daß der Großteil der hier vorgestellten Aufnahmen aus seiner Kamera stammt und somit seine Arbeit gewürdigt wird.

Die Murrhardter haben seiner Arbeit lange Zeit nicht den Stellenwert beigemessen, der ihr gebührt: Ohne sie wäre vom alten Murrhardt und seinem Aussehen weitaus weniger bekannt. So aber wird es dem Betrachter ohne Mühe ermöglicht, einen Streifzug durch Murrhardter Gassen des 19. und 20. Jahrhunderts zu unternehmen und Vergangenes für sich wieder zu entdecken. Manch alter Murrhardter findet sich vielleicht selbst auf dem einen oder anderen Bild.

Für jeden an der Murrhardter Geschichte Interessierten wird dieser Bildband deshalb

eine Bereicherung darstellen und immer wieder gern zur Hand genommen werden.
Th. Bertsch

Öhringen. Stadt und Stift. Red.: Gerhard Taddey u.a. Hrsg. v.d. Stadt Öhringen. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 31). Sigmaringen: Thorbecke 1988. 556 S., 351 Abb.

Mit diesem Buch wird eine höchst willkommene Übersicht über die hohenlohesischen Landesgeschichte allgemein und die Geschichte der Stadt Öhringen im besonderen vorgelegt, erschienen anlässlich des 950. Stadtjubiläums im Jahre 1987. Es ist schon so: Während sich der Niedergang der Ideologien und damit auch die Reserve gegenüber den großen Vaterländern in Ost und West registrieren läßt, bleiben wir heutzutage wie C. J. Weber am liebsten in Ithaka, der kleinen Felseninsel der Heimat, auch wenn wir nebenher die ganze Welt durchwandern.

Dem trägt dieses Buch Rechnung. Liebevoll, »als suchten sie die Libertät einer Reichsstadt zu erhaschen« (S. 150), zeichnen die sachkundigen Verfasser das Werden und Wachsen der heimlichen und seit 1788 sogar offiziellen Hauptstadt des Fürstentums Hohenlohe: für Geschichtsfreunde eine wahre Fundgrube, nicht nur der Stadt-, sondern auch der Landesgeschichte. Nebenbei: Im Blick auf die vielen Linien des Hauses Hohenlohe mit den verwirrend vielen Grafen- und Fürstennamen wäre eine zusätzliche Ahnentafel hilfreich gewesen.

Wer in und um Öhringen wohnt, findet erstmalig eine ausführliche und umfassende Darstellung des Geschehens in seiner Stadt im 20. Jahrhundert; hervorzuheben wäre noch, daß auch die im Zuge der Gebietsreform eingemeindeten Dörfer und Weiler nicht vergessen sind.
G. Kirn

R/ Pfedelbach 1037 bis 1987. Aus Geschichte und Gegenwart. Bearb. v. Fritz Kempt u.a. Red.: Gerhard Taddey. Hrsg. v. d. Gemeinde Pfedelbach. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 30). Sigmaringen: Thorbecke 1987. 358 S., zahlr. Abb.

Die 950jährige Wiederkehr der ersten Nennung des Ortes gab den Anstoß für dieses Heimatbuch. Zahlreiche Mitarbeiter haben die Archivbestände erstmals gesichtet und ausgewertet. Gerhard Taddey, der ehemalige Leiter des Hohenlohe-Zentralarchivs Neuenstein, hat die Beiträge redigiert und ergänzt und so ein Werk aus einem Guß geschaffen, das gründlich über die geschichtliche Entwicklung Pfedelbachs und seiner Teilorte Heuberg-Buchhorn, Harsberg, Oberrohrn, Untersteinbach und Windischenbach unterrichtet. Bemerkenswert ist die vorzügliche Bildauswahl. Karten, Pläne, Gemälde, Stiche und alte Fotos aus einer privaten Sammlung dokumentieren das Bild der Gemeinde Pfedelbach im Wandel der Zeiten.
E. Göpfert

R Rottenburg am Neckar 1750 bis 1830. Von der vorderösterreichischen Oberamtsstadt zum Sitz des württembergischen Landesbistums. Hrsg. von Karlheinz Geppert und Heiner Maulhardt im Auftrag der Stadt Rottenburg am Neckar und der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Rottenburg a. N.: Diözesan- und Stadtarchiv 1988. 120 S., Abb.

Ein in jeder Beziehung vorbildliches Buch, das die Archivare von Stadt und Diözese anlässlich einer stadtgeschichtlichen Ausstellung im Frühjahr 1988 herausgegeben haben! Vorbildlich schon die äußere Form: Typographie, Layout, Qualität der Reproduktionen. Vorbildlich aber auch die Darstellung jener acht Dezennien Rottenburger Geschichte, in denen 425 Jahre habsburgische Herrschaft zu Ende gingen, in denen der württembergische König das zur Bedeutungslosigkeit herabgesunkene Landstädtchen mit einer Landesstrafanstalt »aufwertete« und in denen die Bemühungen zur Schaf-

fung eines katholischen Landesbistums gegen die starke Konkurrenz Ellwangens durchgesetzt werden konnten.

M. Akermann

Klaus Graf: Gmünder Chroniken im 16. Jahrhundert. Texte und Untersuchungen zur Geschichtsschreibung der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Schwäbisch Gmünd: Einhorn 1984. 358 S., Abb.

Die Arbeit hat zwei Ziele, einmal will sie die Texte Gmünder Chroniken erschließen und dann erklären, wer der Träger des Überlieferungsgutes war und welcher Zweck damit verbunden wurde. Im Mittelpunkt des ersten Zieles steht die um 1550 niedergeschriebene Chronik des Gmünder Stettmeisters Paul Goldstainer. Zuvor erfährt man etwas über die Anfänge einer geschichtsschreibenden Betätigung in der Reichsstadt, es waren die kurzen Notizen der Stadtschreiber in ihren Amtsbüchern, die bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen. Die Wirkungsgeschichte des Chronikwerks Paul Goldstainers im 16. Jahrhundert und ein Ausblick bis ins 19. Jahrhundert runden dieses erste

Ziel ab. Im Editionsteil werden nach einer ausführlichen Einleitung Texte aus vier Quellenbereichen wiedergegeben: Texte zur Textgeschichte der Gmünder Chronik Paul Goldstainers, eine Bürgerliste, die Beschreibung des Überfalls 1546 und annalistische Aufzeichnungen. Das vorliegende Werk hat eine lange Entstehungszeit hinter sich, von einer dreiseitigen Skizze über eine Magisterarbeit bis zu separat erschienenen Aufsätzen. Daraus ist eine Mischung verschiedener Aspekte entstanden, die der Verfasser in dem übergreifenden Thema verklammert. Auch bei der Verarbeitung des historischen Stoffes hat der Verfasser verschiedene Methoden, u. a. die literaturwissenschaftliche, angewandt. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Register sowie ein ausführlicher Orts-, Personen- und Sachindex erschließen gut die behandelte Materie.

A. Zieger

R/ Michael Sylvester Koziol: »Das ist ein politischer Brand!« Die »Reichskristallnacht« in Schwäbisch Hall und Braunsbach. Hrsg. von der Stadt Schwäbisch Hall. Schwäbisch Hall: Haller Tagblatt 1988. 79 S., Abb.

Es ist kein großes Werk, sicherlich auch keine Arbeit, die das Thema der »Reichskristallnacht«, das Judenpogrom vom 9. auf den 10. November 1938, in Schwäbisch Hall erschöpfend behandelt. Vielleicht ist es dazu auch schon viel zu spät, ein Großteil der Zeitzeugen ist inzwischen verstorben.

Nichtsdestoweniger hat der Autor versucht, die verbliebenen Augenzeugen zu den damaligen Geschehnissen zu befragen. Es ist erschütternd, wenn man dann liest, wie »ehrenwerte Bürger« der Stadt sich, von Haßtiraden gesteuert, zu Gewalttaten gegenüber ihren jüdischen Mitbürgern haben hinreißen lassen. Nur allzu verständlich erscheinen mir die Worte Koziols zu Beginn seiner Ausführungen: »Fassungslosigkeit, Entsetzen, Zorn und Scham. Das sind die Gefühle, die mich bei der Lektüre von Dokumenten, Berichten und den Aussagen über den Ablauf der »Reichskristallnacht« in Schwäbisch Hall von Opfern, Zeugen und Tätern erfüllen (. . .).« Und es ist beim Lesen der Dokumente, die am Ende des Büchleins in einem eigenen Kapitel zusammengestellt sind, kaum vorstellbar, zu welchen Taten gebildete Menschen fähig waren. Der Abdruck der Dokumente scheint mir für die vorliegende Arbeit von besonderem Wert. Etwas störend wirken die vielen »Schwärgungen« von Namen auf diesen Papieren. Bei Zeitdokumenten dieser Art erscheinen sie mir überflüssig, oder wird hier wieder einmal mehr falsch verstandener Datenschutz geübt?

Anlaß zur Kritik bieten die ersten drei Kapitel: »Der äußere Anlaß«, »Der Befehl« und »Das Pogrom«. Die in den beiden erstgenannten Kapiteln vorgestellten Dokumente

hätten doch als solche klarer gekennzeichnet werden sollen, vor allem beim Abschnitt über den »äußeren Anlaß«. Auch sind die verschiedenen Informationsquellen in diesen Kapiteln nicht immer klar zu trennen. Erzählung und Ansicht des Autors mischen sich mit Aussagen von Zeitzeugen und Auszügen aus Prozeßberichten der Jahre 1948/49, wobei dem Prozeß, der eigentlich die Verantwortlichen des Pogroms zur Rechenschaft ziehen sollte, ein eigenes kleines Kapitel gewidmet ist.

Diese teilweise fehlende Klarheit in der inneren Gliederung der einzelnen Kapitel mag in einer zukünftigen Überarbeitung des Büchleins berücksichtigt werden.

Trotz dieser Kritik möchte ich aber betonen, daß mit der vorliegenden Arbeit ein wichtiger Abschnitt der Zeitgeschichte behandelt wird und es ist besonders zu begrüßen, daß dies vor allem in jüngster Zeit auch auf lokaler Ebene geschieht. Insofern muß und soll Koziols Büchlein auch Anregung sein, sich verstärkt in der Lokalgeschichtsforschung mit ähnlichen Themen zu befassen.

H.-D. Bienert

R/ Harald Schukraft: Stuttgartar Straßen-Geschichte(n). Stuttgart: Silberburg-Verl. 1986. 192 S., Abb.

Wer das Amtsblatt der Landeshauptstadt Stuttgart in den letzten Jahren gelesen hat, der kennt sie schon, die Stuttgarter Geschichten. Zumindest viele davon.

Als das Buch erschien, waren etwa 30 der vorliegenden Straßen und Plätze im Amtsblatt beschrieben worden. Harald Schukraft erweiterte das Ganze um 20 Kapitel.

Beschrieben wird hauptsächlich die Innenstadt. Man macht einen Rundgang durch die Altstadt, durch die Vorstädte, Stuttgart Nord, dann West und kommt zurück zum Schillerplatz, von wo man im ersten Kapitel ausging.

Jeder Platz und jede Straße werden in einem eigenen Kapitel beschrieben, immer unterstützt von einigen Fotos, auf denen sich das Alte mit dem Neuen vergleichen läßt. Schon der Umschlag zeigt, wie interessant dieser Vergleich sein kann. Auf dem wird nämlich der Wilhelmsplatz mit Hauptstätter Straße gezeigt, vorne auf einem Foto von 1905, hinten auf einem aktuellen. Diese Stelle Stuttgarts, die im Zentrum liegt, kann durchaus für den Wandel des Stadtbildes stehen. Was dort vormals ein beschaulicher Platz mit einigen Läden, einem Postamt und einigen Wohnhäusern war, ist heute eine der Pulsadern des Stuttgarter Straßenverkehrs geworden. Wo einmal besagtes Postamt stand, ist jetzt eine dritte Straßenspur nebst Grünstreifen zu sehen.

Ähnlich sieht die Entwicklung anderer Stellen auch aus. Vieles hat sich verändert, seit 950 der Stutengarten gegründet wurde, der später zur Stadt anwuchs. Auch zwei Weltkriege taten das ihrige dazu, das Stadtbild zu verändern. So wurde beispielsweise die Lazarettstraße mitsamt Leonhardskirche und Rathausturm in Schutt und Asche gelegt, wie andere Straßenzüge auch. Und auch die kulturellen Hintergründe, die auf das Grundwesen einer Stadt einwirken, änderten sich. Was ursprünglich von Mönchen bewirtschaftet wurde, nämlich der Bebenhäuser Hof, kann das wohl am besten, da am extremsten, zeigen. Heute kommen wohl kaum Besucher zum Beten oder Beichten. Liebesbedürftig sind die heutigen Gäste immer noch – aber gegen Bargeld.

Harald Schukrafts Wissen über Stuttgart kommt nicht von ungefähr. Stadt- und Landesgeschichte sind sein Spezialgebiet. So ist er zum Beispiel Mitautor von Büchern wie »900 Jahre Haus Württemberg«, »Stuttgarter Handbuch« und »Stuttgart - Portrait einer Stadt«. Darüber hinaus gab er 1986 die »Stuttgarter Indiskretionen« heraus, ein zuerst 1892 erschienener Bericht eines anonym Reisenden über die Stadt Stuttgart. Wen wundert es noch, daß neben seiner journalistischen Tätigkeit seine Forschungsarbeiten den Schwerpunkt Schwaben haben und daß er ebenfalls noch als wissenschaftlicher Reiseleiter tätig ist.

I. Sundmacher

R/ Westheim am Kocher. 1200 Jahre Geschichte. Hrsg. von der Gemeinde Rosengarten, Ortschaft Westheim. Red.: Gottfried Bazlen. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 32). Sigmaringen: Thorbecke 1988. 511 S., 285 Abb.

R/ Berthold Schmitt; Manfred Kilian: 1200 Jahre Seckach. 788 bis 1988. Geschichte der Baulandgemeinde. Hrsg.: Heimatverein Seckach. Seckach 1988. 511 S., zahlr. Abb.

Heimat – das ist, wenn man sich die meisten Heimatbücher ansieht, etwas Geologie, eine Menge Geschichte, Verwaltung, Vereine, lokale Wirtschaft, Verkehr und viele Gruppenfotos von zumeist steif dasitzenden Menschen. Diese Machart – und zwar möglichst in der gleichen Reihenfolge – scheint zwangsläufig zu sein. Unterschiede in diesem ewig gleichen Schema merkt man erst, wenn man zwei wie die hier vorgestellten hintereinander anschaut. Beide anlässlich der ersten urkundlichen Erwähnung vor 1200 Jahren erschienen, beide 511 Seiten stark, jenes von Seckach reicher illustriert, erscheint dieses von Westheim vom inhaltlichen Format her doch gewichtiger.

Die Gründe dafür sind schnell gefunden: Die beiden Seckacher Autoren hatten zwei Jahre Zeit, ihr Heimatbuch aus Beiträgen der Jahreshefte ihres Heimatvereins und aus eigenen Recherchen zusammenzustellen. Von den 59 Beiträgen in diesem Buch stammen 51 aus der Feder eines der beiden Verfasser. Im Westheimer Heimatbuch teilen sich 20 Autoren in 36 Beiträge – unter ihnen sind Namen wie Gerd Wunder und Hans Hagdorn. Natürlich macht es nicht allein die Zahl der Autoren. Aber wenn man viele Verfasser zur Auswahl hat, ist deren Angebot auch reichhaltiger. Letztlich ist das aber auch wieder eine Frage der zur Verfügung stehenden Finanzen. Herausgeber in Seckach ist der 110 Mitglieder zählende Heimatverein, der finanzielle Hilfe vom Rathaus bekam. In Westheim war die Gemeinde Herausgeber und Zahlmeister in einem. Den Westheimern standen also bei aller sparsamen Verwendung der Mittel größere Möglichkeiten zur Verfügung.

Ist also das Seckacher Heimatbuch schlechter? Keineswegs; es ist das beste Heimatbuch, das es von Seckach gibt. So wie jenes von Westheim für Westheim unübertroffen ist.

E. Pastor

Die Matrikel des Gymnasiums Windsheim 1678 bis 1887. Bearb. von Hanns Bauer und Alfred Roth. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte. IV. Reihe, 9. Bd). Neustadt an der Aisch: Degener 1987. 304 S.

Dieser Edition von Schulordnungen, Statistiken und Namenslisten ist zunächst ein Aufsatz über die Entwicklung und die Verhältnisse des Stelligymnasiums vornehmlich im 17. Jahrhundert vorangestellt. In einem A-Teil werden dann drei Schulordnungen, ein Gutachten und Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums von 1790 bis 1814 abgedruckt. Ein B-Teil enthält Namenslisten und Statistiken des Reichsstädtischen Gymnasiums bis 1815 und der »Studienschule« und »Lateinschule« von 1815 bis 1887. In einem C-Teil, einem Namensverzeichnis, werden alle in den Listen erwähnten Schüler und Amtspersonen noch einmal in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt. Es sind 3424 Schülernummern mit vier bis fünf Angaben: Familien- und Vorname, Geburtsjahr, Klassenbesuch, ob Alumne oder Auswärtiger und spätere Tätigkeit am Windsheimer Gymnasium. Eine zweite Liste führt noch 82 Amtspersonen auf, die nicht im Schülerverzeichnis enthalten sind. Für den Freund der lokalen Kulturgeschichte und für jemand, der sich mit neuzeitlicher Bildungsgeschichte befaßt, ist dieser Band eine nützliche und aufschlußreiche Quelle.

A. Zieger

»Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen«. Anspruch und Wirklichkeit. Aus dem Leben Würzburger Frauen vom Kaiserreich bis heute. Hrsg. von Ulrich Wagner.

(Schriften des Stadtarchivs Würzburg, H. 5). Würzburg: Schöningh 1988. 196 S., 27 Abb.

Erschienen ist die vorliegende Publikation als Begleitband zu einer Ausstellung des Stadtarchivs Würzburg. Aufgabe der Ausstellung sollte es sein, die Geschichte der Würzburger Frauen vom »Kaiserreich bis heute« vorzustellen, insbesondere soll sie aber auch, wie es in einer Vorbemerkung dieses Buches heißt: »(...) inhaltlich weiterführende Informationen zum komplexen Thema der Frauenfrage insgesamt vermitteln«.

In einem ersten Teil des Buches wird in verschiedenen Aufsätzen die Stellung der Frau in Familie, Haushalt und Gesellschaft besprochen. Die einzelnen kleinen Kapitel befassen sich jeweils mit einem besonderen Aspekt, so beispielsweise dem »Mädchenschulwesen«, dem »Frauenstudium«, der »Frau und Mutter«, den »Frauen im Beruf«, den »Frauen in Kriegs- und Nachkriegsjahren« oder dem Thema »Frau und Politik«. Im Anschluß an einzelne Kapitel sind Quellen und Literatur zum entsprechenden Aufsatz angegeben.

Diesem mehr beschreibenden und analysierenden Teil folgt der Dokumentationsteil »Würzburger Frauen erzählen«. Hier schildern Frauen aus z.T. ganz unterschiedlichen sozialen Verhältnissen und gesellschaftlichen Schichten ihr Lebensschicksal (»Aus meinem Leben«), Situationen, die ihnen ihr Leben als Frau bewußt werden ließen. Vorangestellt sind den Berichten kurze biographische Angaben.

Ein abschließendes Kapitel ist der »Gleichstellung für Frauen der Stadt Würzburg« gewidmet, dem sich noch eine Zeittafel anschließt, die nach frauenspezifischen und allgemeinhistorischen Daten aufgliedert ist.

Einige Bilder und Dokumente illustrieren die Texte. Aufgrund der oft kurzgefaßten Kapitel, die komprimierte Informationen liefern, würden sich sicherlich diese für den Schulunterricht anbieten. Das Buch kann aber auch jedem/jeder an der Frauenfrage Interessierten empfohlen werden, und man kann hoffen, daß bald einmal ähnliche Unternehmungen auf lokaler Ebene auch in anderen Städten und Gemeinden vorgenommen werden.

H.-D. Bienert

14. Ausstellungen

R/ Leonhard Kern (1588 bis 1622). Meisterwerke der Bildhauerei für die Kunstkammern Europas. Mit Aufsätzen von Manfred Akermann u. a.; Katalog der Werke Leonhard Kerns und seines Umkreises von Elisabeth Grünenwald. Hrsg. von Harald Siebenmorgen. Sigmaringen: Thorbecke 1988. 272 S., 14 Farbtaf., Abb.

Leonhard Kern, geb. 1588 in Forchtenberg, von 1620 bis zu seinem Tode 1662 Bürger der Reichsstadt Hall, gehört unbestritten zu den bedeutenden, schon zu Lebzeiten hochgeschätzten Künstlern des 17. Jahrhunderts. Die Stadt Schwäbisch Hall machte es möglich, daß das Hällisch-Fränkische Museum sein Werk – Kleinplastiken aus Elfenbein, Alabaster, Bronze und Holz – drei Monate lang in einer außergewöhnlichen, einmaligen Ausstellung präsentieren konnte. Das schöne Katalogbuch ist Nachschlagewerk, Lesebuch und Bildband zugleich. Es ist der bleibende Gewinn dieser Ausstellung, denn es wird kaum wieder möglich sein, die empfindlichen Meisterwerke aus den europäischen Museen zwischen Paris, London und Budapest, Wien und Berlin zusammenzuführen, um sie vergleichend betrachten zu können. Der Katalog enthält im ersten Teil Aufsätze zur Biographie und zum Werk Leonhard Kerns. Herta Beutter hat die Archive in Neuenstein und Schwäbisch Hall durchforscht und berichtet über Kerns

Vita und Werk, soweit es sich in schriftlichen Quellen niedergeschlagen hat. Manfred Akermanns Beitrag »Die Reichsstadt Hall zur Zeit des Aufenthalts Leonhard Kerns« erläutert den zeitgeschichtlichen Hintergrund, der es erlaubt, einige Werke Kerns neu zu deuten. Für die kunsthistorischen Beiträge hat der Leiter des Hällisch-Fränkischen Museums, Harald Siebenmorgen, der die Ausstellung konzipiert und organisiert hat, die kompetentesten Kenner der Plastik des 17. Jahrhunderts gewinnen können. Alle haben schon wichtige Forschungsbeiträge zu Leonhard Kern veröffentlicht. Fritz Fischers Aufsatz »Leonhard Kern und Italien« zeigt, wie wichtig der Italieneraufenthalt von 1609 bis 1614 für den Künstler gewesen ist. »Bemerkungen zu Kunstproduktion und Sammlungswesen im 17. Jahrhundert, angeregt durch die Kleinplastiken Leonhard Kerns« steuert Johannes Zahlten bei. Tilman Kossatz spürt Werken Kerns in Schwäbisch Hall nach, wo neben dem bekannten Ezechiel-Relief des Stellwag-Grabmals weitere Grabsteine in den Umkreis Kerns gestellt werden können. Die Trinkgeschirre Kerns und seiner Schüler Johann Georg Kern und Johann Jacob Betzoldt beschäftigen Lise Lotte Möller. Ihr ist es erstmals gelungen, Werke, die bisher als Arbeiten Leonhard Kerns gegolten haben, diesen Schülern zuzuordnen, so daß Kerns Werkstatt ein eigenständiges Profil gewinnt. »Leonhard Kerns Kunst« charakterisiert Claus Zoege von Manteuffel in seinem feinfühlig und differenziert wertenden Beitrag. Der die ausgestellten Objekte ausführlich beschreibende und kommentierende Katalogteil umfaßt 142 Nummern. Die ersten Abteilungen sind den biographischen und stadteschichtlichen Zeugnissen gewidmet, es folgen Zeugnisse zur Bildhauertätigkeit, zum Kunstsammeln im 17. Jahrhundert und beispielhaft ausgewählte Vorbilder, Vorlagen und Zeitgenossen. Den Hauptteil, den Katalog der Werke Kerns, hat Elisabeth Grünenwald bearbeitet. Sie ist seit ihrer Monographie über Leonhard Kern von 1969 die anerkannte, führende Spezialistin. Der Katalog fußt auf ihren Forschungen, die sich an die Monographie angeschlossen haben und u. a. in unserem Jahrbuch Band 70, 1986 veröffentlicht worden sind, und auf der lebhaften wissenschaftlichen Diskussion, die ihre Zuschreibungen ausgelöst haben. Der Ertrag in Jahrzehnten geprüfter Kenner-schaft ist in die Katalogtexte eingegangen. Die bisherigen Zuschreibungen wurden neu begründet oder erweitert, auch teilweise korrigiert. Das Hällisch-Fränkische Museum legt mit diesem ausgezeichneten zweiten Band seiner Katalogreihe ein wissenschaftlich anspruchsvolles, neue Forschungen anregendes Werk und einen großzügig ausgestatteten Kunstband vor.

E. Göpfert

R/ Die Renaissance im deutschen Südwesten zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg. Eine Ausstellung des Landes Baden-Württemberg vom 21. 6. bis 19. 10. 1986. Hrsg.: Badisches Landesmuseum Karlsruhe. Karlsruhe 1986. 975 S., Abb. (2 Bde.)

Bibliotheca Palatina. Ausstellung der Universität Heidelberg in Zusammenarbeit mit der Bibliotheca Apostolica Vaticana. Katalog zur Ausstellung vom 8. 7. bis 2. 11. 1986. Heiligegeistkirche Heidelberg. Hrsg. von Elmar Mittler. Heidelberg: Edition Braus 1986. Textbd. XVI, 552 S.; Bildbd. 328 S.

Das Jubiläum der vor 600 Jahren gegründeten Heidelberger Universität gab den Rahmen für zwei bedeutende Ausstellungen, die im Sommer und Herbst 1986 kaum mehr zu bewältigende Besucherscharen nach Heidelberg lockten. Im restaurierten Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses breitete die Landesausstellung »Die Renaissance im deutschen Südwesten« die faszinierende künstlerische und kulturelle Hinterlassenschaft des 16. und frühen 17. Jahrhunderts aus. In der Heiligegeistkirche konnte man die kostbaren Schätze der berühmten Bibliotheca Palatina bewundern, die, als Kriegsbeute 1623 in den Vatikan verbracht, nun für vier Monate an den alten Aufbe-

wahrungsort zurückgekehrt war. Zu beiden Ausstellungen wurden ausgezeichnete Katalogwerke erarbeitet, die über das einmalige Ereignis der Ausstellung hinaus wertvolle Dokumente, Nachschlagewerke und Bildbände bleiben.

Der zweibändige Katalog der von Volker Himmelein und dem Badischen Landesmuseum verantworteten Renaissance-Ausstellung bringt nach einer einführenden Geschichte der Territorien Südwestdeutschlands zwischen 1450 und 1650 von Volker Press die kundig und gründlich kommentierten Sachgruppen Kartographie, Architektur, Malerei, Glasmalerei, Zeichnung, Druck und illuminierte Handschriften, Skulptur, Medaillen, Gold und Silberschmiedekunst, Schmuck, Ofenplatten, Zinn, Messing und Bronze, Waffen, Möbel, Textilien, Kostüme, Glas, Keramik und Musik; all das wird zusammengefaßt und gipfelt in einer Dokumentation des höfischen Festes und der höfischen Repräsentation, der die Künstler und Kunsthandwerker jener Zeit zu dienen hatten. Die Auswahl der charakteristischen und qualitätvollen Einzelwerke vermittelt ein Panorama der Kunst und Kultur der Epoche zwischen Spätmittelalter und Barock, wie man es bisher noch nicht überblicken konnte. Auch Schwäbisch Hall hat Leihgaben nach Heidelberg gegeben, so die wertvollen Figuren von Leonhard Kern des Hällisch-Fränkischen Museums und Epitaphien aus St. Michael. Leider haben sich in die Katalogtexte kleine Fehler eingeschlichen, auf die Dr. Wunder aufmerksam gemacht hat. Georg Seiferheld war nicht, wie Katalog Nr. C 55 schreibt, »Schöntaler«, sondern Keller d. h. Verwalter der Einnahmen des Klosters Schöntal in Hall. Von seinen zwölf Kindern aus zweiter Ehe lebten beim Tod der Mutter noch beide Söhne und drei Schwestern. Der in Katalog Nr. 75 genannte Peter Firnhaber ist nicht in Heilbronn, sondern in Hall geboren.

Der ebenfalls zweibändige Katalog der Palatina-Ausstellung informiert umfassend über die Gründung und Entwicklung dieser einzigartigen Bibliothek und beschreibt die Handschriften und Drucke, eine Parade von Kostbarkeiten, die Wesentliches von dem enthalten, was unsere abendländische Kultur ausmacht. Was in den meisten von Besuchern überfüllten Ausstellungsräumen kaum möglich war, erlauben nun der Textband und der Bildband: man kann in Muße blättern, betrachten, lesen. *E. Göpfert*

15. Kleine Veröffentlichungen und Festschriften

Schwäbisch Hall:

- R/ Manfred Akermann: Vom Bierbrauen in Hall. Hrsg.: Löwenbrauerei Hall Fr. Erhard u. Co. Schwäbisch Hall. Schwäbisch Hall 1988: Mahl. 24 S., Abb.
- R/ Hexenwahn und Hexenverfolgung in und um Schwäbisch Hall. Ausstellungskatalog Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall vom 18. 6. bis 7. 8. 1988. (Kleine Ausstellungsschriften, 3). Schwäbisch Hall: Hällisch-Fränkisches Museum 1988. 168 S., 21 Abb.
- R/ Hohenloher Freilandmuseum. Mitteilungen 9 (1988). Hrsg.: Hohenloher Freilandmuseum Schwäbisch Hall. Gerabronn: Hohenloher Druck- und Verlagshaus 1988. 168 S., Abb.
- R/ 150 Jahre Eintracht Steinbach 1838 bis 1988. O. E., 47 S.

Crailsheim:

R Hans-Joachim König: Der kirchliche Übergang vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit. Tl. 3: Die Pfarrei Crailsheim zum Augsburger Religionsfrieden 1555. (Bilder aus der Geschichte der Stadt Crailsheim, H. 6). Crailsheim 1985: Klunker und Ewald. 24 S., Abb.

Oberrot:

R Festschrift zum 125jährigen Bestehen mit Fahnenweihe der Freiwilligen Feuerwehr Oberrot, verbunden mit der Tagung des Kreisfeuerwehrverbandes vom 6. bis 8. 5. 1988. O. E., 68 S.

Olnhausen:

R 150 Jahre Liederkranz Olnhausen e. V., 25 Jahre gemischter Chor 27. bis 29. 5. 1988. O. E., 68 S., Abb. [Enth.: Hermann von Olnhausen: 1200 Jahre Olnhausen. 788 bis 1988. S. 51 bis 68]

Untermünkheim:

R Festschrift zum Jubiläum der Kilianskirche in Untermünkheim. 200 Jahre Kirchenschiff 1788 bis 1988. Hrsg.: Evang. Kirchengemeinde Untermünkheim/Übrigshausen. Vellberg: Kochendörfer 1988. 70 S., zahlr. Abb.

16. Weitere Buchzugänge:

Erdkunde für Baden-Württemberg. 10. Schuljahr. Hrsg. von Karl-Günther Krauter. Stuttgart: Klett 1987. 128 S., Abb.

Felix Fechenbach: Der Puppenspieler. Ein Roman aus dem alten Würzburg. Hrsg. von Roland Flade und Barbara Rott. Würzburg: Königshausen und Neumann 1988. 217 S., zahlr. Abb.

R Die Feuchtwanger Briefe des Mönches Froumund aus dem 10. Jahrhundert. Bearb. von Fritz Wünschenmeyer u. a. (Feuchtwanger Heimatgeschichte Schriftenreihe, Bd. 1). Feuchtwangen, 1988. 124 S.

R Geologie und Paläontologie im Hohenloher Land. Symposium zum 100. Geburtstag von Georg Wagner. Künzelsau 6. bis 8. 9. 1985. Programm und Exkursionsführer. Hrsg. von Hans Hagdorn. O. E., 78 S.

Der große ADAC Städteführer. Norddeutschland. Süddeutschland. München: ADAC-Verl. 1988. Stuttgart: Deutscher Bücherbund 1988. (2. Bde.)

Edwin Hamberger: Das fürstliche Lustschloß zu Rimpar im 17. und 18. Jahrhundert. (Mainfränkische Studien, Bd. 41). Würzburg: Freunde mainfränkischer Kunst und Geschichte 1988. 214 S., 75 Abb., 1 Lageplan von 1832, 2. Ktn.

Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften in Bibliotheken und Archiven der Vogelsbergregion. Bearb. von Rudolf Lenz. (Marburger Personalschriften-Forschungen, Bd. 9). Marburg/Lahn: Schwarz 1987. XI, 614 S.

Fritz Klaußbecker: Uffenheim in alten Ansichten. Zaltbommel: Europäische Bibliothek 1987. 76 S., Abb.

Tilman Kossatz: Johann Philipp Preuss (1605 bis ca. 1687). Ein Beitrag zur Genese barocker Bildkunst in Franken. (Mainfränkische Studien, Bd. 42). Würzburg: Freunde mainfränkischer Kunst und Geschichte 1988. 608 S., Abb. (2 Bde.)

Sten Martenson: Württemberg und Rußland im Zeitalter der deutschen Einigung 1856 bis 1870. Die diplomatischen Beziehungen eines deutschen Mittelstaates. (Göppinger akad. Beiträge, 4). Göppingen: Kümmerle 1970. 208, XII S.

R/ Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen. Eine Heimatkunde. Hrsg.: Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, Projektgruppe »Heimatkunde des Nationalsozialismus«. Tübingen 1988. 404 S., Abb.

Robert Selig: Rüdige Schafe und geizige Hirten. Studien zur Auswanderung aus dem Hochstift im 18. Jahrhundert und ihre Ursachen. (Mainfränkische Studien, Bd. 43). Würzburg: Freunde mainfränkischer Kunst und Geschichte 1988, 363 S.

R/ Siedlungsentwicklung und Herrschaftsbildung im Hinteren Odenwald. Hrsg. von Hermann Ehmer. (Zwischen Neckar und Main, H. 24). Buchen: Verein Bezirksmuseum 1988. 62 S., 21 Abb.

Weiß, Elmar: Die Juden in Igersheim. Hrsg. von der Gemeindeverwaltung Igersheim. O.E., 1984. 52 S.

Verfasser und Herausgeber der besprochenen und angezeigten Werke

- Akermann, Manfred 349, 351
 Aretin, Karl Ottmar von 294
 Armingier, G. 299
 Badstübner, Ernst 330
 Battenberg, Friedrich 324
 Bauer, Eberhard 332
 Bauer, Ernst W. 312
 Bauer, Gerda Luise 313
 Bauer, Hanns 348
 Bausinger, Hermann 308
 Bayer, Hans Joachim 340
 Bazlen, Gottfried 348
 Berger-Fix, Andrea 332
 Bergmann, Eckart 328
 Betz, Konrad 314
 Biel, Jörg 307
 Bienert, Hans-Dieter 344
 Bieritz, Karl-Heinrich 295
 Biser, Roland 314
 Bitsch, Irmgard 320
 Boehme, H. 339
 Boelcke, Willi A. 318
 Borst Otto 319, 339
 Boshof, Egon 295
 Brandt, Hartwig 310
 Braunfels, Wolfgang 328
 Cropp, J. Albrecht 315
 Daubert, Willy 313
 Dinzelbacher, Peter 333
 Distelkamp, Bernhard 326
 Duby, Georges 296
 Dürr, Friedrich 341
 Ebe, Joseph A. 338
 Ehmer, Hermann 353
 Emminger, Eberhard 331
 Faber du Faur, C. W. v. 296
 Fechenbach, Felix 352
 Feinermann, Emmanuel 303
 Fekete, Julius 330
 Fest, Joachim 329
 Feuchte, Paul 325
 Flade, Roland 320, 352
 Fleckenstein, Josef 297
 Firt, Gerhard 344
 Fuchs, Peter 329
 Geiges, Leif 315
 Geppert, Karlheinz 345
 Gillmeister-Geisenhof Evelyn 335
 Gräter, Carlheinz 315, 332, 336
 Graf, Klaus 346
 Griep, Hans-Günther 328
 Groth, Fridhelm 297
 Grünenwald, Elisabeth 349
 Häberlin, Carl v. 330
 Härle, Wilfried 293
 Häussermann, Titus 315
 Hagdorn, Hans 307, 352
 Hahn, Joachim 321
 Hamberger, Edwin 352
 Harvolk, Edgar 334
 Haumann, Heike 318
 Henning, Rudolf 331
 Hildebrand, Bernhard 298
 Hofmann, Helmut 294
 Jäckel, E. 339
 Jäger, Helmut 299
 Jarasch, K. H. 290
 Jütte, Robert 317
 Keck, Stephan 342
 Kempt, Fritz 345
 Kerner, Julius 332
 Kilian, Manfred 348
 Kilian, Michael 333
 Klaußbecker, Fritz 353
 Klein, Michael 293
 König, H. J. 341, 352
 Koepf, Hans 327, 328
 Kollmer, Gert 337
 Kossatz, Tilman 353
 Koziol, Michael Sylvester 346
 Krauter, Karl-Günther 352
 Lang, Adolf 315
 Lang, Karl Heinrich – Ritter v. 337
 Lenz, Rudolf 352
 Leser, Rupert 341
 Magen, Ferdinand 300
 Maier, Gerd 331
 Markov, Walter 300
 Martenson, Sten 353
 Maulhardt, Heiner 345
 Mehl, Heinrich 335
 Merten, Klaus 329
 Mittler, Elmar 350
 Moegele-Hofacker, Franz 319
 Moeller, Bernd 301
 Moennich, C. W. 301
 Mosch, Heinrich v. 337
 Mraz, Gottfried 302
 Mück, Hans-Dieter 333
 Müller, Hans Peter 323
 Oehme, Ruthardt 316
 Oswald, Friedrich 340
 Otto, Werner 315
 Pastor, Egil 324
 Pfündel, Thomas 316
 Piasecki, Peter 322
 Real, Willy 311
 Reininghaus, Wilfried 324
 Röhrich, Lutz 315
 Rommel, Karl 343
 Rosenthal, Berthold 321
 Roth, Alfred 348
 Rott, Barbara 352
 Rückert, Friedrich 331
 Sabean, David Warren 309
 Savigny, Karl Friedrich v. 309
 Schaab, Meinrad 302, 321
 Schadt, Jörg 338
 Scherzer, Walter 299
 Schmid, Karl 302
 Schmidt, Georg 326
 Schmitt, Berthold 348
 Schmitt, Hauke 342
 Schneider, Wolfgang 303
 Schönnamsgruber, Helmut 312
 Schöx, Peter 331
 Schramm, Godehard 317
 Schuhkraft, Harald 347
 Schuster, Gerhard 340
 Schulze, Hans K. 303
 Selig, Robert 353
 Siebenmorgen, H. 349
 Simon, Theo 307
 Steinmetz, Horst 294
 Stiglmaier, Anton 335
 Streich, Gerhard 329
 Störmer, Wilhelm 340
 Stüber, John 317
 Stupperich, Robert 293
 Taddey, Gerhard 345
 Tellenbach, Gerd 302
 Thaller, M. 299
 Thalmann, Rita 303
 Thier, Manfred 341
 Wagner, Georg 352
 Wagner, Harald 293
 Wagner, Ulrich 348
 Walter, Eva 316
 Weiß, Elmar 353
 Weiß, John Gustav 338
 Weitzel, Jürgen 327
 Widmann, Werner A. 331
 Wischermann, Heinfried 329
 Wolf, Jacob Georg 343
 Wollstein, Günter 304
 Wünschenmeyer, Fritz 352
 Wunder, Gerd 335
 Wyputta, Uschi 335
 Ziegler, Hansjörg 336
 Ziegler, Jürgen 304
 Zorn, Wolfgang 306

IN MEMORIAM GERD WUNDER



Gymnasialprofessor

Dr. Gerd Wunder

geb. Landsberg/Lech 26. 12. 1908
† Schwäbisch Hall 30. 5. 1988

Ansprachen bei der Trauerfeier am 3. Juni 1988

ANSPRACHEN BEI DER TRAUERFEIER FÜR GERD WUNDER

ANSPRACHE VON PFARRER DOWERK

Jesaja 54, 10

»Ich muß mich mit etwas beschäftigen...« Sechs letzte, verständliche Worte des sterbenden Dr. Gerd Wunder, Gymnasialprofessor in Ruhe, der sich nie Ruhe gönnte und nun in seine letzte Ruhe eingegangen ist. »Ich muß mich mit etwas beschäftigen!« Er mußte es bis in seine Todesstunden hinein, weil er nie aufhörte zu lernen, zu erfassen, Zusammenhänge aufzuspüren, zu interpretieren und sich selbst zu korrigieren. Diese gesunde Unruhe wurde aufgelöst durch eine tiefe Gelassenheit, ausgefüllt von Gebetsgedanken Oetingers: »Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, – den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann – und die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden.« Diese bescheidene Gebetshaltung war das eigentliche Rückgrat dieses Mannes, der viel reden, viel erklären und erzählen konnte und dennoch nie viele Worte machte.

Gerd Wunder hatte in seinem Leben ein Stück Welt gesehen und erlebt, wie sich diese Welt verändert. Er blieb nicht der Riese, der allen Veränderungen trotz, sondern ließ sich mitverändern und veränderte so ein Stück seiner Umwelt und der Gesellschaft, in der er lebte. Geboren am zweiten Weihnachtstag des Jahres 1908 in Landsberg am Lech, kam er in den letzten Jahren der Kolonialzeit mit seinen Eltern nach Tansania, wo sein Vater als Saatzüchter wirkte. Diese Zeit ging rasch und – kriegsbedingt, tragisch zu Ende. Es folgten Jahre in Berlin und in Chile, die Rückkehr zum Schulabschluß in ein Berliner Realgymnasium, Studienjahre in Berlin und Tübingen und – Jahre, in denen er beeinflußt wurde. Angeregt durch seinen Onkel wechselte er vom Fach Naturwissenschaft zur Geschichte und wurde von ihr ein Leben lang fasziniert. Studentenverbindung und Gilde hinterließen tiefe Furchen. Wohin sollte man sich nach einem verlorenen Krieg wenden, wo Sinn und Zukunft finden? Gaben die westliche Demokratie, der Kapitalismus oder der Kommunismus die Antwort? Gerd Wunder und seine Studienfreunde fanden vorübergehend Antwort im Nationalsozialismus. Gottlob wurde die Antwort nicht wie Evangelium geglaubt, sondern kritisch beobachtet, bis es zur Abwendung kam. 1935 hatten Gerd Wunder und die Referendarin Paula Salamon geheiratet. Zwei Söhne wurden den beiden geschenkt. Der Vater, inzwischen Leiter der Düsseldorfer Volksbüchereien, meldete sich freiwillig zur Front, durchschaute rasch die Wirklichkeit der Herrenmenschen und hoffte auf ein Europa gleichberechtigter Völker nach dem Krieg. Von der Verwirklichung dieses Gedankens hat er dann tatsächlich vieles erlebt, vor allem die Aussöhnung mit Frankreich. Er hat das in Hall erlebt, das ihm und seiner Familie zur Heimat wurde. Hier war er Gymnasialprofessor, hier Heimat-, Landes- und Sozialhistoriker. Als er 1973 in den Ruhestand ging, folgten Jahre, die ihn

völlig in Beschlag nahmen. Er wurde zum anerkannten Kenner der Reichsstadt Hall, die viele Menschen durch ihn schätzen lernten. Er kannte nicht nur die Geschichte der Stadt, sondern vor allem ihrer Menschen und Familien und konnte deren soziale Verflochtenheit plastisch und kritisch darstellen. Die Geschichte der Reformation war ihm lebendig. Lebendig deshalb auch jeder Stein und jedes Bild in der alten Michaelskirche. Er hat nicht nur gelehrt, sondern immer dazugelernt und hat sich, wenn er von der Sache überzeugt war, sozialkritisch bis in Bürgerinitiativen engagiert. »Ich muß mich mit etwas beschäftigen!« Dieses »etwas« war immer Wichtiges, Richtungweisendes. Richtungweisendes habe ich auch an seinem Todestag im Lösungsbuch der Herrnhuter Brüdergemeine gefunden. Ich wollte ihm diesen Satz lesen, kam aber zu spät. So lese und interpretiere ich ihn jetzt. Im Buch des Jesaja, Kapitel 54, Vers 10 hieß es an jenem Tag:

»Berge mögen von ihrer Stelle weichen und Hügel wanken, aber meine Liebe zu dir kann durch nichts erschüttert werden, und meine Friedenszusage wird niemals hinfällig. Das sage ich, der Herr, der dich liebt.«

Im fast 80jährigen Leben des Gerd Wunder wurde mancher Berg verrückt und mancher Hügel kam ins Wanken. Das zu erkennen ist das eine, darüber den Halt nicht zu verlieren, ist das andere. Wer Geschichte interpretieren kann, sieht hinter die Dinge. Und wer hinter die Dinge sieht, dem bleibt Gott nicht verborgen. Der zeigt sich zwar immer nur bruchstückhaft, aber dem Wissenden genügt das. Er erkennt die verborgene Hand und – weiß sich geborgen. Das freilich muß uns immer wieder zugesagt werden. Der Sozialkritiker und Historiker Jesaja, der Mann, der sehen gelernt hatte und deshalb zum Seher, zum Propheten wurde, hat die eigentlichen Zusammenhänge erkannt. Trotz allen menschlichen Versagens, trotz aller berechtigten Kritik an der Gesellschaft und am Umgang der Menschen miteinander, bleibt die Erkenntnis: Gott ist sich selbst treu. »Meine Liebe zu dir kann durch nichts erschüttert werden, und meine Friedenszusage wird niemals hinfällig. Das sage ich, der Herr, der dich liebt.« Gerd Wunder hat in der Zeit seiner Erkrankung und der abnehmenden Kräfte etwas davon gespürt. Die Zeit, die ihm zu kurz wurde, konnte er zum Schluß gelassen in die Hand dessen zurücklegen, dem alle Zeit gehört.

Da draußen ist ein neuer Hügel, ein Grabhügel entstanden. Auch er wird bald wanken. Was wird dann bleiben? Der Zweifel? Nüchterne Bilanz? Oder vielleicht doch wachsendes Vertrauen in den, der über Werden und Vergehen des Menschen, über Geschichte und Geschichten sein großes »Es werde!« spricht? Der Gott, der Quell des Lebens ist, kann nicht sinnlos vernichten, was er liebt. Deshalb gilt am Ende eines begnadeten Lebens wie das des Dr. Gerd Wunder, die einzig wert- und hoffnungsvolle Zusage: »Ich lebe, und du sollst auch leben.« Und uns allen gilt die gleiche Zusage, wie sie am Todestag des Gerd Wunder aus dem Bibelteil Jesajas zu lesen und zu hören war: »Berge mögen von ihrer Stelle weichen und Hügel wanken, aber meine Liebe zu dir wird

durch nichts erschüttert werden, und meine Friedenszusage wird niemals hinfällig. Das sage ich, der Herr, der dich liebt.«

ANSPRACHE VON LTD. REGIERUNGSDIREKTOR ALBERT ROTHMUND,
VORSITZENDER DES HISTORISCHEN VEREINS
FÜR WÜRTTEMBERGISCHE FRANKEN

Die Mitglieder des Historischen Vereins für Württembergisch Franken trauern um Herrn Professor Dr. Gerd Wunder. Über 40 Jahre hat er aktiv an der Erforschung der Geschichte dieses Raumes gearbeitet. Sein Wissen schien unerschöpflich zu sein. Bereitwillig gab er es an junge Historiker, an seine Zuhörer und an die Leser seiner Abhandlungen weiter. Lange Jahre hatte der Verstorbene die Schriftleitung für alle Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Württembergisch Franken inne, vertrat er den Verein in der Kommission für geschichtliche Landeskunde und in anderen Gremien.

Wir haben mit Gerd Wunder einen überall anerkannten Landeshistoriker verloren. Wir werden in Zukunft seinen scharfen Verstand vermissen, seine Sachlichkeit und Objektivität in der Diskussion, sein mutiges Eintreten für seine persönlichen Überzeugungen, aber auch seine verbindliche und versöhnliche Art im Umgang mit seinen Mitmenschen. Sein Wort hatte Gewicht, weil es nicht leichtfertig, sondern überlegt ausgesprochen wurde. Seine Offenheit und Gradlinigkeit nötigten jedermann Achtung ab. Sein uneigennütziger Einsatz für die Wissenschaft und die Erhaltung der Kultur dieses Raumes überzeugten.

Wir haben mit Gerd Wunder einen hochgeachteten, hilfsbereiten und guten Freund verloren. Er war der Kopf und das Herz des Historischen Vereines für Württembergisch Franken. Am Ende seiner Tage durfte er auf ein erfülltes Leben zurückblicken, auf ein Leben voller Arbeit, das von vielen Früchten gekrönt war.

Wir sind Herrn Dr. Wunder dankbar für alles, was er getan hat. Wir sind auch dafür dankbar, daß er unter uns war.

Wenn er nun vor seinem Richter steht, wird er sagen können: »Sieh Herr, die Talente, die Du mir gegeben hast, habe ich vermehrt. Ich habe mein Leben der Wissenschaft, meinen Mitbürgern und meiner Familie gewidmet. Ich gebe Dir dieses Leben zurück. Führe Du es zur Vollendung«.

Wir dürfen Ihnen, sehr verehrte, liebe Familie Wunder, unsere Anteilnahme aussprechen. Möge Gott Ihnen in dieser schweren Zeit beistehen und möge der Verstorbene in Gottes Frieden ruhen!

ANSPRACHE VON KARL FRIEDRICH BINDER
 OBERBÜRGERMEISTER DER STADT SCHWÄBISCH HALL

Verehrte Leidtragende,

wir haben uns versammelt, weil wir Abschied nehmen müssen von einer außergewöhnlichen Persönlichkeit – von einem noblen, bescheidenen Menschen – von einem Freund.

Prof. Gerd Wunder ist tot.

»Was dich trägt, ruht in Dir selbst.«

Diese Erkenntnis traf besonders gut auf ihn zu, dieses Gefühl hat er wohl jedem vermittelt, der mit ihm zusammentraf.

Es fällt nicht leicht, ihm gerecht zu werden – seinem bewegten und erfüllten Leben, den vielen Jahrzehnten, die er in unserer Stadt gelebt und gearbeitet hat.

Mit fast unglaublicher Energie, zu der auch mancher Verzicht gehörte, und eine wirkliche Leidenschaft zur historischen Erkenntnis, hat sich Gerd Wunder der Heimatgeschichte ebenso gewidmet, wie der Landesgeschichte, als deren profunder Kenner er gilt. In zahlreichen Büchern und hunderten von wissenschaftlichen Beiträgen sind die Ergebnisse seiner Forschungsarbeiten veröffentlicht, oft ausgehend von seinen Haller Studien.

Er war als Mitglied mehrerer historischer Vereine und Gremien hoch geschätzt und vielfach geehrt. Jahrzehnte gehörte er der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg an.

Wohl kaum eine andere Stadt in unserem Land hatte das Glück, einen solch kenntnisreichen Historiker zu haben, der sich seit einem guten Menschenalter unablässig mit der Geschichte der eigenen Heimat in Wort und Schrift befaßte. Dafür sind wir besonders dankbar.

Durch Beruf und Berufung ist Hall zur Heimat für Gerd Wunder geworden. Unzählige Gruppen von Wissenschaftlern und Laien, die er hier führte, oder die Zuhörer in vielen Seminaren und Vorträgen bei der Volkshochschule haben durch ihn die Stadt und ihre Geschichte kennen und schätzen gelernt. Durch Gerd Wunder ist Hall zu einem Modellfall der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Familien- und Hausforschung geworden.

Bei allen seinen Arbeiten stand der Mensch im Mittelpunkt: Bettelmann, Bauer und Soldat so gut wie Edelmann und Bürger, der Arme wie der Reiche. In seinem vielbeachteten Aufsatz »Menschen und Zahlen« sagte der Verstorbene, daß die Biographie für ihn sozusagen der menschliche Zugang zur Geschichte ist. »Das Lebensbild hat mich – im Gegensatz zur Mode meiner Zeit – immer gelockt, weil es die Möglichkeit bietet, zwischen zeitbedingten Umständen und den sogenannten Sachzwängen den Menschen als Menschen zu sehen, dem immer die Möglichkeit gegeben ist, ja oder nein zu sagen.«

Diese Hinwendung zum Menschen hat Gerd Wunder nicht nur in seinen Forschungen ausgezeichnet. Alle, die mit ihm zu tun hatten, und alle, die ihn kannten, haben seine tiefe Menschlichkeit gespürt. Er war uns persönlicher Ratgeber, der vielen von uns sehr nahestand. Auch dafür sind wir dankbar.

Vor zehn Jahren hat die Stadt Hall Herrn Gerd Wunder in Anerkennung seiner Verdienste um die Geschichte und die Gegenwart der Stadt die goldene Rathausmedaille verliehen. Zu seinem 75. Geburtstag im Jahre 1983 widmete ihm die Stadt einen Band mit seinen gesammelten Aufsätzen zur Sozialgeschichte, der den treffenden Titel »Bauer, Bürger, Edelmann« trägt.

Was lag näher, als dem hochgeschätzten Autor und Bürger zu seinem bevorstehenden 80. Geburtstag im Dezember diesmal einen Band mit Lebensläufen aus seiner Feder »Bauer, Bürger, Edelmann, Band 2« als Festgabe zu widmen?

Der Tod ist uns zugekommen.

Wir sind glücklich darüber, daß wir ihm im Dezember letzten Jahres noch einen lang gehegten Wunsch erfüllen und seine umfangreiche Arbeit über die Personendenkmale in der Haller Michaelskirche als Buch herausgeben konnten.

Wir nehmen Abschied in Trauer und Dankbarkeit.

Wir danken einem Mann, der sich durch beispiellose Bescheidenheit und Aufrichtigkeit auszeichnete und der ein besonderer Glücksfall für unsere Stadt war und ist.

Unsere Anteilnahme gilt Ihnen, verehrte Frau Wunder, und der Familie.

Die Lücke, die er hinterläßt, können wir nicht schließen. In seinen Schriften und in unseren Herzen aber wird er weiterleben.

ANSPRACHE VON PROF. DR. HANNES HEISSMEYER,
PRÄSIDENT DES LIONS CLUB SCHWÄBISCH HALL

Der Lions Club Schwäbisch Hall nimmt Abschied von seinem Freund Dr. Gerd Wunder.

Im Jahr 1960 hat Herr Dr. Wunder zusammen mit gleichgesinnten Freunden unseren Club gegründet.

Jeder, der ihn kannte, weiß, daß er sich für den Lions Club – wie in allen anderen Lebensbereichen – mit seiner ganzen Persönlichkeit eingesetzt hat.

Auf die vorbildlich disziplinierte Ausübung übertragener Pflichten – Präsident 1967/1968, Redakteur der Lions-Zeitschrift 1966 bis 1977 und seit 1977 verantwortlicher Beauftragter für die Beziehungen zum französischen Club in Lyon –, auf die vorbildliche Ausübung dieser Pflichten hat sich die Bedeutung von Dr. Wunder für den Club nicht beschränkt.

In seinem wegweisenden Einsatz für die geistige Ausrichtung und die leben-

dige Struktur des Clubs liegen seine besonderen Verdienste. Vor mehr als 20 Jahren, während seiner Präsidentschaft, öffnete Dr. Wunder den Lions Club Schwäbisch Hall für die Ehefrauen. Zuvor waren sie gern gesehene und unersetzliche Mitarbeiter, wenn es galt, viele Hände für soziale Hilfsaktionen zu sammeln. Dr. Wunder ließ die Ehefrauen zur großen Verwunderung anderer Clubs am offiziellen Clubleben teilnehmen. Sein Einsatz für die praktische Anerkennung der Gleichberechtigung entsprach seiner menschlichen Redlichkeit und war aus seiner persönlichen Erfahrung im Leben mit seiner Ehefrau gewachsen.

Seine Frau war ihm unersetzlich, gleichberechtigte Gesprächspartnerin. Herr Dr. Wunder ließ seine Frau an allem teilnehmen, was er erlebte und erarbeitete. Aus dem Willen zum Teilnehmenlassen faßte Dr. Wunder den Entschluß, den Lions Club Schwäbisch Hall für die Ehefrauen zu öffnen, ein damals vor 20 Jahren ungewöhnlicher Vorgang, der Traditionen umstieß, an denen andernorts noch heute festgehalten wird.

Mit dieser Integrierung der Ehefrauen, die für uns heute eine Selbstverständlichkeit ist, hat Dr. Wunder über seine Lebenszeit hinaus den Club richtungsbestimmend bestimmt.

Eine an guten Eigenschaften so reiche Persönlichkeit wie Dr. Wunder übt einen starken positiven Einfluß auf die Beziehung der Menschen in ihrer Umgebung aus. Wer wie Dr. Wunder Toleranz, Uneigennützigkeit und Bescheidenheit vorlebt, begrenzt Intoleranz, Eigensucht und Arroganz. Dr. Wunder hat in unserem Club auch menschliche Maßstäbe gesetzt, die auch für die Zukunft verpflichtend sind.

Für die französisch-deutsche Freundschaft hat sich Dr. Wunder, der ein glänzendes Französisch sprach, leidenschaftlich eingesetzt. Zum Dank haben unsere Lyoner Freunde ihn, den Deutschen, zum ersten Ehrenmitglied ihres Clubs ernannt. Diese Ehrung hat ihn tief berührt.

Im Wissen um seinen baldigen Tod hat sich Dr. Wunder von seinen Lions Freunden und von unseren französischen Freunden bewußt verabschiedet. Weil ihm die körperliche Kraft zum persönlichen Auftreten zuletzt nicht mehr zur Verfügung stand, hat Dr. Wunder die Abschiedsreden, gleichsam sein Vermächtnis an uns, auf Tonbänder gesprochen. In französischer und deutscher Sprache erzählt er von seinem persönlichen Erleben der französisch-deutschen Beziehungen in den 30er und 40er Jahren. Er berichtet auch, wie der kleine Mann in Frankreich den Krieg erlebte. Die Reden schließen mit dem Vergleich zwischen dem ungehinderten Reiseverkehr zwischen Frankreich und der Bundesrepublik und andererseits den formalen Schwierigkeiten einer Reise in die DDR.

Dieser große Mann, von dem wir uns heute verabschieden, hat nicht nur Geschichte erforscht und sie brilliant gelebt, er hatte und hat unter deutscher Geschichte gelitten. Er hat aus ihr gelernt, und wir alle konnten von ihm lernen. Auch dafür sind wir unserem guten Freund Dr. Gerd Wunder dankbar.

Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken 1988

1. Mitglieder:

Im Jahr 1988 war wieder eine Zunahme der Mitglieder zu verzeichnen.

Am 1. Januar 1988 betrug der Mitgliederstand	1137 Mitglieder,
durch Tod und Austritt sind ausgeschieden	44 Mitglieder,
neu eingetreten sind	62 Mitglieder.
Am 31. Dezember 1988 hatte der Verein	1155 Mitglieder.

2. Organe:

Im Jahr 1988 sind folgende Ausschußmitglieder neu gewählt worden:

Albrecht Bedal, Dipl.-Ing., Schwäbisch Hall

Wolfgang Kunzfeld, Stud.-Dir., Ingelfingen

Elisabeth Schraut; M. A., Schwäbisch Hall

Dr. Otto Windmüller, Schwäbisch Hall

durch Tod sind ausgeschieden:

Fritz Kellermann, Dipl.-Ing., Künzelsau

Prof. Dr. Gerd Wunder, Stud.-Dir. i. R., Schwäbisch Hall

Der geschäftsführende Vorstand setzt sich nach Verabschiedung der neuen Satzung wie folgt zusammen:

Albert Rothmund	Vorsitzender
Dr. Ernst Breit	stellv. Vorsitzender
Wolfgang Weirether	Rechnungsführer
Dr. Konrad Betz	Beisitzer (Museumsbeauftragter)
Dr. Franz Moegle-Hofacker	Beisitzer (Schriftleiter)

3. Persönliches:

Am 3. April 1988 feierte der stellvertretende Vereinsvorsitzende Dr. Ernst Breit seinen 80. Geburtstag. Er erhielt am 15. Dezember 1988 von OB Binder vor allem auch für seine verdienstvolle Arbeit im Historischen Verein für Württembergisch Franken als Vorsitzender, stellvertretender Vorsitzender und Museumsbeauftragter das Bundesverdienstkreuz am Bande ausgehändigt.

Am 30. Mai 1988 verstarb der langjährige Schriftleiter des Vereins, der weitbekannte und hochgeachtete Landeshistoriker Prof. Dr. Gerd Wunder.

Am 30. September 1988 verlieh der Dekan der Geowissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen in einer Feierstunde im Hällisch-Fränkischen Museum Herrn Hans Hagdorn, Ingelfingen, für seine Verdienste um die Erforschung der Geologie des Muschelkalkes die Ehrendoktorwürde.

Am 29. September 1988 feierte Herr Dr. med. Konrad Betz seinen 70. Geburtstag.

Am 21. Oktober 1988 wurde Herrn OStud.-Dir. Walter Hampele das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen, insbesondere auch wegen seiner Verdienste um die Erforschung der hohenlohischen Mundart und des Brauchtums sowie der zahlreichen von ihm verfaßten Mundartgedichte.

4. Mitgliederbetreuung:

Seit dem Jahr 1988 erhalten alle Vereinsmitglieder jährlich einen Mitgliedsausweis. Dieser Ausweis berechtigt zum unentgeltlichen Besuch des Hällisch-Fränkischen Museums und der von diesem Museum veranstalteten Ausstellungen.

Der Rabatt von 20 Prozent, den die Mitglieder des Historischen Vereins für Württembergisch Franken auf nahezu sämtliche Bücher der Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken« erhalten, ist aufgrund der Intervention eines Haller Buchhändlers in Frage gestellt und zeitweilig nicht gewährt worden. Der Verein hat sich aber mit dem Jan Thorbecke Verlag, der seit dem Band 14/15 fast alle Bücher dieser Reihe verlegt und nahezu alle Bücher der Reihe vertreibt, dahingehend geeinigt, daß für sämtliche der Preisbindung unterliegenden Werke dieser Reihe die Preisbindung aufgehoben wird. Damit kann der Mitgliederrabatt weiterhin gewährt werden. Die Bestellungen sind nach wie vor entweder an die Geschäftsstelle des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall, Münzstraße 1, oder an die Bibliothek des Vereins in Schwäbisch Hall, Am Markt 5, zu richten.

5. Schrifttum:

Zur Jahreshauptversammlung am 8. Mai 1988 wurde der 72. Band des Jahrbuches »Württembergisch Franken« übergeben. Ein Teil der Auflage wurde erstmals mit einem farbigen Schutzumschlag ausgestattet.

Am 9. April 1988 wurde der Band 32 der Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken«, das Buch »Westheim am Kocher – 1200 Jahre Geschichte« der Öffentlichkeit vorgestellt.

Wenige Tage später, am 15. April 1988, konnte das Buch »Öhringen – Stadt und Stift« als Band Nr. 31 der Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken« der Öffentlichkeit übergeben werden.

Rechtzeitig zur Verleihung der Ehrendoktorwürde von Hans Hagdorn wurden die ersten Exemplare des Buches »Geologie und Landschaft des Hohenloher Landes« von Hans Hagdorn/Theo Simon, zweite überarbeitete Auflage, fertiggestellt. Das Buch hat die Nummer 28 der Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken«.

Ebenfalls in zweiter Auflage herausgekommen ist das Buch Nr. 12 der Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken« und »Bilder aus Hall« von Kuno Ulshöfer.

Am 17. Oktober 1988 konnte das Buch »Lebensläufe«, Band II von »Bauer, Bürger, Edelmann« von Gerd Wunder, in einer Feierstunde vorgestellt werden. Herr Universitätsprofessor Dr. Naujoks, Tübingen, sprach über »Schwäbisch Hall im Rahmen der reichsstädtischen Sozialgeschichte Süddeutschlands«. Dieses Werk ist von der Stadt Schwäbisch Hall in Anerkennung der ungewöhnlich großen Verdienste Gerd Wunders um die Geschichtsforschung herausgegeben worden. Es trägt die Nummer 33 der Reihe »Forschungen aus Württembergisch Franken«.

6. Die Jahreshauptversammlung

fand am 8. Mai 1988 in Schwäbisch Hall statt. Die Mitgliederversammlung beschloß eine Anhebung der Mitgliederbeiträge um jeweils 5 DM. Den Festvortrag hielt Herr Universitätsprofessor Dr. Kurt Bittel, Heidenheim, zum Thema »Das Apollo Grannus-Heiligtum in Faimingen«.

7. Offene Vortragsabende:

5. Februar 1988 Manfred Akermann, Schwäbisch Hall:
 »Das Stammland der Stauer« (mit Lichtbildern)
4. März 1988 Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt:
 »Die Grafschaft Löwenstein vom 13. bis 15. Jahrhundert«
7. Oktober 1988 Albrecht Bedal, Schwäbisch Hall:
 »Historischer Hausbau im alten Hall« (mit Lichtbildern)
4. November 1988 Prof. Dr. Jürgen Sydow, Tübingen:
 »Formen und Typen des Städtewesens im deutschen Südwesten«
2. Dezember 1988 Dr. Hans-Peter Trenchel, Würzburg:
 »Meisterwerke fränkischer Kleinplastik im 18. Jahrhundert«
 (mit Lichtbildern)

8. Exkursionen:

Am 26. Juni 1988 fand eine Fahrt nach Ellingen (ehemalige Deutschordensresidenz) – Weißenburg (Römermuseum, Kastell Biriciana, Thermen) – Solnhofen (Museum, Solabasilika) – Pappenheim (Galluskirche) – Dettenheim (Fossa Carolina) statt unter Leitung von Landrat a. D. Dr. Hofmann.

Am 10. und 11. September 1988 wurde eine überaus inhaltsreiche Exkursion durchgeführt nach Günzburg (Frauenkirche, Marktplatz) – Gundelfingen (Kirche) – Faimingen (Apollo-Grannus-Heiligtum) – Lauingen (Kirche, Rathaus) – Obermedlingen (Klosterkirche) – Dillingen (Stadtführung, Schloß, Kirche) – Höchstädt (Kirche) – Donauwörth (Stadtpfarrkirche, Heilig-Kreuz-Kloster) – Kaisheim (Klosterkirche) – Neuburg/Donau (Hofkirche, Schloß). Die Leitung hatte Stadtoberarchivrat Manfred Akermann.

Am 12. November 1988 fand eine Fahrt nach Nürnberg zur Ausstellung »Geschichte und Kultur der Juden in Bayern« mit anschließender Besichtigung einzelner Objekte im Germanischen Nationalmuseum unter Leitung von Dr. Harald Siebenmorgen statt.

9. Arbeitskreise:

Der von Konrektor Horst Clauß, Mainhardt, geleitete Arbeitskreis »Archäologische Denkmalpflege« findet nach wie vor eine sehr große Resonanz. Er ist, was auch die zahlreichen Veranstaltungen belegen, mit Leben erfüllt. Er führte 1988 folgende Veranstaltungen durch:

16. April 1988 Exkursion zum Streifelesberg und zu den Burgstellen Wiesenstein unter Leitung von Herrn Bayer, Schwäbisch Hall
7. Mai 1988 Vermessungsarchitekt Müller,
 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg:
 Einmessen einer Fundstelle – Theorie und Praxis
5. Juni 1988 Exkursion nach Rothenburg/Tauber mit Besichtigung wenig bekannter Sehenswürdigkeiten unter Leitung von G. Oberländer, Rothenburg
29. Juni 1988 Exkursion zur Ausgrabungsstelle in Jagsthausen unter Leitung von Dr. Krause, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

24. August 1988 Exkursion nach Unterregenbach mit Besichtigung der neuesten Ausgrabungen unter Leitung von Oberlehrer Günter Stachel, Unterregenbach
25. September 1988 Exkursion nach Amlshagen – Werdeck – Anhäuser Mauer. Leitung Günter Stachel, Unterregenbach
14. Oktober 1988 Dr. Jörg Biel, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg: »Jungsteinzeitliche Erdwerke«
16. November 1988 Absuchen mittelsteinzeitlicher Fundstellen. Einführung durch Rechtsanwalt Ernst Conrad, Schwäbisch Hall, und Bernd Weidner, Gerabronn-Unterweiler

Der Arbeitskreis Mühlenkunde führte nachstehende Veranstaltungen durch:

23. April 1988 Exkursion zu technikgeschichtlich interessanten Mühlen: Bauernsägmühle Marhördt – Ölmühle Dörzbach – Hammer- schmiede Gröningen.
Leitung: Ltd. Reg.-Dir. Albert Rothmund
19. November 1988 Arbeitstreffen zu den Themen »Mühlenerfassung« (Bericht und Erfahrungsaustausch) und Fortführung des Projektes »Baden- Württembergischer Mühlenatlas«

10. Der Ortsverband Murrhardt führte folgende Veranstaltungen durch:

19. März bis
10. April 1988 Ausstellung des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg »Murrhardt in alten Landkarten«
5. Mai 1988 Prof. Dr. August Nitschke, Stuttgart:
»Kaiser Ludwig der Fromme«
15. Mai bis
5. Juni 1988 Ausstellung »Murrhardt in alten und neuen Ansichten« von Hans Dieter Bienert und Wolfgang Hahner
20. Mai 1988 Eröffnung der neuen Abteilung »Murrhardt – Limes – Kastell – Kloster« im Carl-Schweizer-Museum
23. Mai,
3. Juni, 15. Juni,
29. Juli 1988 Stadtführungen in Murrhardt
14. September 1988 Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt:
»Geschichte der Demokratie in Murrhardt«
31. Oktober 1988 Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt:
»Formen spätmittelalterlicher Religiosität in Murrhardt«
6. November 1988 Exkursion »Auf den Spuren Walterichs« an den Main nach Neu- stadt – Homburg – Urphar – Bronnbach unter Leitung von Dr. Rolf Schweizer, Murrhardt
13. Dezember 1988 Dr. Rolf Schweizer, Murrhardt
»Naturkatastrophen im Keuperbergland einst und jetzt«

11. Gemeinschaftsveranstaltungen mit Volkshochschulen und anderen Vereinen

Die Zusammenarbeit mit den Volkshochschulen Künzelsau und Öhringen wurde im Jahre 1988 vertieft. Mit der Volkshochschule Künzelsau fanden folgende Gemeinschaftsveranstaltungen statt:

- | | |
|--------------------|--|
| 25. April 1988 | Dr. Wolfgang Jäger:
»Medizin vor 100 Jahren« |
| 2. Mai 1988 | Richard Seber, Ingelfingen:
»Die Anfänge der Industrialisierung in Hohenlohe« |
| 7. Mai 1988 | Exkursion »Triasgesteine im Gelände« mit Dr. Hans Hagdorn, Ingelfingen |
| 29. September 1988 | Dr. Hanswernfried Muth, Würzburg:
»Tilman Riemenschneider. Zu Leben und Werk des Würzburger Bildhauers« |
| 22. Oktober 1988 | Exkursion nach Würzburg und Umgebung »Auf den Spuren Tilman Riemenschneiders« |
| 9. November 1988 | Stefan Kraut, Künzelsau:
»Dem Kommandanten eine Ohrfeige – 50 Jahre Reichskristallnacht in Künzelsau« |
| 23. November 1988 | Ausstellungsfahrt nach Schwäbisch Hall
»Leonhard Kern – Meisterwerke der Bildhauerei für die Kammern Europas« |
| 7. Dezember 1988 | Exkursion nach München
»Kunst des Biedermeier« |

Darüber hinaus fanden statt eine »Begehung alter und neuer Wege in und um Ingelfingen nach Abschluß der Renovierungsarbeiten im Ingelfinger Schloß« unter Leitung von Richard Seber, Ingelfingen sowie ein Vortrag über »Die Ganerbenstadt Künzelsau«.

Mit der Volkshochschule Öhringen wurden folgende Gemeinschaftsveranstaltungen durchgeführt:

- | | |
|--------------------------------|---|
| 19. Oktober 1988 | Dr. Daniela Müller:
»Der Hexenwahn im Alten Reich« |
| 15., 22. und 29. November 1988 | Dr. Franz Moegle-Hofacker:
»Hexenwahn und Hexenverfolgung – Einführung in die Quellen« |
| 7. Dezember 1988 | Dr. Franz Moegle-Hofacker
»Der aufgeklärte Absolutismus in Württemberg. Auf dem Weg zur parlamentarischen Demokratie.« |

Mit dem Crailsheimer Historischen Verein wurden zwei Gemeinschaftsveranstaltungen durchgeführt:

10. Juli 1988 Exkursion nach »Onolzheim – Gründelhardt – Honhardt« unter Leitung von Pfarrer Hans-Joachim König
17. Oktober 1988 Prof. Dr. Wolfgang Freiherr von Stetten
»Die Entstehung und Bedeutung der Reichsritterschaft im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, dargestellt an Beispielen unserer fränkischen Heimat«

12. Museumswesen

1988 war ein wichtiges Jahr in der neueren Geschichte des Hällisch-Fränkischen Museums. Am 3. September konnte nach fast vierjähriger Umbau- und Schließungszeit der erste von drei Abschnitten des neugestalteten Museums eröffnet werden. Neben einem neuen Eingangsfoyer mit Besucherinformation und Publikationsverkauf, Sitzgelegenheiten, Erfrischungen und Platz für kleine Dokumentationsausstellungen können nun die Abteilungen Geologie (neu als Sammlung Hans Hagdorn ins Haus kommen), Vor- und Frühgeschichte und mittelalterliche Stadt- und Kulturgeschichte wieder auf Dauer der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Das neueingerichtete Museum, das mit einem zweitägigen Museumsfest mit zahlreichen Veranstaltungen eröffnet wurde, fand rasch große Zustimmung bei Besuchern und Presse. Seit der Eröffnung bis zum Jahresende haben über 15 000 Besucher das neue Museum besichtigt. Besonderes Lob fanden das didaktische Konzept und die geglückte Verbindung historischer Abteilungen mit thematisch passenden Werken zeitgenössischer Kunst.

Auch das Verwaltungsgebäude Keckenhof 7 konnte zur Museumseröffnung von den Museumsmitarbeitern bezogen werden. Mit der Fertigstellung des nächsten Schau-sammlungsabschnittes, der die Abteilungen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert aufnehmen wird, kann mit Beginn des Jahres 1990 gerechnet werden.

Im Jahre 1988 führte das Museum drei Sonderausstellungen durch. Parallel zur Auf-führung von Arthur Millers »Hexenjagd« wurde vom 17. Juni bis 7. August die Aus-stellung »Hexen. Hexenwahn und Hexenverfolgung in und um Schwäbisch Hall« ge-zeigt, deren regionaler Teil von einer Gruppe Haller Frauen mitgeplant wurde. Die Ausstellung fand mit über 11 000 Besuchern eine überraschend große Resonanz.

Zur Museumseröffnung wurde die eigene Sammlung regionaler Kunst der Moderne (u. a. Sophie Schneider, Marie Sieger, Franz Lenk, Dieter Franck, Thomas Lenk, Ben Willikens, Wolfgang Bier, Gerda Bier, Edgar Gutbub) vorgestellt, die weitgehend in den zurückliegenden zwei Jahren aufgebaut und als geplante neue Abteilung des Mu-seums im zukünftigen Ausbauzustand, erstmals der Öffentlichkeit gezeigt wurde. Zum Ausbau dieser Abteilung übernahm das Museum auch die »Städtische Kunstsamm-lung« von Schwäbisch Hall sowie Dauerleihgaben der Staatsgalerie Stuttgart und des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg.

Zweiter Höhepunkt des Museumsjahres 1988 war jedoch zweifellos die Eröffnung einer umfassenden Ausstellung über den Haller Bildhauer Leonhard Kern (1588—1662), die anlässlich des 400. Geburtstages erstmals eine repräsentative Anzahl der kostbaren Originale dieses Künstlers, die heute in den großen Museen Europas ver-wahrt werden, vereinigte. Der Katalog mit zahlreichen neuen wissenschaftlichen Bei-trägen und die einmalige Zusammenführung von mehr als 90 Originalen des Künstlers und seiner Werkstatt haben die Forschung über diesen bedeutendsten Künstler der Region vielfach bereichert und neu stimuliert. Im Anschluß an die Ausstellung soll ein Folgeband mit weiteren wissenschaftlichen Aufsätzen herausgegeben werden.

Die Leonhard-Kern-Ausstellung fand in nahezu der gesamten bundesdeutschen Presse große und durchwegs positive Resonanz. Die Ausstellung wurde mit einem zweitägigen

Kolloquium über Leonhard Kern beendet. Für 1988 hat das Museum wiederum einen Pressespiegel herausgegeben, der über das Sekretariat bezogen werden kann.

Auch die sonstigen Aufgabenbereiche des Museums konnten 1988 weitergeführt werden. Bei der Inventarisierung der Sammlungen konnte mit Frau Michaela Bauer eine zweite Kraft eingestellt werden, die freilich sich zunächst des vom Museum mitbetreuten »Haus der Ortsgeschichte« in Schwäbisch Hall-Sulzdorf anzunehmen hatte. Zum 15. August traten neue Kassen- und Aufsichtskräfte ihre Tätigkeit im Museum an. Mit Herrn Hermann Helmle konnte zum 15. Dezember ein qualifizierter, mit den komplizierten haustechnischen Klima- und Elektroanlagen vertrauter Hausmeister eingestellt werden.

Die Neuerwerbungen des Museums standen 1988 weitgehend im Zeichen des Ausbaues der regionalen Kunst des 20. Jahrhunderts. Mit städtischen Mitteln wurden Werke von Gerda Bier, Andreas Franz, Edgar Gutbub, Thomas Lenk und weiterer Künstler erworben. Der »Historische Verein für Württembergisch Franken« kaufte eine um 1910 entstandene Vellberg-Ansicht des Dresdner Landschaftsmalers Emil Schmidt.

Herr Pfarrer Wissner, Ausschußmitglied des Vereins, schenkte dem Museum eine umfangreiche Anzahl regionaler historischer Alltagsgegenstände; auf Vermittlung des Landkreises Schwäbisch Hall konnte das Museum einen Brückenstein mit Wegzollangaben des 18. Jahrhunderts aus Lendsiedel (bei Kirchberg/Jagst) übernehmen.

Zur Einrichtung des ersten Schausammlungsabschnittes konnte das Museum neue Dauerleihgaben, die zur thematischen Abrundung der Präsentation wichtig erschienen, erwirken. Sie stammen aus dem Besitz der Haller Kirchengemeinde St. Michael, der Stadt Crailsheim, dem Haller Stadtarchiv und mehreren Privatbesitzern.

Mit wichtigen Leihgaben war das Museum auch in bedeutenden auswärtigen Ausstellungen präsent. Wichtigste Leihgabe war die Unterlimpurger Synagogenvertäfelung, deren Restaurierung und Rekonstruktion vorher abgeschlossen wurde, in die Ausstellung »Geschichte und Kultur der Juden in Bayern« des Germanischen Nationalmuseums. Auch die Laubhüttenverkleidung unseres Museums wurde dort ausgestellt und dafür vorher vom Germanischen Nationalmuseum Nürnberg auf dessen Kosten restauriert. Weitere Leihgaben gingen in die Ausstellung über die Manesse'sche Liederhandschrift in die Universitätsbibliothek Heidelberg, ins Rheinische Landesmuseum und ins Historische Museum Basel (das »Michelfelder Glas«) und ins Münchner Stadtmuseum. Weiterhin konnte das Museum 1988 wichtige notwendige Restaurierungen durchführen lassen. Dazu zählten mehrere spätgotische Figuren wie die beiden Palmesel, das Großkruzifix aus St. Nicolai und die Ölberggruppe aus Gaildorf. Auch zahlreiche mittelalterliche Steindenkmäler wurden in Hinblick auf die Einrichtung des ersten Schausammlungsabschnittes restauriert.

Mit der Eröffnung konnte das Museum auch seine museumspädagogischen Aktivitäten neu aufnehmen. Für Kinder und Jugendliche verschiedener Altersstufen wurden Kurse, die die Museumssammlungen lebendig vermitteln sollen, angeboten. Das Angebot, das 1989 noch verstärkt werden soll, ist bislang allerdings noch nicht auf feste Anstellungsverträge begründet, so wünschenswert dies auch wäre.

13. Archiv des Vereins

Im Sommer 1988 wurde die umfangreiche, ca. 1600 Bände umfassende Bibliothek der Drs. Gräter und Dürr vom Evangelischen Diakoniewerk e. V., Schwäbisch Hall, aufgrund eines zwischen dem Historischen Verein für Württembergisch Franken und dem Evangelischen Diakoniewerk geschlossenen Dauerleihgabe-Vertrag in das Stadtarchiv

Schwäbisch Hall verbracht. Die wertvolle Bibliothek, die insbesondere Werke aus der Medizin, den Naturwissenschaften und der Literatur umfaßt und z. T. bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht, wird gegenwärtig neu geordnet und katalogisiert.

Albert Rothmund
1. Vorsitzender

Für den Museumsbericht:
Dr. Harald Siebenmorgen
Museumsleiter

Förderer des Vereins 1988

Bausparkasse Schwäbisch Hall
Dr. Ernst Breit sen., Schwäbisch Hall
Wilhelm Hahn, Stuttgart
Walter Krauß, Crailsheim
Eberhard Knorr, Ulm
Kreissparkasse Schwäbisch Hall-
Crailsheim
Hohenlohekreis

Main-Tauber-Kreis
Landkreis Schwäbisch Hall
Lions Club, Esslingen
Hermann von Olnhausen, Kriftel
Optima Maschinenfabrik, Schwäbisch Hall
Wolfgang Röbel, Schwäbisch Hall
Stadtverwaltung Schwäbisch Hall
Hans-Konrad Volz, Schwäbisch Hall

Orts- und Personenregister

Vorbemerkung: Ortsnamen werden in der historischen Form wiedergegeben, also Hall und Mergentheim statt Schwäbisch Hall und Bad Mergentheim.

Adlige Namen sind unter dem Zunamen eingereiht, auch Grafen, Pfalz-, Land- und Markgrafen oder Fürsten. Dagegen stehen Bischöfe, Äbte, Herzöge und Könige unter dem Vornamen.

- Aachen 11, 329
 Aalen 94, 96, 340
 Abtsgmünd 275
 Adalbert, Bischof v.
 Würzburg 9
 Adalbert, Prinz v. Bayern
 332
 — v. Eppstein,
 Herzog v. Kärnten 10
 Adelheid v. Burgund 16
 — v. Öhringen
 7—16, 28 ff, 141
 Adelsheim, Carl Frhr. v.
 338
 Agnes v. Schwaben 16
 Akermann, Manfred 302,
 308, 315 f, 328—331,
 340 f, 346, 350 f
 Albert, Bischof v.
 Regensburg 34
 Albrecht, Bischof v.
 Regensburg 39
 Alexander, Herzog v.
 Württemberg 330
 Alexandria 95
 Allendorf 130
 Altengabeln 35
 Altenhausen/Tüngen-
 tal 180
 Althamer, Andreas 82
 Ambrosius, Kirchenvater
 70
 Amorbach/Odenwald 340
 Andrea, Jakob 65, 149
 Ansbach 289, 291, 315, 335
 Antoninus, Pius, röm.
 Kaiser 87
 Aquileja 17
 Arens, Fritz 340
 Aribert, Bischof v.
 Mailand 17
 Aribo, Bischof v. Mainz 11
 Arles 94
 Asbach 305
 Augsburg (auch Augusta
 Vindelicum) 29, 49 ff,
 55, 85, 93, 96, 328, 352
 August, Kurfürst v.
 Sachsen 140
 Augustinus, Kirchen-
 vater 70
 Avenches-Aventicum 94
 Backnang 165, 293
 Bäreuther, Karl 172
 Baier, Karl Christoph 64 f
 Bamberg 32
 Barontus, Laie 22 f
 Bartenstein 57, 330
 Barthais, Simplicius 137,
 139
 Basel 294
 Bauer, Hermann 30, 281
 —, Karl-Heinrich 246
 Baumerlenbach 47
 Bebenhausen 55, 141
 Becht, Hans-Peter 312
 Begin, Menachem 255
 Beisenherz, Arzt 243
 Belgrad 302
 Belsenberg 47
 Benedikt IX., Papst 17
 Bengel, J. A. 297
 Berchthelm, Gerhard
 Graf v. 32
 Berg, Maria v. 244
 Berkenhoff, Hermann 71
 Berlichingen, Dietrich v.
 40
 —, Götz v. 336
 Berlichingen 293
 Berlin 57, 141, 256, 260,
 264, 311, 332 f, 349, 356
 Bernhard v. Clairvaux 330
 Bertsch, Thomas 296, 318,
 322, 345
 Betz, Dora 221
 Betzoldt, Jacob 350
 Beutelsbach 310
 Beutter, Herta 349
 Beyschlag, Ezechiel 136
 Biberach/Riß 331
 Bielriet, Friedrich v. 32
 Bielriet 293
 Bienert, Hans-Dieter 300 f,
 304, 313, 317, 323, 339 f,
 347, 349
 Binau 305
 Binder, K. F. 359
 Bischof-Luithlen,
 Angelika 316
 Bismarck 191, 193, 198,
 311
 Bittel, Kurt 81
 Blaubeuren 59, 313
 Blaufelden 293
 Blezinger, Landtags-
 Kandidat 199
 Bodfeld/Harz 30
 Böckingen/Neckar 28
 Böblingen 269, 333
 Böltz, Arzt 244
 —, Postrat 193 f, 195
 Bohn, German v. 331
 Bonifatius 24
 Borst, Otto 141
 Bosse, Arzt 243
 Bräunlein, Buchhändler 49
 Brandenburg-Ansbach,
 Georg Markgraf v. 294
 Braun, Louis 331
 Braunsbach 346
 Braunschweig 57
 Bremen 130
 Brenz, Johannes 52, 55,
 59, 294 f
 Brenz 92
 Breuning, Pfarrer 213, 240
 Brixen 333 f
 Bruckmann, Alexander 331
 Bruno, Erzbischof v. Köln
 22
 —, Erzbischof v. Trier 9
 Bucher, Staatsanwalt
 193 f, 195
 Buck, Petra 333
 Budapest 349
 Bühlertann 179 f
 Bühlerzimmern 182
 Büschler, Caspar 136
 —, Stättmeister 336
 —, Conrad 136
 Büttelbronn 37
 Buhel, Joachim 137
 Bullinger, Caspar 291
 Burkhard, Bischof v.
 Worms 9

- Caesar, G. Iulius 82, 300
 Calvin, Jean 68
 Cannstatt 214
 Canon, Hans 331
 Cappel 37
 Capua 14
 Caracalla, röm.
 Kaiser 93 ff
 Cassius Dio 94 f
 Christoiph, Herzog v.
 Württemberg 55, 57,
 59, 336
 Chrodegang, Bischof v.
 Metz 13
 Cittanuava 17, 22
 Clay, US-General 249, 264
 Cleß, Pfarrer 182
 Cluny, Kloster 13, 18 ff,
 330
 Coccius, Sebastian 55
 Crailsheim 99—127, 179,
 294, 341, 352
 Cremona 21
 Creuzburg 129, 139 f
 Crusius, Martin 316
- Dalberg, Karl Theodor v.,**
 Erzbischof v. Mainz 41
 Dalkingen 94
 Dawson, US-Oberst 247
 Decker-Hauff,
 Hans-Martin 7, 9, 28,
 314
 Demmingen bei
 Dischingen 87
 Denner, Peter 52
 Deubach 279—283
 Diebach bei Gaildorf 280 f
 Dientzenhofer, Justus
 Heinrich 340
 Dippach, Neckar-Odenwald-
 Kreis 282
 Dittmann, Andreas 340
 Dörzbach 275
 Domitian, röm. Kaiser 85
 Dowerk, Pfarrer 356
 Drinckhaus, Hans 139
 Duby, Georges 296
 Dürer, Albrecht 162
 Dürr, Arztfamilie
 203—245
 —, Walter 203
 —, Willy 342
- Eberbach/Neckar 338
 Eberhard, Graf 28
 Eck, Prof. 334
 Egen, Sibilla 336
 Eger 33
- Eggel, Rektor 69
 Egisheim, Gebhard v. 9
 —, Bruno v. 9
 Eichach 7, 30
 Eichstätt 315
 Eingartner, Johannes 82
 Eiselstein, Claus 333
 Eisenach 129 f, 133 ff
 Eisenhardt, Ulrich 325
 Eisenhower, US-General
 248, 256
 Eisenmann, Katharina
 171, 173 f
 —, Michael 173
 —, Tobias 173
 Eisenmenger, Johann 336
 Elagabal, röm. Kaiser 91
 Ellinger, Arzt 244
 Ellwangen 44, 179, 248,
 298, 341, 346
 Elsässer, Arzt 220
 Emmert, G. 99
 Engel, Evamaria 333
 Ennetach bei
 Mengen/Donau 83
 Ephesos 81
 Epidaurus 92
 Erasmus v. Rotterdam 23,
 54
 Erdmann, Adolf 46
 Erlangen 332
 Ernsbach 7, 30
 Ernst I., II., Herzöge v.
 Schwaben 13
 Eschelbach 47
 Esslingen 248, 330, 337
 Eugen, Prinz v. Savoyen
 302
- Faber du Faur, Otto v. 331
 Faimingen 81—97
 Faulhaber, Pfarrer 205,
 212
 Fellbach 248 f
 Ferdinand, Kaiser 63
 Feßbach 37
 Feuchter, Landwirt 191,
 198 f
 Feuchtwangen 60, 352
 Finsterlohr, Herren v. 303
 Firnhaber, Peter 351
 Fischer, Fritz 350
 Flaubert, Gustave 333
 Fleiner, Balthasar 51
 Föll, Werner 342
 Forchtenberg 349
 Frank, Jakob Rudolf 295,
 335, 339, 343
 Frankenstein, Peter 308
- Frankfurt/Main 29, 317,
 326, 333
 Franz II., Kaiser 42
 Franz, Gunther 45
 Freiburg i. Brsg. 302
 Fréjus 94
 Frey, Winfried 333 f
 Frick, Achim 165
 Friedrich I. Barbarossa,
 Kaiser 16, 32
 — II., Kaiser 16, 33, 35
 —, Bischof v. Regensburg
 40 f
 —, Herzog v. Schwaben 16
 — V., Kurfürst 343
 Fritz, Gerhard 285, 293,
 296 f, 298, 306, 310, 314,
 320, 334
 Froumund, Mönch 352
 Fulda, Valten 140
- Gabel, Ritter 36
 Gabelstein, Zürich u.
 Gernot, Ritter v. 38
 Gaildorf 187
 Gaisdorf bei Hall 191, 198,
 280 f
 Galilei, Galileo 150
 Gambetta, Léon 193
 Gebhard II., III., Bischöfe
 v. Regensburg 7 ff, 13 f,
 17, 27 ff
 Gehring, Luise 245
 Geislingen/Kocher 179
 Geislingen/Steige 248 f
 Gelbingen 276
 Genf 68
 Gengenbaur, Joseph
 Anton v. 331
 Gerabronn 187
 Gerlingen 309
 Gerok, Lotte 211—213,
 215, 218
 Gerstungen 139 f
 Geta, röm. Kaiser 94
 Gierke, Otto v. 327
 Gisela v. Schwaben
 10—13, 336
 Glass, Christian 334
 Glock, R. 99
 Gnadental 58 f
 Godesberg, Bad 270
 Göpfert, Eberhard 298,
 303, 307, 315, 317, 324,
 332—337, 345, 350 f
 Goebler, Peter 313 f
 Goggenbach 37
 Goldbach, Kloster 58
 Goldstainer, Paul 346

- Gorenflo, Roger M. 340
 Gorze, Kloster 13
 Gräter, Jakob 160
 Graz 302
 Gregor VII., Papst 25 f,
 296
 — VIII., Papst 26
 Greif, Tobias 135, 137, 139
 Grien, Hans Baldung 162
 Grimm, Jakob 36
 Grimmelshausen,
 H. J. C. v. 144
 Gröschner, Rolf 333
 Groß, Christine 215 ff
 Großbaldorf 198
 Grünbacher, R. 99
 Grünenwald, Elisabeth 350
 —, Jakob 331
 Gützingen 282
 Gundelfingen 93 f
 Gundremmingen 92 f, 96
 Gunzenhausen 315
 Gustav II. Adolf, König v.
 Schweden 343
 Guttenbach 305
- Haas, Wirt 195**
 Hänel, Wolfgang 306
 Häusler, Hubert 330
 Hagdorn, Hans 348
 Hagenau 294
 Hahn, Joachim 313
 Haigold, Johann 179—201
 Haimberg, Konrad v.,
 Domprobst 38
 Hall (Schwäbisch) 16, 31,
 52, 55, 81, 97, 155, 160,
 179—201, 203—245,
 247—269, 271—278,
 289—292, 293 f, 311 f,
 322, 324 f, 326, 329, 335 f,
 339, 346, 349 f, 351, 355 ff
 Hall am Inn 322
 Hallberger, Christian 336
 Halle a. d. Saale 133 f, 137
 Hamburg 156 f, 328
 Hammer-Purgstall,
 Joseph v. 332
 Hanselmann, Historiker 70
 Happold, Posthalter 192 f
 Harstall, Georg v.
 129—140
 —, Hans David 140
 —, Otto Erich 140
 Hartmann, Friedrich 199 f
 —, Johann 57 f, 61
 —, Gallus 57
 Haßfelden 179
 Hauff, Wilhelm 316
- Haug, Robert v. 331
 Haugk, Seyfried 39
 Haumann, Heiko 309
 Hausen/Murrhardt 165,
 167, 171
 Hausen bei Dillingen 91
 Haußmann, Gebrüder 195,
 197
 Heberle, Johannes 144,
 148
 Heidelberg 294, 302, 350 f
 Heidenheim 86, 94, 96,
 248 f
 Heiland, Joseph 332
 Heilbronn 16, 28, 40, 63,
 77, 204, 248, 269, 312,
 315 f, 341 f
 Heine, Heinrich 331, 333
 Heinrich der Heilige,
 König 10
 — III., Kaiser 9, 11, 17,
 29, 296
 — IV., Kaiser 16, 26, 295 f
 — VII., König 34 f
 —, Bischof v. Regensburg
 32, 41
 —, Graf v. Wormsgau 9,
 28
 Heissmeyer, Hannes 360
 Heller, Erich 213
 Henneberg, Grafen v. 9
 —, Katharina v. 131
 Hermann, Graf 28, 31
 Herolt, Johann 289, 336
 Hersfeld, Bad 130
 Herwegh, Georg 336
 Hesse, Hermann 336
 Hessental 252
 Heubach 342
 Hieronymus, Kirchen-
 vater 70
 Himmelein, Volker 330,
 351
 Hipler, Wendel 336
 Hippokrates 246, 333
 Hirsau 330
 Hirt, Prof. 305 f
 Hitler, Adolf 247, 306 f,
 321
 Hochdorf 307 f
 Hochscheid/Hundsrück
 83 f
 Hölderlin, Friedrich 336
 Hoffmann, E. T. A. 333
 Hofmeister, Chirurg 214
 Hohenbuch, Alexander 65
 Hohenlohe, Herren u.
 Grafen v. 33 ff, 46, 293
 —, Albrecht v. 40, 47 f, 51
- , Eberhard v. 57
 —, Georg v. 47 f
 —, Gottfried v. 33 ff
 —, Kraft v. 38, 40, 47, 292
 —, Ludwig Kasimir v. 57,
 59
 —, Ulrich 40
 Hohenlohe-Kirchberg,
 Christian Friedr. Karl,
 Fürst v. 41
 Hohenlohe-Waldenburg,
 Georg, Graf v. 56
 Hohenlohe-Weikersheim,
 Wolfgang, Graf v. 62
 Holzschuher, Paul 136,
 139 f
 Horland, J. Chr. 111 f
 Hornung, Ernst 248 ff
 —, K. 99
 Huberinus, Caspar 49 ff,
 55 ff
 Hufnugel, Karl Friedr. 311
 Hutten, Ulrich v. 336
- Igersheim 353**
 Iglau/Mähren 294
 Ilshofen 183, 189
 Ingelfingen 47, 275
- Johann, Bischof v. Regens-
 burg 38**
 Johann Ernst, Herzog v.
 Sachsen-Eisenach 139
 — Kasimier, Herzog v.
 Sachsen-Coburg 139
 — Wilhelm, Herzog v.
 Sachsen-Weimar 130 f,
 135, 139 f
 Jooß, Rainer 280 ff
 Jordan, Jörg 308
 Joseph Konrad, Bischof v.
 Regensburg 41
 Julier, Jürgen 340
- Kabelstein, Kabel v. 35 ff**
 Kaiser, Fritz 340
 Kaisersbach 171
 Kalinke, Dieter 314
 Kapff, Dieter 313
 Karl der Große 11, 21, 130
 — V., Kaiser 55, 338
 — Friedrich, Großherzog v.
 Baden 322
 Karlsruhe 293, 308, 311
 Keil, Hans 309
 —, Josef 81
 Kempten (auch Cambo-
 dunum) 81, 95
 Kepler, Johannes 150, 336

- Kern, Leonhard 349f, 351
 —, Johann Georg 349f
 Kerner, Justinus 342
 Kesselfeld 37
 Kibler, Arzt 213, 243
 Kielce/Polen 256
 Kirchberg/Jagst 271, 329f
 Kirn, Gebhard 337, 339, 345
 Kirsch, Eva 215, 218
 Klein, Emil 331
 Klett, Pfarrer 183
 Klingler, H. 99
 Knittel, Benedikt, Abt. 50
 Knörzer, Friedrich 171
 —, Michael 171
 —, Gottlieb Jakob 171
 Knut d. Große, König v. Dänemark 11
 Koch, Gottlieb 171
 Köhler, Frieda 244
 Köln 317
 König, Hans-Joachim 293ff, 297, 300, 302, 307, 321, 334, 343f, 352
 Koenig, Wilhelm v. 298
 Kolb, Christina 289
 Korbung 271, 280—283, 289, 291, 329
 —, Burkhard Graf v. 7ff, 31
 —, Heinrich, Graf v. 31f
 —, Rugger Graf v. 280f
 Konrad der Rote, Herzog 9
 —, König v. Burgund 10
 — II., Kaiser 9ff, 17, 22, 26, 28f, 295
 — IV., König 34
 —, Bischof v. Regensburg 39
 Konstantinopel(Byzanz) 21
 Konstanz 330
 Kopernikus 150
 Kossatz, Tilman 350
 Krause, Rüdiger 285, 288
 Krauthaim 275, 329
 Künzelsau 187, 275
 Kugler, Familie 165ff
 —, W. 99
- Ladenburg (auch Lopedunum) 81, 96
 Lahnstein, Peter 316
 Landau 103, 106, 118, 124
 Landsberg/Lech 355f
 Landshut 328
 Langenau/Bodensee 58
 Langenburg 33, 35, 54, 57, 330
- Lauda-Königshofen 283
 Laudenbach 303
 Laufen/Kocher 342
 Lauffen 9
 —, Grafen v. 28
 —, Poppo v. 9, 14
 Lauingen 81f, 91, 97
 Laurentius, hl. 17ff
 Lauterbach, Johann 63
 Leiberich, H. A. 99
 Leipzig 295, 300
 Leo IX., Papst 9
 —, Bischof v. Regensburg 34, 40
 Liebel, Willy 304
 Lilienfein, Pfarrer 57
 Liudprand, Bischof v. Cremona 21
 Lobenhausen 271
 Löwenstein 343
 London 349
 Lorenzenzimmern 198
 Lotze, Pfarrer 213
 Ludwig III., König v. Bayern 307
 Ludwigsburg 248
 Lübeck 326, 328
 Lüneburg 322
 Luther, Martin 23, 46f, 49ff, 58, 101, 294
 Lutz, Johann 48
 Luxemburg 313
 Luzern 47
 Lyon 306
- Mack, W. 99
 Maier, Hans 318
 Mainhardt 81
 Mainz 10, 85, 294
 Mannheim 302, 305, 315, 338
 Manteuffel, Claus Zoege v. 350
 Marx, Karl 46, 301
 Maßholderbach 37
 Matheshörlebach 180
 Mathesius 101
 Matzenbach 334
 Maulbronn 59, 336
 Maurer, Hans-Martin 296
 Max IV. Joseph, König v. Bayern 344
 Maximilian I., Herzog v. Bayern 343
 — II., Kaiser 64
 — II., König von Bayern 335
 Mayer, Carl 195
 —, Joh. Friedr. 172, 335
- McFarlin, UNRRA-Leiter 250
 Meder, David 61
 Meerbart, Kaspar 48
 Megingauch, Graf 279
 Megingauchshausen 279
 Meginhard, Bischof v. Würzburg 28
 Melanchthon, Philipp 63
 Mergentheim, Bad 187, 279, 282, 303, 330
 Merklin, Johann 136
 Merz, Hans-Georg 309
 Metz, Grafen v. 28
 —, Richard Graf v. 9
 Michaelis, Fritz 240, 242—244
 Michelbach a. Wald 35, 38ff, 43, 47
 Mihla 129
 Miller, Arthur 163
 Miltenberg 343
 Mistlau 104, 271
 Möckmühl 280
 Moegle-Hofacker, Franz 79, 141
 Möller, Lise Lotte 350
 Mörike, Eduard 316
 Molitor, Ulrich 158f
 Moskau 297
 Motahari, Arzt 244
 Muchembled, Robert 333f
 Müller, Ernst 129
 —, Hans Peter 179, 304, 314, 341
 —, Jörg d. J. 137
 —, K. F. J. v. 331
 —, Ulrich 247
 München 331, 343
 Münster/Westf. 328
 Murrhardt 81, 165—177, 285—288, 291, 297, 344f
- Nägele, Eugen 316
 —, Familie 174ff
 Napoleon I. 40, 42, 141, 143, 296, 298, 300, 338
 Natzweiler-Struthof 340ff
 Neapel 14
 Nebenius, C. F. 323
 Neckarbischofsheim 305
 Neckarelz 305
 Neckargerach 305
 Nellingen 269
 Nesselrode-Reichenstein, Philipp Wilhelm Graf v. 338f
 Neuburg 97

- Neuenstein 7f, 39, 43f, 45,
 47, 57f, 61f, 330, 349
 —, Fritz v. 39
 —, Götz v. 40
 Neuffen, Heinr. u. Gottlieb
 v. 35ff
 Neumann, Balthasar 340
 Neunkirchen 305
 Neuses bei Coburg 331
 Neustadt/Aisch 317
 Newton, Isaac 150
 Nicaea 94
 Niedermünster, Kloster 16,
 33, 40f
 Niedernhall 47, 136, 275
 Niederstetten 330
 Nikolaus, Bischof v.
 Regensburg 38
 Nikolaus v. Kues 320
 Nitschke, August 17
 Nördlingen 33
 Noll, Arzt 243
 Nürnberg 62f, 289, 304,
 334, 336

Obenland, Maler 166
 Obermünster, Kloster 16,
 33, 41
 Oberohrn 39
 Oberrot 352
 Odilo, Abt v. Cluny 13, 20
 Odo, Abt v. Cluny 13
 Öhringen 7—16, 17—26,
 27—44, 45—70, 71—80,
 141, 295, 330, 345
 Öllingen 280ff
 Oesterlen, August 192f,
 195
 Oetinger, F. Chr. 297
 Oettinger, Johannes 316
 Ohrnberg 7, 30, 47
 Olnhausen 352
 Oppenheim 10
 Osiander, Andreas 334
 Osterburken 282
 Oswiu, König 20
 Otterbach 180
 Otto der Große 16, 21f,
 24f
 —, Herzog v. Kärnten 9

Palm, Esslinger Familie
 337
 Paris 42, 306, 333, 349
 Passau 295
 Pastor, Egil 294, 315,
 341f, 348
 Paul, Jean 142
 Paulus, Eduard 316

 Pergamon 92, 95
 Petronius Victorinus 91
 Peukert, D. 318
 Peutinger, Konrad 82, 93
 Pfaffenweiler 37
 Pfahlbach 7, 30, 37
 Pfedelbach 47, 57, 61, 330,
 345
 Pilgrim, Bischof v. Köln
 11
 Piloty, Karl v. 331
 Platen, August v. 331
 Plato 23
 Plieninger, Konrad 313
 Pomone 93
 Pompeji 90
 Poppo v. Stablo, Abt v.
 Gorze 13
 Praxedis v. Kiew 296
 Press, Volker 312
 Preßburg 43
 Preuss, Johann Philipp
 353

Quedlinburg 58

Raischle, Pfarrer 237
 Ramsbach 180, 182
 Rappenaу, Bad 305
 Ravenna 17
 Ravensburg 185ff
 Regilla v. Arnswald/Traun
 9
 Regensburg 7, 16, 18, 27ff,
 328
 Reichenhall, Bad 322
 Remarque, Erich Maria
 296
 Remling, Ludwig 312
 Reyhing, Hans 316
 Rhenanus, Johannes 130
 Rimpär 352
 Röhrich, Lutz 333
 Röntgen, Wilhelm Konrad
 234
 Rohnfelder, Philipp
 Ernst 324
 Rollr, Dekan 213
 Rom 19ff, 29, 302
 Rometsch, Luise 217, 244
 Rothenburg o. d. T. 281
 Rothmund, Albert 358
 Rottenburg/Neckar 81,
 345
 Rottweil 81
 Ruchsen b. Mosbach 280
 Rudersberg 171
 Rueblingen 37
 Rüdigenfels, Herr v. 334

 Rüsч, Alfred 95
 Rustige, H. F. G. v. 331
 Ruthenus, Johannes 51f,
 55, 63
 Rutkowski, v., Arzt 243
 Rymann, Johannes 49

 Saalfeld, Diedrich 320
 Saarbrücken 157
 Salamon, Paula 356
 Salzungen, Bad 129ff
 San Lorenzo/Italien 17,
 22, 26
 Schäfersheim 58
 Schaile, Anna 244
 Scharfe, M. 318
 Scheller, Magnus Anton 82
 Schiller, Friedr. v. 144
 Schillinger, Georg Peter 79
 Schillingsfürst 42, 57
 Schloßstein, Katharina 161
 Schmidt, Georg 312
 —, Wolfgang 82
 Schmihing, Alexander 312
 Schmolz, Helmut 341f
 Schneeweiß, Simon 294
 Schoen, E. 102, 116
 Schöntal, Kloster 50, 59,
 293, 351
 Schorndorf 248
 Schubelin, Gilg 136
 Schütz, Bernhard 340
 Schuh, Johann Jakob 174
 Schumm, Marianne 7, 45
 —, Karl 45, 71
 Schuster, Reinhard 328f
 Schwab, Gustav 316
 Schwabsberg 94
 Schwäbisch Gmünd 248,
 346
 Schwaikheim 171
 Schweinfurt 331
 Schweizer, Rolf 287f
 Schwend, Christoph 198
 Schwob, Ute 333
 Seckach 348
 Sedan 82
 Seegis, Dieter B. 328f, 331
 Seiferheld, Georg 351
 Seufferheld, Stättmeister
 336
 Siebenmorgen, Harald 350
 Siegfried, Graf 28
 Sigibold, Adliger 280ff
 Simon, Theo 271
 Sooden 130
 Spех, Friedrich 64
 Spener, Ph. J. 287
 Speyer 13

- Speyer, Christian 331
 St. Emmeran, Kloster 34
 St. Gallen 330
 Stachel, Günter 99
 Stefan II., Papst 19
 Steinkirchen 37
 Stemler, Ägidius 48 f, 51
 Stettberg, Krs. Ansbach 280 f
 Stotzard bei Augsburg 57
 Straßburg 305
 Strauß, David Friedr. 336
 Stuttgart 43, 51, 71, 73, 107, 115, 141, 165, 179, 185, 187, 190, 248 f, 293, 298, 308, 314, 331, 342, 347
 Sülzbach 28
 Sulzdorf 182
 Sundmacher, Ingo 301, 319, 347
 Susanne v. Limpurg 336
 Suttner, Bertha v. 296
 Syrlin, Jörg d. Ä. 342
- Taddey, Gerhard 27, 315
 Thioto 279
 Thumas, Sebastian 291
 Traian, röm. Kaiser 85
 Trier 46, 64, 66, 94, 328
 Trommelhard 35, 38
 Trunk, Leo OSB 279
 Tübingen 59, 326, 336, 353, 356
 Tüngental 179—201
 Tullau 271
 Tuta, Äbtissin v. Niedermünster 33
- Übele, Direktor 213
 Uffenheim 352
 Uhrle, Alfons 35 f
 Ulm 248, 312, 328
 Ulrich, Fritz 270
 Ulshöfer, Kuno 289
 Unterdeufstetten 334
 Untergröningen 342
 Unterkochen 87, 291
 Untermünkheim 271, 273, 352
 Unterregenbach 103, 105
 Untersteinbach 47
 Urach 59
 Urspring 85, 93
- Valentianus I., röm. Kaiser 96
 Valletta/Malta 338
 Veinau 180
- Vellberg 179 f, 189
 Vischer, Friedr. Th. 336
 Völker, Stefan 333
 Vogel, Oberamtspfleger 193
 Vogelmann, Stadtrat 248
- Wackershofen 168, 199
 Wagner, Georg 316
 Waldenburg 35, 37 ff, 43, 47, 57 f, 61, 141—154, 319, 330
 Walter, Jacob 298
 Wankmüller, Manfred 315
 Warschau 255 f, 258
 Wasseralfingen 248 f, 340
 Wassertrüdingen 315
 Wasungen 139
 Waterloo 300
 Weber, Gerhard 82
 —, Jakob 137 f
 —, Karl Julius 337
 —, Raimund J. 303, 311 f, 320, 325 ff, 333
 Weckrieden 252
 Wehling, Hans-Georg 308
 Weidner, B. 99
 —, C. 299
 Weikersheim 33, 57, 330
 Weimar 134
 Weinbrenner, Sigmund 336
 Weinsberg 9, 14, 248, 293, 342
 —, Engelhard u. Konrad v. 40
 Weiß, Adam 294
 Weißenburg 315
 Weist, Familie 174
 Weizsäcker, Emma 215, 218
 Welsch, Maximilian v. 340
 Welsler, Marcus 82
 Wertheim 100 f, 114
 Werveke, Nicolas v. 313 f
 Westheim/Kocher 271, 273, 275, 348
 Widman, Georg 289 f, 336
 Wiedmann, Karl 99, 108
 Wieland, Dieter 332
 —, Familie 175
 —, Uwe 287 f
 Wien 302, 328, 349
 Wildflecken/Rhön 269
 Wilhelm I., König v. Württ. 43, 143
 Wilhelm IV., Landgraf v. Hessen 130
 Wilhelmsglück 271, 276
- Wilna 255
 Wimpfen, Bad 81, 293
 Windisch, Arzt 243
 Windmüller, Otto 324, 337 f
 Windsheim, Bad 294, 317, 348
 Wipo, Chronist 10 f
 Wirtz, R. 318
 Wittenberg 47, 63
 Wöllwarth, Wilhelm v. 298
 Wohleb, Leo 308
 Wolpertsdorf 180
 Worms 9 ff, 294
 Würzburg 16, 28 f, 33, 281, 299, 303, 320, 348 f, 352 f
 Wulle, Karl 342
 Wunder, Gerd 312, 348, 355 ff
 —, Heide 155
 Wurst, Familie 174 f
 Wyhl 325
 Wyschkon, Jürgen 289
- Zahlten, Johannes 350
 Zell, Amt Kirchheim 310
 Zieger, Andreas 303, 316, 318, 343, 346, 348
 Zimmern, Herren v. 281 f
 Zind, Pierre 306
 Zinn, Caspar 65
 Znaim/Mähren 294
 Zügel, Ratsschreiber 165
 Zwingli, Ulrich 49, 294

Verzeichnis der Mitarbeiter

Schriftleitung:

Dr. Franz Moegle-Hofacker, Hohenlohe-Zentralarchiv, 7113 Neuenstein

unter Mitarbeit von

- Manfred Akermann, Stadtarchiv, 7170 Schwäbisch Hall (Rezensionen) und
 Dr. Hans-Peter Müller, Kreisarchiv, Landratsamt, 7170 Schwäbisch Hall (Register)
 Thomas Bertsch, 7157 Murrhardt-Trauzenbach
 Hermann Berkenhoff, Staatl. Hochbauamt, Postfach 3027, 7100 Heilbronn
 Hans-Dieter Bienert, Justinus-Kerner-Straße 37, 7157 Murrhardt
 Prof. Dr. Kurt Bittel, Carl-Zeiss-Straße 56, 7920 Heidenheim
 Prof. Dr. Walter Dürr, Johannes-Müller-Straße 7, 5400 Koblenz
 Jakob Rudolf Frank, Brahmweg 11, 7170 Schwäbisch Hall
 Dr. Gunther Franz, Stadtbibliothek Trier, Weberbach 25, 5500 Trier
 Achim Frick, Weilerstraße 6, 7052 Schwaikheim
 Dr. Gerhard Fritz, Hofberg 40, 7157 Murrhardt
 Eberhard Göpfert, Konradweg 4, 7170 Schwäbisch Hall
 Dieter Kalinke, Pfitznerweg 30, 7170 Schwäbisch Hall
 Gebhard Kirn, Beethovenweg 8, 7170 Schwäbisch Hall
 Hans-Joachim König, An den Hecken 35, 7180 Crailsheim
 Dr. Hans-Georg Merz, Freiburger Straße 49, 7815 Kirchzarten
 Dr. Ernst Müller, Breslauer Straße 11, 7170 Schwäbisch Hall
 Dr. Ulrich Müller, Danziger Straße 6, 7076 Waldstetten
 Prof. Dr. August Nitschke, Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 7000 Stuttgart
 Egil Pastor, In der Au 2, 7173 Mainhardt-Bubenorbis
 Reinhard Schuster, Wignandstraße 11, 7170 Schwäbisch Hall-Steinbach
 Dieter B. Seegis, Vordere Ramsbacher Straße 7, 7060 Schorndorf
 Dr. Theo Simon, Gehrendshalde 42, 7165 Fichtenberg
 Günter Stachel, Am Bach 16, 7183 Unterregenbach
 Ingo Sundmacher, Norderstraße 27/29, 2390 Flensburg
 Dr. Gerhard Taddey, Obere Gartenstraße 11, 7113 Neuenstein
 P. Leo Trunk OSB, Abtei, 8711 Münsterschwarzach
 Dr. Kuno Ulshöfer, Hebelweg 4, 7170 Schwäbisch Hall
 Dr. Raimund J. Weber, Philosophenweg 45, 7400 Tübingen
 Claus Weidner, Harbacher Straße 18, 7157 Murrhardt
 Dieter Wieland, Ehninger Straße 24, 7031 Hildrizhausen
 Dr. Otto Windmüller, Kernerstraße 29, 7170 Schwäbisch Hall
 Prof. Dr. Heide Wunder, Ludwigstraße 5, 6350 Bad Nauheim
 Dr. Andreas Zieger, Memelstraße 29, 7160 Gaildorf